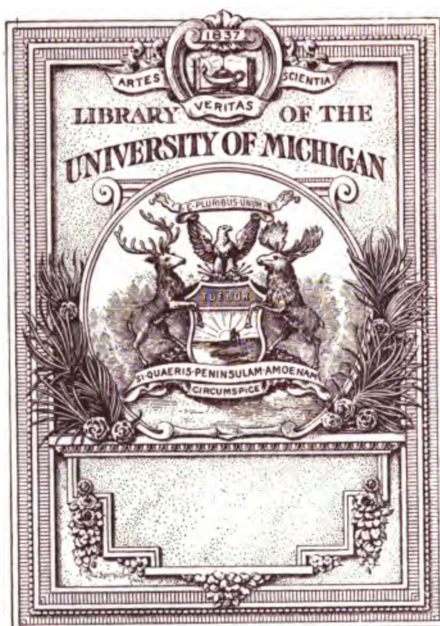

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



**Gustav Freytag.**

**Nach dem Gemälde von Stauffer in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.**



# Gustav Freytag.

Von

**Friedrich Seiler.**



— Mit 28 Abbildungen. —




**Leipzig.**

R. Voigtländer's Verlag.

1898.

# Meinen Eltern

gewidmet

in dankbarer Erinnerung

an die Zeit, wo sie dem Knaben die erste
Bekanntschaft des Dichters

vermittelten.

# Vorrede.



Für eine umfangreiche, den Anforderungen der Litteraturwissenschaft entsprechende Lebensbeschreibung Gustav Freytags ist die Zeit noch nicht gekommen. Die auf sein Leben bezüglichen Papiere, Aufzeichnungen und Briefe befinden sich in Privatbesitz und sind zur Zeit noch unzugänglich; nur von den Briefen, die er selbst geschrieben hat, sind einige wenige bekannt geworden. Dennoch schien es angezeigt, dem deutschen Volke schon jetzt einen Abriß von dem Leben dieses Mannes zu geben, der ja wie wenige einer seiner Lieblingsschriftsteller geworden ist. Denn bis eine wissenschaftliche Biographie geschrieben werden kann und geschrieben wird, mögen noch Jahre vergehen, und zu einem einigermaßen abgerundeten und farbenhellen Bilde reichen schon heute die Mittel aus. Was auf den folgenden Blättern von dem Leben des Dichters erzählt wird, ist bis auf den geringfügigsten Zug aus zuverlässigen Quellen geschöpft. Vielleicht trägt diese kleine Schrift dazu bei, noch weitere zu eröffnen; eine jede, auch die geringste Mitteilung wäre dem Verfasser hochwillkommen.

Mit litterarischen Nachweisungen oder sonstigen Anmerkungen habe ich das Büchlein nicht belastet. Einem Volksbuche steht ein gelehrter Apparat nicht an; es muß vom ersten bis zum letzten Worte zum Lesen, nicht zum Nachsehen oder Nachschlagen bestimmt sein.

Wo das Leben eines Mannes wie Freytag erzählt wird, da darf auch eine Würdigung seiner Werke nicht fehlen. Es würde sonst ein Leib ohne Seele werden. Eine solche Würdigung darf aber in einem Volksbuche weder ästhetisch noch psychologisch noch philologisch in allzugroße Tiefen hinabsteigen. Sie muß so gehalten sein, daß der freundliche Leser, der seinen

Freytag kennt und liebt, ihr mit Vergnügen und ohne Anstrengung folgt und das Buch doch mit dem Bewußtsein aus der Hand legt, in seinem Verständnis gefördert und in seiner Wertschätzung geklärt und gekräftigt zu sein. Ich habe mich bemüht, die richtige Mittellinie innezuhalten und, ohne oberflächlich zu werden, doch möglichst allgemein verständlich zu bleiben. Darum habe ich mich auch bestrebt, die üblichen ästhetischen Kunstausdrücke und Schlagwörter zu vermeiden, soweit dies dem Sterblichen, der über Kunstwerke schreibt, vergönnt ist.

Die beigegebenen Bilder, Bildnisse des Dichters und Abbildungen aus der Welt, in der er lebte, werden gewiß willkommen sein. Ebenso die Porträts einer Anzahl bekannter Zeitgenossen, und zwar um so mehr, als diese Persönlichkeiten hier vielfach in jüngeren Jahren dargestellt sind, aus denen man heutzutage nur noch selten Bilder von ihnen sieht.

Möge das Büchlein von denen, für die es bestimmt ist, in dem Sinne aufgenommen werden, in welchem es geschrieben wurde.

Wernigerode, im Februar 1898.

**Friedrich Seiler.**



# Inhalt.




| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Familie und Vorfahren | 9 |
| II. | Heimat und Kindheit | 16 |
| III. | Gymnasium und Universität | 29 |
| IV. | Der Breslauer Privatdocent | 40 |
| V. | Der erste Ruhm | 52 |
| VI. | Politiker und Journalist | 64 |
| VII. | Siebleben und „Die Journalisten“ | 81 |
| VIII. | Herzog Ernst und der Preßverein | 91 |
| IX. | „Soll und Haben“ | 101 |
| X. | „Die Fabier“ und Theoretisches zum Drama | 120 |
| XI. | Leipzig und die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ | 125 |
| XII. | „Die verlorene Handschrift“ | 134 |
| XIII. | Politik und Leben bis zum großen Kriege. „Karl Mathy“ | 150 |
| XIV. | Der Krieg gegen Frankreich und „Die Ahnen“ | 164 |
| XV. | Wiesbaden, die „Erinnerungen“, „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ | 183 |
| XVI. | Die letzten Jahre | 195 |
| XVII. | Zusammenfassende Würdigung | 207 |


## Verzeichnis der Abbildungen.


| | |
|---|---|
| Bildnis Freytags 1886. Nach dem Gemälde von Stauffer (Titelbild). | |
| Freytags Geburtshaus in Kreuzburg | 17 |
| Der Marktplatz (Ring) in Kreuzburg | 19 |
| Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben | 49 |

| | Seite |
|---|---|
| Berthold Auerbach . . . . . . . . . . . . . . . . . | 52 |
| Karl von Holtei . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 53 |
| Karl Gutzkow . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 56 |
| Heinrich Laube . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 58 |
| Arnold Ruge . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 59 |
| Ludwig Tieck . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 60 |
| Julius Fröbel . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 61 |
| Richard Wagner . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 62 |
| Theodor Mommsen . . . . . . . . . . . . . . . . . | 77 |
| Siebleben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 79 |
| Freytags Arbeitszimmer in Siebleben . . . . . . . . | 81 |
| Freytags Haus in Siebleben . . . . . . . . . . . . | 83 |
| Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha. Nach einem Holzschnitte a. d. J. 1860 . . . . . . . . . . . . | 92 |
| Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen . . . . . . | 94 |
| Kronprinzessin Viktoria von Preußen . . . . . . . . | 95 |
| Max Duncker . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 98 |
| Karl Friedr. Wilh. Ludwig . . . . . . . . . . . . | 131 |
| Gustav Freytag. Nach einem Holzschnitt der Illustrierten Zeitung i. J. 1856 . . . . . . . . . . . . . . . . | 133 |
| Karl Mathy . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 161 |
| Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha um d. J. 1890 | 191 |
| Gustav Freytag und seine dritte Gattin. Gelegenheitsbild | 200 |
| Dieselben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 201 |
| Gustav Freytag auf dem Totenbette. Gezeichnet von E. Wichgraf . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 204 |
| Freytags Grab in Siebleben . . . . . . . . . . . . | 206 |





# I. Familie und Vorfahren.



Neben Fritz Reuter ist Gustav Freytag der volkstümlichste der deutschen Dichter dieses Jahrhunderts. Es giebt wohl schwerlich einen Gebildeten deutscher Zunge, der nicht seine Hauptwerke gelesen hätte, und auch in den weiteren Kreisen des Volkes wird man ziemlich tief hinuntergehen müssen, bis man auf eine Schicht stößt, in welcher sein Name gänzlich unbekannt ist. Wer aber seinen Dichtungen näher tritt, der empfindet wohl bald den Wunsch, mit dem kräftigen, edlen und feinen Geist, der aus ihnen spricht, in ein innigeres Verhältnis zu treten, diejenige Fühlung mit ihm zu gewinnen, die nur aus der Kenntnis seines äußeren Lebens und seiner inneren Entwicklung erwachsen kann. Dies Bedürfnis fühlt man bei Freytag in besonderem Maße, weil er es versteht, unser Gemüt mit milder, aber dauernder Wärme zu erfüllen und unser Herz in freundlicher Teilnahme an seinen Gestalten gefangen zu nehmen. Er trägt ferner so ausgeprägt den Stempel deutschen Wesens, daß der deutsche Leser sich zu ihm mit einer Art Naturzwang hingezogen fühlt, weil er in seinen Gestalten und seiner ganzen Lebensanschauung unwillkürlich Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist verspürt.

Darum ist es kein Zufall, daß gerade Freytag der Gesamtausgabe seiner Werke als Einleitung „Erinnerungen aus seinem Leben“ vorgesetzt hat, und daß er durch das allgemeine Verlangen sehr bald genötigt wurde, dieselben als besonderes Buch erscheinen

zu lassen. Sie bilden zugleich die reichhaltigste und treueste Quelle für denjenigen, der sich die Aufgabe gestellt hat, dem deutschen Volke das Leben dieses Mannes vorzuführen, der in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts so hervorragenden Einfluß auf die gemütliche und geschichtlich-vaterländische Bildung desselben ausgeübt hat und diesen Einfluß sicher auch noch in einem Teile des kommenden Jahrhunderts bewahren wird.

Aus den östlichen Grenzprovinzen sind der deutschen Nation nicht eben viele litterarisch und dichterisch bedeutende Männer erstanden. Dort waltete durch die Jahrhunderte die rüstige Kraft hart arbeitender bürgerlicher und bäuerlicher Kolonisten. Der Kampf mit der herben und kargen Natur, mit den zähen slawischen Stämmen, der geringe Reiz der ebenen Landschaften und das rauhe, unfreundliche Klima entwickelten mehr den nüchternen, auf das Praktische gerichteten Verstand, die Fähigkeit arbeitsvoller Entsagung und die militärische Tüchtigkeit der Bevölkerung dieser weiten Landstriche als den Sinn für das schöne Spiel der dichterischen Phantasie und den Wohlklang einer gehobenen Sprache.

Zu den deutschen Kolonistenfamilien im ehemalig slawischen Osten gehört auch die, welcher Gustav Freytag entstammte. Ihre Heimat ist Oberschlesien, und ihr Name enthält unsere altgermanische Frühlings- und Liebesgöttin, die lichte Freya, und das Wort „Tag“, welches in diesen alten Namenbildungen „Licht, Glanz“ bedeutet. Der Name ist ein altthüringischer; darum hat auch Freytag Thüringen stets als die Urheimat seines Geschlechtes angesehen. Schlesien ist ja vorwiegend von Kolonisten aus Mitteldeutschland besiedelt worden. Das beweisen die Mundarten, das beweist auch der frische, leichtlebige, fröhliche Sinn der Schlesier, deren Charakter eine gewisse Ähnlichkeit mit thüringischer Volksart nicht verleugnet.

Die Vorfahren des Dichters lebten als Bauern und Hofbesitzer in dem Dreieck zwischen den drei Städten Konstadt, Kreuzburg und Pitschen, in dem nördlichen, an die Provinz Posen stoßenden Teile Oberschlesiens, einer Gegend, welche im Gegensatz zu dem kohlen- und eisenreichen Süden auch heute noch vorwiegend einen ländlichen Charakter trägt. An den großen, unwegsamen Grenzwald, der sich hier ehemals zwischen Polen und Schlesien ausdehnte, erinnert noch der Name des Dorfes

Schönwald, wo im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts der älteste nachweisbare Vorfahr des Dichters geboren wurde. Das Dorf besaß ehemals zwei Schulzenhöfe oder Scholtiseien, deren einen um 1700 ein Enkel jenes ersten Freytag erheiratete. Die Höfe in jener Gegend waren sogenannte Minorate; sie gingen immer auf den jüngsten Sohn über, die älteren wurden anderweitig versorgt oder wanderten aus. Darum ließ auch der Urgroßvater des Dichters, der Erb- und Gerichtsschulze Johann Simon Freytag zu Schönwald, seinen ältesten Sohn Georg das Gymnasium und später die Universität besuchen. Mit diesem Georg tritt die Familie aus dem Dämmerlichte bäuerlichen Stilllebens heraus in die hellere und bewegtere Atmosphäre der studierten Stände. Sie beginnt mit ihm ihren aufwärtsführenden Lebenslauf, der schon in der zweitfolgenden Generation den Höhepunkt erreichen sollte.

Georg Freytag, der Großvater des Dichters, mußte in seiner Jugend mancherlei erleben, was für die damaligen Zeitverhältnisse äußerst charakteristisch ist. Er besuchte das Gymnasium in Brieg und geriet als Primaner wegen seiner körperlichen Größe in die größte Gefahr, zwangsweise unter das Militär gesteckt zu werden. Die Zeiten des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. spukten auch unter dem großen Friedrich noch nach. Die Garnisonkommandanten durften sich „im Interesse des Dienstes" Eingriffe in das Leben der bürgerlichen Bevölkerung erlauben, die uns heute schier unglaublich bedünken wollen. Der Regimentskommandeur in Brieg hatte sich — es war in dem Jahre vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges — die sieben größten und strammsten Gymnasiasten zur gewaltsamen Einstellung in sein Regiment ausersehen. Georg Freytag stand auf der schwarzen Liste, wurde aber rechtzeitig gewarnt und vertauschte rasch seine Wohnung mit der eines kleinen und schwächlichen Schulkameraden. Das Kommando, welches den Rekruten abholen sollte, erschien und fand statt des großen, starken einen kleinen, zum Dienst nicht tauglichen Menschen. Der Oberst gab nun den Thorwachen strengen Befehl, überhaupt keinen großen Menschen, am wenigsten aber den jungen Freytag, aus der Stadt zu lassen. An ein Durchkommen war nicht zu denken, da Georg nach siebenjährigem Aufenthalte in der Stadt auch den Soldaten bekannt war.

Inzwischen war ein Eilbote nach dem neun Meilen entfernten Schönwald gelaufen und hatte den Vater von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Der sandte sogleich einen Wagen in die Nähe der Stadt und ließ dem Sohne sagen, er solle sehen, wie er herauskäme. Dieser, der seine bürgerliche Existenz für immer bedroht sah — damals war der Soldatenstand noch kein Ehrenstand —, verfiel in seiner Verzweiflung auf einen sehr gewagten Ausweg aus dieser Klemme. Er wußte, daß beim Marsch im Tritt sich kein Soldat umsehen darf, und daß besonders bei Wachablösungen strenge auf diese Regel gehalten wurde. Darum begab er sich vormittags gegen elf Uhr unter den dunkeln Schwibbogen des Oberthores, ließ die Ablösung der Thorwache an sich vorbeimarschieren und folgte ihr dann unbemerkt über die Brücke. Während die Ablösung selbst erfolgte, ging er hinter der Linie entlang und gelangte glücklich ins Freie, wo er bald auf seinen Wagen traf. Er fuhr auf diesem nach Breslau und begab sich von da nach Königsberg, wo er drei Jahre lang Theologie studierte und auch bei Kant einige philosophische Vorlesungen hörte.

Wie er sich heimlich zur Universität geflüchtet hatte, so sollte er sich auch wieder auf heimlichen Wegen nach Hause begeben. Als sein Vater ihn nach Schönwald zurückrief, weil er den Sohn wegen Krankheit und Kriegsnot nicht länger entbehren konnte, da hielten die Russen das ostpreußische Land besetzt und ließen niemand durch, der in das Gebiet des Königs wollte. Bis Danzig bekam Georg dagegen ohne Schwierigkeit den erbetenen Reisepaß. In der Nähe dieser Stadt fand er einen Fuhrmann, der mit seiner Ladung über das Eis der Weichsel zu fahren beabsichtigte. Ihm übergab der junge Freytag sich und sein Gepäck zur Weiterbeförderung. Inzwischen war aber Tauwetter eingetreten, und am Ufer floß bereits das Wasser. Darum ließ sich Georg, als er, bereits auf dem Eise des Stromes stehend, das Krachen der Schollen und das Rauschen der Flut vernahm, vom Ufer her einen kleinen Handschlitten kommen, lud seinen Koffer und den Sack mit den Betten darauf und folgte dem Schlitten vorsichtig bis ans andere Ufer. Der Fuhrmann dagegen, der sich auf die Versicherungen der Flußanwohner, daß das Eis noch halten werde, verlassen hatte, brach hinter ihm samt Wagen und Pferden ein und versank in die Tiefe.

In der Heimat erwartete den jungen Kandidaten der Theologie eitel Sorge und Not. Seine Mutter starb wenige Stunden nach seiner Ankunft, der Vater war durch einen Schlaganfall gelähmt, österreichische und sächsische Truppen standen im Lande und legten ihm schwere Lieferungen auf. Der junge Theologe mußte das Schulzenamt für den Vater verwalten, die Lieferungen ausschreiben, erheben und absenden, zwischen der einheimischen Bevölkerung und dem fremden Kriegsvolk vermitteln, für die häufige und zahlreiche Einquartierung sorgen, dabei die Wirtschaft führen, alle Morgen früh um drei nach Stall und Scheuern sehen und außerdem auf Wunsch des Vaters noch alle vier Wochen predigen. Das dauerte so durch zwei Jahre, fürwahr eine schwere Lehrzeit, die den Jüngling wohl zum Manne reifen konnte. Das Jahr 1760 brachte ihm Erleichterung. Er wurde als Geistlicher nach dem nahen Konstadt berufen, wo er später Pastor, dann Senior (Superintendent) der Diözese wurde. Aber auch von hier aus mußte er noch lange Jahre hindurch die Gutswirtschaft zu Schönwald für den unmündigen jüngeren Bruder besorgen.

Die Liebe Gottes und das gnädige Walten der Vorsehung hatte er in seinem Leben oft genug erfahren, um seiner Gemeinde eindringlich davon Zeugnis ablegen zu können. Gegenüber dem damals, vor der Katastrophe von Jena, noch sehr dünkelhaften und anspruchsvollen Wesen des Landadels und Militärs wußte er sich mit männlichem Stolze zu behaupten und das gute Einvernehmen, ohne sich irgend etwas zu vergeben, aufrecht zu erhalten. Seine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Wohlhabenheit erleichterte ihm den geselligen Verkehr mit diesen im Bewußtsein ihrer Vorrechte sich gern abschließenden Kreisen. Er zeigte wohl gelegentlich seinen Söhnen den sorgfältig geschnörkelten Bettelbrief eines hochadligen Herrn, worin ihn dieser um ein Darlehn anging, und gab ihnen dabei die Lehre, daß es besser sei, solchen, die sich für vornehmer hielten, zu geben, als von ihnen zu nehmen. Dieses kräftige bürgerliche Selbstgefühl ist auch auf seinen Sohn und Enkel übergegangen.

Er hinterließ, als er 1799 noch in voller Kraft starb, fünf Töchter und zwei Söhne, deren ältester, der 1774 geborene Gottlob Ferdinand, der Vater unseres Dichters wurde.

Dieser wuchs, da er früh die Mutter verlor, unter den Schwestern heran, besuchte dann das Gymnasium zu Öls und ging 1793, um Medizin zu studieren, nach Halle, wohin fast alle studierenden Schlesier zogen. Es waren damals in Deutschland ruhige und glückliche Zeiten. Die Schönseligkeit und Gefühlsinnigkeit, die seit Klopstock und dem Hainbund aufgekommen war, hatte auch auf das akademische Leben sittigend und veredelnd gewirkt, und der Hallenser Student hatte Gelegenheit, in dem kleinen Bade Lauchstädt in unmittelbarer Nähe seiner Musenstadt die Meisterwerke unserer Klassiker von der weimarschen Theatertruppe aufführen zu sehen.

Die Freundschaften und Beziehungen, die man während der Universitätsjahre schloß, wirkten damals noch in ganz anderer Weise als heute für das spätere Leben nach. Heutzutage, wo es Sitte geworden ist, drei bis vier Universitäten zu besuchen und die Ferien jedesmal in der Vaterstadt zuzubringen, lebt man sich nicht mehr so mit einem Freundeskreise zusammen; man hat bei dem ins Riesenhafte gesteigerten Verkehr, der auch die kleinen Landstädte, ja selbst die Dörfer in seine Netze gezogen hat, leicht Gelegenheit, auch später neue, wertvolle und förderliche Beziehungen anzuknüpfen, das Leben ist ungleich vielseitiger und verwickelter geworden. Damals lebte der Geistliche, der Richter, der Arzt, auch der Gymnasiallehrer in seinem Landstädtchen in geistiger Vereinzelung, und selten nur hatte er Gelegenheit, mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Männern sich auszusprechen. Die Amts- und Berufsjahre des Mannes waren in ungleich größerem Maße als heute ein „Philisterium". Darum bewahrten die Studierten jener Zeit in den engen Verhältnissen, in welche sie kamen, als teuersten Schatz ihres Herzens die Erinnerung an die „alte Burschenherrlichkeit", die ihnen die schönsten Jahre ihres Lebens geschenkt hatte. Diejenigen, welche sich auf der Universität zusammengefunden hatten, bildeten in der Provinz eine Art Verband, dessen Glieder genau von einander wußten, wo und unter welchen Verhältnissen ein jeder lebte. Kamen zwei dieser „Koätanen" einmal zusammen, so bildeten ihr liebstes Gespräch die fröhlichen Abenteuer und „Suiten" der Studienzeit.

Einen solchen Schatz von Erinnerungen und Freundschaften brachte auch der junge Gottlob Ferdinand Freytag mit, als er

nach vier Jahren in die Heimat zurückkehrte, und es ist natürlich, daß die Erzählungen des Vaters auch auf den Sohn ihren Eindruck nicht verfehlten. Nur ein Jahr verblieb der angehende Arzt in Konstadt, dann ließ er sich in der Kreisstadt Kreuzburg nieder. Er fand bald eine ausgedehnte Praxis, deren anstrengendster Teil jenseits der Landesgrenze lag. In dem damals preußischen, wenig kultivierten Herzogtum Warschau fehlte es nämlich an Ärzten, und der Kreuzburger Doktor wurde oft Tagereisen weit hinübergerufen und mußte in schlechtem Wagen oder offenem Schlitten lange Fahrten durch öde Kiefernwälder in knietiefem Sand oder fußhohem Schnee machen. Er saß dann auf seinem Sitz, eingehüllt in Mantel oder Pelz, den Arzneikasten zwischen den Füßen, Säbel und Pistole zur Seite zum Schutz gegen streifendes Gesindel und hungrige Wölfe, die damals noch zahlreich in den Grenzwäldern hausten und dem glücklichen Jäger ein Schußgeld von zehn bis elf Thalern einbrachten. In den wilden polnischen Haushaltungen ging es auch oft recht seltsam zu; es kam vor, daß ein hochfahrender Edelmann die ihm gereichte Flasche mit dem Arzneitrank verächtlich in die Ecke warf, weil sie ihm zu wohlfeil dünkte, worauf der Doktor natürlich sofort das Haus verließ.

Als im Jahre 1810 in Preußen die neue Städteordnung mit der Selbstverwaltung eingeführt wurde, hatten sich die Kreuzburger, wie alle anderen Städte, einen Bürgermeister zu wählen. Sie trugen dieses verantwortungsvolle Amt dem Doktor Freytag an, ein Beweis, daß sich dieser in den zehn Jahren seines Aufenthaltes in der Stadt das Vertrauen seiner Mitbürger im vollsten Umfang erworben hatte. Er nahm den Antrag an, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er sich trotz langjähriger Praxis die dem Arzte unentbehrliche Kälte und Gemütsruhe nicht hatte erwerben können, sondern durch jeden schweren Fall um Ruhe und Schlaf gebracht wurde.

Indessen sollte ihm auch das neue Amt kein Ruheposten werden. Denn kaum hatte er sich und die Bürgerschaft in die neuen Formen der Verwaltung eingewöhnt, da kam das Jahr 1812 mit seinen endlosen Truppendurchzügen und dann die Erhebung des Jahres 1813, eine Zeit der anstrengendsten Thätigkeit bei Tage und bei Nacht. Das Widerwärtigste unter all dem Peinlichen und Schwierigen, was es zu überwinden galt,

war der Verkehr mit den russischen Verbündeten. Die Raubsucht, Roheit und Anmaßung der niederen Offiziere schien anfangs kaum zu bändigen. Die Flasche mit Wotka und der Tabakskasten standen beständig auf dem Tisch des Bürgermeisters, an seinem Stuhl lehnte ein Kavalleriesäbel, und daneben hing die russische Nationalwaffe, ein großer Kantschu. Diesen hatte er von einem höheren russischen Offizier deutschen Stammes zum Geschenk bekommen, welcher das empörende Gebaren eines jüngeren Kameraden eigenhändig mit diesem Werkzeug geahndet und dasselbe dann für ähnliche Fälle zu nützlichem Gebrauche zurückgelassen hatte. Die schlimmste Zeit waren die Sommermonate, während der Kampf auf den Schlachtfeldern unentschieden hin und her wogte, und auf die hochgespannte Begeisterung, welche auch den Ärmsten willig seine letzte Kraft und Habe hatte hingeben lassen, das lähmende, an Verzweiflung grenzende Gefühl folgte, daß doch vielleicht alle Opfer vergebens sein möchten. Erst die Kunde von der Schlacht bei Leipzig brachte den verzagten Seelen neuen Mut und fröhliche Hoffnung, und was nun noch geliefert und geleistet werden mußte, wurde mit freudiger Zuversicht getragen.

Die schwere Zeit hatte ein festes Band zwischen Bürgerschaft und Bürgermeister geschaffen. Dennoch nahm Freytag, als er nach Ablauf der sechs Jahre seines Bürgermeisteramtes von neuem gewählt wurde, diese Wahl nicht an. Er hatte sich nämlich, als die Kriegsstürme vorübergerauscht waren, verheiratet, und für eine Familie reichte der karge Gehalt seiner Stelle nicht aus. Daher zog er es vor, zu seinem früheren ärztlichen Berufe zurückzukehren und sich in der Nachbarschaft Pitschen niederzulassen. Aber nur zwei Jahre verblieb er daselbst. Dann riefen ihn die Kreuzburger, die seine bewährte Kraft auf die Dauer nicht missen mochten, zurück; sie boten ihm von neuem die Stelle eines Bürgermeisters ihrer Stadt an, diesmal auf Lebenszeit und mit einem für damalige Verhältnisse bedeutenden Gehalte. Freytag leistete dem Rufe Folge.

## II. Heimat und Kindheit.

Kurz nach der Schlacht bei Belle-Alliance heiratete der Bürgermeister der Stadt Kreuzburg, Freytag, die Jungfrau Henriette Albertine Zebe, die Schwägerin des Pastors Neugebaur, die

er in dessen Hause kennen gelernt hatte. Ein Jahr darauf, am 13. Juli 1816, wurde dem Ehepaar ein Sohn geboren, welcher den Namen Gustav erhielt. Wenn die Familie auch bald darauf nach Pitschen übersiedelte, so kehrte sie doch schon



Freytags Geburtshaus in Kreuzburg.

nach zwei Jahren nach Kreuzburg zurück. Diese Stadt ist also nicht nur der Geburtsort, sondern auch die Heimat des Dichters.

Kreuzburg, heute am Knotenpunkt zweier Eisenbahnen gelegen, mit nicht unbedeutender Industrie, einem königlichen

Gymnasium und einem Lehrerseminar, war damals ein stilles, einsames Landstädtchen von nicht viel mehr als 2000 Einwohnern. Es war, wie die meisten schlesischen Städte, regelmäßig angelegt. Vier Hauptstraßen mündeten auf den Markt, welcher, obwohl viereckig, doch nach schlesischem Herkommen den Namen „Ring“ führte. In seiner Mitte standen das alte Rathaus und zwölf Kaufhäuser im Viereck. Die Häuser der Stadt waren niedrig, aus Ziegeln gebaut und sorgfältig getüncht, das Straßenpflaster bestand aus großen, runden Kieseln. Abseits vom Markte stand auf dem Kirchhofe die evangelische Kirche mit altem, niedrigem Turm, dem man eine Blechmütze aufgesetzt hatte. Die Wände waren grau und fleckig, und fast der einzige Schmuck des Innern war die große Holztafel mit den Namen der in den Freiheitskriegen gefallenen Angehörigen des Kirchspiels. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner war der Ackerbau. Zwar hatten an der wasserreichen Stober, welche an der einen Seite der Stadt entlang fließt, die Färber und Gerber ihr Wesen, und auf dem Walle standen die Holzrähmen der Tuchmacher, allein das Handwerk hatte keinen goldenen Boden mehr. Die beginnende Maschinenindustrie raubte ihm den Verdienst; die alte Zeit ging unwiderruflich zu Ende, und die neue hatte ihren großartigen Zug noch nicht entfaltet.

Die Umgebung ist Flachland; die zur Stadt und den anschließenden Dörfern gehörenden Felder waren damals noch in weitem Kreise von dunklen Kiefernwäldern umrahmt. Im Felde sah man hier und da geköpfte Weidenstämme oder einen wilden Birnbaum mit einem kleinen Rasenflecke darunter. Der einzige, freilich prachtvolle Schmuck dieser eintönigen und reizlosen Gegend ist im Sommer die mächtige blaue Himmelsglocke mit den weißen Wolkenstreifen. Kunststraßen gab es noch nicht. Der Güterverkehr wurde vermittelt durch Frachtfuhrleute, die auf schweren, von grauer Plane überdeckten Lastwagen die Erzeugnisse fremder Gegenden, mühsam im Sande watend, heranführten.

Man sollte meinen, daß ein Landstädtchen mit so wenig Leben und Verkehr, so arm an geistigen Interessen und geselligen Anregungen, eine so dürftige Kulturenklave in der Wildnis, noch dazu an den äußersten Grenzen deutschen Geisteslebens, einem aufkeimenden dichterischen und schrift-



Der Marktplatz (Ring) in Kreuzburg.

stellerischen Talent nicht die geringste Nahrung hätte gewähren können; man vergleicht unwillkürlich Goethes Vaterstadt mit ihrer Fülle von menschlich wirksamen und poetisch fruchtbaren Eindrücken mit der Ödigkeit und Leere, die uns hier entgegenstarrt und uns an ein reich- und schnellpulsierendes Leben gewöhnten Kindern des ausgehenden Jahrhunderts schon in dem bloßen Gedanken an einen solchen Aufenthaltsort das Herz zusammenschnürt. Indessen so ganz ohne Anregungen war dieses Kreuzburg doch nicht. Gerade der Umstand, daß es eine Grenzstadt war, mußte dem Knaben einen weiteren Gesichtskreis gewähren und eher einen gewissen politisch-nationalen Instinkt in ihm wecken, als es eine Stadt im Mittellande gethan hätte. Gleich östlich und gleich südlich von der Stadt begannen und beginnen wohl noch Dörfer mit polnisch redenden Landleuten; in der Kirche wurde jeden Sonntag außer deutsch auch polnisch gepredigt; an den Markttagen versammelte sich auf dem Ringe eine bunt zusammengewürfelte Menge: deutsche Bürger und Bauern, Polen in ihrer auffallenden Tracht und jüdische Händler, die sich gleich Aalen zwischen den Wagen hindurchwanden. Die Erzählungen des Vaters von seinen ärztlichen Fahrten in das wilde Land zu den bettelstolzen Magnaten, die Besuche bei Verwandten in der Nachbarstadt Pitschen, wo sich der polnische Übermut noch viel unmittelbarer und unangenehmer fühlbar machte, insonderheit zur Zeit der Heuernte, wo die Pitschener nicht selten mit den Waffen in der Hand ihre Wiesen gegen die polnischen Bauern und Edelleute verteidigen mußten, die unrühmliche Lammesgeduld, welche die preußische Regierung aus höheren politischen Gründen diesen polnischen Grenzgewaltthätigkeiten gegenüber Jahrzehnte hindurch bewies — alles dies mußte in dem Knaben das Nationalgefühl und den Unwillen über die politische Schwäche seines Vaterlandes früher und stärker entwickeln, als dies geschehen wäre, wenn er in rein deutscher Umgebung, ohne unmittelbare Anschauung fremden Wesens aufgewachsen wäre. Erst durch den Gegensatz erkennt man die Güter, die man besitzt, und die Gefahren, die diese bedrohen.

Da es in Kreuzburg auch eine nicht unbeträchtliche katholische Gemeinde gab, welche sichtlich aufstrebte und z. B. statt ihrer alten Holzkirche in jener Zeit einen stattlichen Ziegel-

Kirchenbau aufführte, so mußte durch diesen Gegensatz auch das Bewußtsein seiner evangelischen Konfession und der damit verbundenen geistigen Güter in dem Knaben früh erwachen, ohne daß dasselbe jedoch irgend welchen fanatischen Anstrich hätte gewinnen können; denn beide Konfessionen lebten in Frieden, und kirchliche Kämpfe lagen überhaupt der Zeit, die auf die Befreiungskriege folgte, fern.

Eine große Einwirkung auf die Entwicklung der patriotischen und politischen Instinkte des Knaben hatten sicherlich auch die Erzählungen des Vaters von der Not der napoleonischen Zeit, der Katastrophe von 1812, der Erhebung von 1813. Er erfuhr dies alles aus frischester Quelle von demjenigen, von dem der Knabe am liebsten hört und am besten lernt. Tausend kleine konkrete Züge führten ihm die Schrecknisse der Fremdherrschaft und die Macht nationaler Begeisterung förmlich greifbar vor die Augen. Auch die wahre Natur der russischen Bundesgenossen trat hier an der Grenze schärfer zu Tage als im Binnenland. Wenn der kleine Gustav den Kantschu betrachtete, mit welchem der Vater die Unverschämtheiten der russischen Freunde gezüchtigt hatte, so mußte auch schon dem Knaben die Erkenntnis aufdämmern, daß sein Vaterland von andern schlechterdings nichts zu erwarten habe und sich lediglich auf sich selbst gründen müsse. Was also für den jungen Goethe der Siebenjährige Krieg bedeutete, das bedeuteten bei Freytag die napoleonischen Kriege, nur mit dem Unterschiede, daß diese Einwirkungen bei dem freien Reichsstädter mehr die Phantasie und die Anschauung befruchteten, bei dem Preußen, dem Angehörigen des leidenden, kämpfenden und siegenden Staates, auch dem Willen und Fühlen einen starken Antrieb für das fernere Leben geben mußten.

Nicht nur die großen Ereignisse der nächsten Vergangenheit weckten den geschichtlichen Sinn des Knaben, auch die Zeiten des Mittelalters verkörperten sich ihm in einigen Denkmälern. Noch liefen die alte Mauer mit dem trockenen Graben und jenseits desselben ein Ringwall um die Stadt; die alten, engen Thore wurden erst zu seiner Zeit durch moderne Gatter ersetzt. An der einen Ecke der Stadt hatte ferner auf einer kleinen Erhöhung die Burg gestanden, welche dem unter ihrem Schutz gegründeten Städtchen den Namen gegeben hatte. Denn sie

war von den „Kreuzherrn vom roten Stern", einem der zahlreichen Ritterorden, die den Kampf gegen die Heiden mit der Krankenpflege verbanden, gebaut worden. Oft sah der Knabe neugierig zu dem alten, viereckigen Ziegelturm hinauf, der dort noch emporragte, aber so baufällig war, daß er nicht mehr bestiegen werden durfte. Daneben befand sich ein Amtshaus und auf derselben Stätte, wo einst die Ordensbrüder ihr Hospital hatten, ein Landarmenhaus. Waren dies immerhin nur geringe Überreste aus alter Zeit, nicht zu vergleichen mit denen, welche das Frankfurt Goethes aufzuweisen hatte, so erinnerten sie doch an eine der ruhmreichsten und erfreulichsten Epochen der vaterländischen Geschichte, die große deutsche Besiedelung des Ostens. Die Anregungen, welche dem Knaben daraus erwuchsen, sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Der Vater des Dichters war ein würdevoller und zurückhaltender Mann, in den Jahren der Trübsal durch rastlose, hingebende Thätigkeit für das Wohl seiner Stadt und ihrer Bewohner bewährt. Die Not der Zeit hatte seine Haare früh gebleicht, der kastanienbraune Zopf aus früheren Jahren wurde den Kindern bisweilen von der Mutter als Familienkleinod gezeigt. Bei den Bürgern war er trotz seiner ernsten Gemessenheit beliebt, von Übelthätern, gegen die er gewaltig losbrechen konnte, gefürchtet. Wenn er in seinem altmodischen Cylinderhut, mit seinem gekrümmten Bambusstock — einer teuern Erinnerung aus der hallischen Zeit — über die Straße schritt, so bemerkte der Sohn mit Stolz, wie die Leute ihn mit Achtung grüßten, wie die Männer ihn ansprachen und seinen Rat einholten, während der angetrunkene Bauer ihn scheu in großem Bogen umging. Auch bei den Kindern war der Vater gefürchtet und verehrt, obwohl er sie stets mit Freundlichkeit und Milde behandelte und das Strafen ausschließlich der Mutter überließ, wie denn überhaupt seiner Familie gegenüber erst die volle Wärme seines Gemütes zu Tage trat.

Die Mutter war die Tochter des Pastors Zebe in Wüstebriese bei Ohlau. Sie hatte auf dem einsamen Pfarrhofe dem kinderreichen Haushalte ihres Vaters vorgestanden, der in zweiter Ehe verheiratet war; dann hatte sie ihrer Schwester, der Frau Pastor Neugebaur in Kreuzburg, in der Wirtschaft geholfen. So war ihr die Mädchenzeit in unermüdlicher

Thätigkeit für andere vergangen. Sie hatte dabei die Haus- und Gartenwirtschaft und alle Hausfrauenkünste, wie Backen, Früchteeinmachen, Lichteziehen, gründlich gelernt, verstand sich aber auch auf die feinere Handarbeit und zeichnete selbst ihre Teppichmuster. Die Kleider der Kinder verfertigte sie aus der Garderobe des Vaters mit unübertroffener Meisterschaft. Ihre besondere Freude war die Blumengärtnerei; die seit 1790 neu aufkommenden Hortensien unternahm sie sofort in Töpfen zu ziehen. Sie war überhaupt erfindungsreich und anschlägig, eine helle Gestalt, die es verstand, sich und anderen das Leben angenehm zu machen. Auch las sie viel, vor allem als Pastorstochter die „Stunden der Andacht", aber auch Gedichte und poetische Sachen aller Art. Von dem, was sie gelesen, erzählte sie auch den Kindern gern. Doch mußten die Geschichten „wahr" oder wenigstens möglich sein. Die Märchenwelt mit ihren Wundern lag dem nüchternen Sinne jener Zeit und jener Kreise fern; die jetzt in jedem gebildeten Bürgerhause heimischen Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm waren zwar schon 1814 erschienen, hatten sich aber noch nicht bis Kreuzburg Bahn gebrochen. Wem fielen bei Betrachtung dieses Elternpaares nicht die Eltern Goethes ein! Die Frau Bürgermeisterin mit ihrer Frohnatur und ihrer Lust zum Fabulieren gleicht der Frau Rat, und auch Freytag hat „des Lebens männlich Führen" von niemand anders gelernt als vom Vater.

Unter der liebevollen Fürsorge solcher Eltern wuchs der ältere Sohn Gustav mit einem jüngeren Bruder Reinhold in einem kleinen in enger Straße gelegenen Hause auf; es ist jetzt durch eine Gedächtnistafel geziert. Vor demselben auf der Straße stand eine Bank, auf welcher der Knabe gern saß, hinter ihm befand sich ein nur wenige Quadratfuß umfassender Hof, in welchem sich die Familie im Sommer mit Vorliebe aufhielt. Die Mutter hatte ihn durch Blumen und Topfgewächse in einen Garten verwandelt; hier saßen die Kinder auf ihren Stühlchen, während der Vater, seine Pfeife rauchend, allerlei aus seinem Leben erzählte, und die Mutter mit ihrer Handarbeit beschäftigt war. Vor den Thoren hatte die Familie einige Quadratruten Ackerland zur Benutzung. Hier wußte die Mutter alles mögliche nutzbare Gewächs zu ziehen und erlebte nur leider regelmäßig den Kummer, daß ihr die hochgeschätzten

und mit vieler Mühe gepflegten Gurken alljährlich gestohlen wurden. Eine Hauptlust für die beiden Brüder war stets der Tag der Kartoffelernte. Da wurde dort draußen ein Feuer angezündet, die Erdäpfel geröstet und frisch aus der Asche verzehrt; dann durften die Jungen eine Weile barbeinig auf den Stoppeln herumlaufen — ein etwas spitziges und stechendes Vergnügen.

Unter den Kinderspielen, welche die beiden Brüder trieben, ist eines von einem gewissen kulturgeschichtlichen Interesse, das Anlegen sogenannter „Mauken“, unterirdischer moosbekleideter Verstecke, in denen die Kinder ihre Schätze, Eßwaren und Spielzeug, niederlegten, wobei sie sich unverbrüchliches, freilich nie durchgeführtes Stillschweigen gelobten. Ein Altertumsforscher möchte vielleicht dieses kindliche Spiel auf die unterirdischen Vorratshöhlen der alten Germanen, von denen Tacitus berichtet, zurückführen. So weit geht Freytag selbst nicht; er hält diese „Mauken“ für ein Überbleibsel der Verstecke in kriegerischen Zeiten. Überhaupt beruhte der Reiz des kindlichen Spiels damals nicht auf fabrikmäßig hergestelltem und billig gekauftem, aber rasch zerbrochenem Spielzeug, sondern auf dem Selbstanfertigen der Sachen. Nicht nur das „Weihnachtskrippel“ machten die Kinder selbst aus Pappe, Stroh, Moos und ausgeschnittenen Figuren, sondern alle möglichen anderen brauchbaren und erfreulichen Dinge wurden zurechtgeschnitzt, gepocht, gepappt, gekleistert und gemalt, wobei Vater und Mutter den Söhnen als Lehrmeister und gute Kameraden an die Hand gingen.

Merkwürdigerweise finden wir in den Erinnerungen Freytags nirgends eine Erwähnung fröhlicher Knabenspiele mit zahlreichen Genossen im Wald und auf der Heide; der Verkehr mit Söhnen anderer Familien scheint nicht bedeutend gewesen zu sein, sei es, daß der Sohn des gestrengen Herrn Bürgermeisters von andern Knaben mit einer gewissen Scheu betrachtet wurde, oder daß die Eltern einen solchen Verkehr außer dem Hause auf der Gasse nicht wünschten, oder endlich, daß der Knabe selbst wenig Neigung hatte zum Anschluß an andere Jungen. Jedenfalls ist dem Dichter von der Knabenzeit her auch im späteren Leben eine gewisse Zurückhaltung im Umgang mit anderen geblieben; ein sich leicht auf- und anschließendes

Wesen war ihm nicht eigen, trotz des Strudels von äußerer Geselligkeit, in den er sich zeitweise stürzte. In der Knabenzeit tritt fast ausschließlich sein um drei und ein halbes Jahr jüngerer Bruder Reinhold als sein Spielgefährte hervor. Mit diesem, einem großen und starken, etwas leidenschaftlichen und heftigen Knaben, war er durch treueste Liebe und wärmste Zuneigung von den ersten Jahren an verbunden; er erinnerte sich später nicht, jemals mit ihm in Zwist geraten zu sein. Das schöne Verhältnis der beiden blieb auch bis zum Tode des Bruders. Dieser starb im Jahre 1858, also im blühendsten Mannesalter; er hatte sich als Landwehroffizier aus den Dorfquartieren Oberschlesiens die ansteckende Krankheit geholt, die ihn dahinraffte. Er war damals Staatsanwalt in Gleiwitz und hinterließ eine Frau mit fünf Kindern im zarten Alter, an denen der Bruder nunmehr Vaterstelle vertrat.

Auch die Schule, die mächtige Beförderung geselliger Triebe bei der Jugend, führte den kleinen Gustav nicht mit Altersgenossen zusammen. Denn er wurde privatim unterrichtet, und zwar von dem Schwager seiner Mutter, dem Pastor Neugebaur. Dieser, der mehr Neigung zum Lehren als zum Predigen hatte, bot den Eltern an, daß er den ersten Unterricht des Knaben übernehmen wolle, und behielt diesen in seiner Lehre, bis er auf das Gymnasium überging. Eine Volks- oder Vorschule hat also Gustav Freytag nie besucht. Lesen hatte er schon bei der Mutter gelernt aus einer Fibel, die auf ihrem letzten Blatt in Rot und Schwarz den Göckelhahn zeigte. Der Knabe pflegte das Büchlein unters Kopfkissen zu legen und fand, wenn er seine Aufgabe gut gelernt hatte, am Morgen ein „Gröschel“ darin, welches der Hahn ausgekräht hatte. Der Oheim begann dann den Sechsjährigen sogleich in die Geheimnisse der lateinischen Sprache einzuweihen, welche nebst der alten Geschichte den Hauptgegenstand des Unterrichts bildete. Der junge Lateiner arbeitete, noch bevor er an den Nepos kam, eine lateinische Übersetzung des Campe'schen Robinson Crusoe durch, ein ziemlich dickes Buch, welches ihn aber mehr anzog als die altrömischen Herren, nämlich „der Nepos, der Eutrop und Cicero, im grauen Röcklein, auf Papier von Stroh, wie sie gebar das Waisenhaus in Halle; wir aber übersetzten alle, alle.“ Naturwissenschaften und deutsche Stilübungen betrieb der Oheim nicht mit ihm. Vielleicht gerade

deshalb machte sich der Knabe, als er zehn Jahre alt war, selbständig daran, einen kleinen Roman auszuarbeiten. Es war in Anlehnung an das Campesche Buch eine Robinsonade; ein Vater wurde mit seinen Kindern auf eine wüste Insel verschlagen, wo die Familie allerlei Abenteuerliches entdeckte und erlebte. Der eine Sohn Jack, ein stets gut gelaunter, findiger und gescheiter Junge, entwickelte sich dabei zur Lieblingsgestalt des Verfassers; er war — so meinte der Dichter später — der Stammvater der spätern Kunz, Bolz und Fink. Auch Goethe hat bekanntlich schon in seiner Knabenzeit, wenn auch in etwas weiter vorgerücktem Alter, einen verwickelten Roman begonnen. Die dichterische Phantasie pflegt ihre Schwingen früh zu regen.

In den letzten Jahren nahm auch Reinhold an den Unterrichtsstunden teil; die ganze Zeit jedoch war die jüngste Tochter des Pastors, die Cousine Julie, die Gefährtin Gustavs beim Lernen; sie trieb um seinetwillen sogar ein wenig Latein. Sie wurde auch die Gespielin seiner Freistunden, die beste Freundin seiner Kinderjahre und blieb auch dem Jüngling die Vertraute seiner Gedanken und Pläne. Noch ein Jahr vor ihrem Tode besuchte sie den Dichter in Siebleben; sie hatte sich mit einem ihr eigenen Zuge von Schwärmerei der Krankenpflege gewidmet und starb als Vorsteherin der großen Irrenanstalt zu Leubus. Unwillkürlich wird man durch diese Gestalt wieder an Goethe erinnert, der zu seiner Schwester Cornelia in einem ähnlichen schönen Verhältnis stand.

Auch eine andere Ähnlichkeit zwischen dem Jugendleben beider Dichter springt noch in die Augen. Der kleine Wolfgang hatte als Enkel des regierenden Schultheißen bei allen Beamten des Stadtregiments einen Stein im Brett und bekam dadurch vielerlei zu sehen, was einem andern Knaben verschlossen geblieben wäre. So rühmt auch Freytag von sich, daß er als Sohn des Bürgermeisters mit den Gendarmen und Ratsdienern in freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe, daß er durch deren Gunst wohl einmal einen Blick in die geheiligte Ratsstube, wo die Väter der Stadt mit ernsten Mienen tagten, habe werfen dürfen. Auch wurde ihm durch Seiltänzer und Kunstreiter gelegentlich die Ehrung zu teil, daß das Kunstpferdchen der reisenden Bande auf die Frage, welches unter den zuschauenden Kindern das artigste sei, vor ihm, dem

Söhnchen des Stadtoberhauptes, stehen blieb und den erröten=den Knaben durch Kopfnicken auszeichnete, worauf dieser dann schüchtern an das Pferdchen herantrat und es streichelte.

Derartige Unterbrechungen des ruhigen, einförmigen Lebens waren in der kleinen, entlegenen Stadt nicht eben häufig. Eine Abwechslung brachte die alljährlich unternommene Fahrt nach dem zwei Meilen entfernten Pitschen zu lieben Freunden und Verwandten, die dem Knaben Gelegenheit bot, die Zustände und Einrichtungen dieser Stadt mit denen des Heimatsortes zu ver=gleichen. Die Stadt erschien ihm gegen Kreuzburg klein und zurückgeblieben, aber die altväterischen Gebräuche beim Schützen=fest, wo noch ein Narr mit Pritsche und zwei Mohren mit Blasehörnern auftraten, zogen ihn sehr an. Von einer Reise in die Großstadt Breslau, welche um einer an dem Vater vor=zunehmenden Operation willen unternommen wurde, blieb ihm nur die Erinnerung an dunkle Gassen mit himmelhohen Häusern, an menschenwimmelnde Straßen und an einen Kutschwagen im Hofe, welcher gerade lackiert wurde; auch sah er dort eine Sammlung Karikaturen auf Napoleon, von welchen ihn ein Bild, den Kaiser auf einem Berge von Menschenschädeln dar=stellend, besonders widerwärtig berührte.

Einen ungleich größeren Eindruck machte auf ihn die erste Bekanntschaft mit der dramatischen Dichtkunst. Als er nämlich zehn Jahr alt war, erschien in Kreuzburg eine wandernde Schauspielertruppe, solide Leute, welche ihre Sache nicht übel machten. Ein solcher Genuß bot sich damals selten, und die Eltern des Knaben besuchten die Vorstellungen häufig und nahmen ihren Sohn bisweilen mit. Dies kleine Theater übte auf Freytag eine ähnliche Wirkung aus wie auf den jungen Goethe zuerst das großmütterliche Puppentheater, dann die französische Truppe in Frankfurt; ja, um die Ähnlichkeit voll zu machen, mischte sich bei beiden eine kindlich zarte Neigung zu einem Mädchen in die zauberhaften Eindrücke der Bühne. Die kleine Albertine, Tochter des Heldenspielers Spahn, trat als Elfe, Ritterkind und Bauermädchen auf. Gustav bewunderte sie, wie sie sich so zierlich und sicher vor den Lampen be=wegte, tanzte und mit ihrem feinen Stimmchen sang. Er betrachtete sie mit einem Gemisch von Entzückung und tiefer Verehrung und war glücklich, wenn er außer den Kulissen mit

ihr sprechen durfte und sie ihn freundlich anlachte. Sie durfte ihn später auch besuchen und betrachtete mit Interesse seine kleine Steinsammlung und andere kindliche Herrlichkeiten. Beim Abschied trug er ihr mit Erlaubnis der Mutter ein Halsband zu, wofür sie ihm einen leisen Kuß gab — den ersten und letzten. Als Gegengabe sandte sie ihm aus einer anderen Stadt einen Geldbeutel, auf welchem Gurkenkerne mit blauen Perlen sehr schön zu kleinen Sternen gefaßt waren; Gustav hob ihn auf, bis die Kerne von Würmern zerfressen waren. Nach vielen, vielen Jahren sah er das Mädchen in einer Nebenrolle auf dem Leipziger Theater wieder. Sie war Mutter einer zahlreichen Familie und Gattin eines wüsten Gesellen; nichts in ihr erinnerte ihn an das Kind. Er ließ ihr einen Gruß sagen, vermied es aber, sie aufzusuchen; er hätte ihr in ihren traurigen Verhältnissen doch nichts nützen können.

Die Stücke, die damals auf jener Bühne gegeben wurden, sind jetzt wohl sämtlich verschollen. Den tiefsten Eindruck auf den jungen Zuschauer machte „die Waise von Genf", ein Stück, in welchem ein Bösewicht ein unschuldiges Mädchen beständig mit seinem Dolche verfolgt. Das flößte ihm ein solches Entsetzen ein, daß ihm für immer der Abscheu vor dem Häßlichen blieb, d. h. vor Dingen, die beängstigen und quälen, ohne zu erheben. Im übrigen ersetzte die bunte Theaterwelt dem Knaben in etwas die mangelnde Bildung durch Leben und Verkehr. Er lernte durch diese Vorstellungen die verschiedensten Beziehungen der Menschenwelt, Sprache und Verkehr mannigfaltiger Lebenskreise, die Besonderheiten vieler Charaktere kennen und begann die großen Zusammenhänge des sittlichen Lebens, das Verhältnis zwischen Schuld und Strafe u. dgl., zu ahnen. Eine Fülle von Bildern, Anschauungen und Empfindungen strömte von der Bühne in die Seele des Kindes. Das Interesse für das Drama war in ihm erweckt; es sollte in der Zukunft herrliche Früchte tragen.

Die Bildungsmittel, welche das elterliche Haus selbst bot, waren kärglich bemessen. Der kleine Familienbücherschatz enthielt weder Goethe noch Schiller, statt ihrer einige Schriften mit moralischer Tendenz, etwas harmlose Erzählungslitteratur, Lafontaines Fabeln und eine Anzahl Stücke von Iffland, die der Vater in Erinnerung an die Aufführungen, die er zu Lauch-

städt gesehen, gern las; auch der Sohn gewann durch diese frühzeitige Bekanntschaft eine gewisse Wertschätzung für diesen Theaterdichter, die ihn auch später nicht verließ; er stellte angehenden Dramatikern gern Iffland wegen seiner geschickten Bühnentechnik und seiner Menschenkenntnis als nicht zu verachtendes Muster vor. Die Stelle der heutigen „Gartenlaube" vertrat der anspruchslose „Hausfreund", dessen Rätsel zu lösen die regelmäßige Wochenfreude der Kinder war.

Der ganze Haushalt war trotz eines gewissen Wohlstandes für unsere heutigen Anschauungen mehr als einfach. Tapeten gab es nicht, die Wände waren mit Kalkfarbe getüncht, eine kleine gemalte Rosette an der Decke der guten Stube wurde höchlichst bewundert. Ebensowenig gab es gestrichene oder gebohnte Fußböden; die weißen Dielen wurden gescheuert und mit Sand bestreut. Die Möbel waren einfach und geradlinig, die Kost vorwiegend vegetarisch, wobei die Kinder indessen gesund und rotbäckig heranwuchsen. Ebenso war die Wirtschaft aller bürgerlichen Familien jener Zeiten beschaffen. Der Schmuck des Lebens war gering, aber auch der Bedürfnisse nur wenig. Die billige Vervielfältigung von Bildern und Skulpturwerken, das ganze moderne Kunstgewerbe waren noch unbekannt, aber warmes Empfinden, redliche Hingabe an den Beruf und treue Anhänglichkeit an das Vaterland waren allgemein, eine Folge der ausgestandenen Leiden und der wundervollen Erhebung und opferfreudigen Anspannung aller Kräfte. Darum war auch die stille, heitre Freude am Dasein damals vielleicht größer, als sie es heute ist, trotz des mächtig gewachsenen Wohlstands und der ungleich größeren Summe von Genüssen, welche das Leben dem jetzt lebenden Geschlechte bietet.

## III. Gymnasium und Universität.

Der Unterricht beim Onkel Neugebaur hatte, wie jeder Privatunterricht, seine großen Schattenseiten. Darum drang der Oheim selbst darauf, daß sein begabter Schüler, den er bereits über sechs Jahre in der Lehre hatte, nunmehr einem Gymnasium übergeben werde. Der jüngere Bruder des Vaters, welcher Stadtgerichtsdirektor in Öls war, erklärte sich bereit, den Neffen in sein Haus und unter seine Aufsicht zu nehmen. So siedelte dieser denn Ostern 1829, von seinen Eltern geleitet,

in die stattliche und saubere Fürstenstadt über, welche ihren Eindruck auf den Knaben durch die Größe und Schönheit ihrer Gebäude, namentlich des Schlosses, nicht verfehlte. Die Prüfung bei dem Direktor Körner ergab, daß die Ausbildung des Prüflings merkwürdig ungleichmäßig war. Im Lateinischen war er seiner Altersstufe so weit voraus, daß der Direktor kaum glauben wollte, daß er die ihm vorgelegten lateinischen Stellen nicht schon von früher her kannte. In Mathematik dagegen wußte er gar nichts. Das Ergebnis war, daß er in die Quarta unter zumeist jüngere und kleinere Knaben gesetzt wurde. Als alles geordnet war und die Eltern wieder abfuhren, brach das volle Schmerzgefühl des Abschieds über den Zurückbleibenden herein. Er umklammerte die Scheidenden und wollte sie nicht loslassen. Dann schlich er sich in das ihm angewiesene Dachstübchen und fühlte sich einige Tage elend wie nie zuvor.

In der That mußte es dem Knaben schwer werden, sich in die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Denn das Leben im Hause des Oheims war dem im Vaterhause so unähnlich wie nur möglich. Sein neuer Pflegevater hatte dereinst als Kind durch die Unachtsamkeit der Wärterin einen unglücklichen Sturz gethan; sein Rückgrat war seitdem allmählich verkrümmt. Infolgedessen wie durch längere Thätigkeit unter unangenehmen Verhältnissen und Menschen im damals preußischen Polen war er einsiedlerisch und menschenscheu geworden und lebte ausschließlich seinem Amte, seinen Blumen und seinen Büchern. Sehr früh stand er auf, erledigte am Vormittag seine juristischen Arbeiten und widmete dann die Nachmittage und Abende seinen Lieblingsstudien. Er besaß ein hervorragendes Sprachtalent, las geläufig lateinisch und griechisch, sprach polnisch und etwas russisch, trieb englisch und sämtliche romanische Sprachen. Seine Bibliothek enthielt die besten Dichter und Historiker aller Zeiten und aller Kulturvölker; auch griechische und römische Altertümer studierte er wie ein Philologe. Stundenlang und oft bis tief in die Nacht las er, mit dem Stift in der Hand, übersetzte, machte sich Notizen und schrieb Abhandlungen. Eine Stunde widmete er täglich der ausgedehnten Blumenzucht, die er im Garten und zur Winterszeit in einem sonnigen Zimmer seines Hauses betrieb. Der ernste und schweigsame Mann, der sich seit lange des Umgangs mit Menschen fast gänzlich entwöhnt

hatte, paßte natürlich wenig mit dem dreizehnjährigen, munteren Knaben zusammen. Beim Mittagsmahl im Blumenzimmer wurde oft kein Wort gewechselt, und auch bei den gemeinsamen Spaziergängen, wo es dem Knaben schwer wurde, den langen Schritten des Mannes nachzukommen, hing jeder seinen eigenen Gedanken nach; der eine dachte an Calderon und Lope de Vega, der andere beobachtete die Lerchen und Hasen. Bisweilen machte der Oheim den Versuch, sich mit seinem jungen Neffen eingehender zu beschäftigen, war auch nie unfreundlich gegen ihn, aber diese Versuche behielten immer etwas Mühsames und Gezwungenes; es fehlte dem Manne die Fähigkeit, zu dem Anschauungskreis und den kleinen Interessen des Knaben hinabzusteigen.

Dieses Zusammenleben ohne innere Beziehungen war natürlich für beide Teile unerquicklich genug und besonders für den Oheim ein großes dem Bruder gebrachtes Opfer. Der kleine Gustav, der schon im Elternhause nicht eben viel mit Altersgenossen verkehrt hatte, war hier erst recht auf sich angewiesen. Die Neigung, allein zu sein, verstärkte sich in ihm, und das wirkte für sein ganzes Leben nach. Ein Sonderling ist er nicht geworden, aber einen Hang zur Abgeschlossenheit gegen andere, das Gefühl, in froher Gesellschaft trotz aller äußerer Heiterkeit doch eigentlich ein Fremder zu sein, hat er immer behalten und dazu die Empfindung, daß dieser Zustand nicht gerade ein Glück für den Menschen ist.

So wählerisch wie in seinem Umgang war oder wurde er auch in seinen geistigen Beschäftigungen. Von Hause aus war er nicht an regelmäßigen Fleiß gewöhnt und wurde es auch hier nicht. Die Schularbeiten wurden ihm leicht; er kam auch ohne große Anstrengung vorwärts. So hatte er reichlich Muße, alles mögliche Andere zu treiben, was ihm nicht immer förderlich war — wieder ein Zug, den er mit dem jungen Goethe gemein hat. Er wurde Feuerwerker und setzte durch die Explosion einer selbstgefertigten Zündmasse einst beinahe sein Stübchen in Flammen, wodurch er sich eine ernste Strafpredigt und dann eine mehrere Tage lang fortgesetzte kalte Nichtachtung des Oheims zuzog. Er trieb das schon in Kreuzburg begonnene Geigenspiel fort, ohne rechten Erfolg. Dann überfiel ihn in ihrer vollen Stärke eine den Entwicklungsjahren

eigene Krankheit, die Lesewut; der Mensch ist in diesen Jahren von einer Aufnahmefähigkeit, welche alle späteren Lebensalter nur beneiden können; er besitzt sozusagen einen geistigen Straußenmagen. Der Tertianer Freytag mutete dem seinen Unglaubliches zu. An der vornehmen Geistesauslese in der Bücherei seines Oheims ging er allerdings ziemlich gleichgültig vorüber, da er keine Übersetzungen darin vorfand und die verschiedenen Ursprachen der Werke nicht verstand. Immerhin sah er hier manches, was ihm für die Zukunft Nutzen brachte, epochemachende Arbeiten der größten Gelehrten, schöne Dichterausgaben, gut ausgestattete Kupferwerke. Was ihn dagegen fesselte, waren die schäbigen Bände der Leihbibliothek. Aus dieser Quelle entnahm er, was er nur irgend bekommen konnte, und würgte alles erbarmungslos hinunter, die seichtesten Ritter- und Räubergeschichten, die abgeschmacktesten Romane und Abenteuer, aber auch Walther Scott und Cooper, die er beide sein ganzes Leben hindurch lieb behielt, und deren „freudiger, epischer Kraft" er nach eigenem Geständnis viel für sein eigenes Schaffen zu danken hatte. Namentlich an Scott lernte er die Fülle und heitere Sicherheit der Darstellung und die Schärfe und plastische Rundung der Charakteristik aufs höchste schätzen.

Die schönste Freude für den Knaben waren die Ferienreisen in die Heimat, die er alljährlich fünfmal machen durfte. Die neun Meilen weite Reise von Öls bis Kreuzburg dauerte den ganzen Tag; zu Mittag wurde in Namslau bei Verwandten Rast gemacht. Die Fuhre besorgte ein polnischer Ackerbürger aus Kreuzburg, den der Vater ein für allemal zu diesem Zwecke gemietet hatte. Ein primitiver Korbwagen, mit einer grauen Plane überdeckt, nahm den Knaben auf, der vergnüglich auf den Strohsack im Innern des Gefährts kroch und während der ganzen Fahrt auf den schlechten Wegen Mühe hatte, sich auf seinem Sitze zu behaupten. Regnete es, so wurde er gründlich naß. Noch schlimmer war es im Winter, wo der Insasse dem Fuhrmann oft helfen mußte, den Wagen aus den knietiefen Schneewehen herauszuarbeiten. Der Pole ergab sich im Laufe der Zeit immer mehr dem Branntweinteufel und war schwer aus den Schenken am Wege wieder weg zu bringen. Als er einst die Brüder Freytag — auch der kleine Reinhold war mittlerweile aufs Gymnasium gekommen und wohnte mit dem

Bruder zusammen — für die Weihnachtsferien abholte, trat er schon angetrunken die Fahrt an; unterwegs wurde sein Zustand immer bedenklicher. Dichtes Schneetreiben erschwerte die Reise; plötzlich hielt er in einer starken Schneewehe stille, zog ein polnisches Gesangbuch aus der Tasche und fing laut an zu singen. Gustav versuchte nun selbst die Pferde anzutreiben. Das nahm der Pole übel, zog ein Messer und fuchtelte damit drohend gegen die Brüder. In seinen Augen glänzte „das häßliche Licht, welches der Teufel anzündet, wenn er sich eines menschlichen Gehirns bemächtigt hat.“ Endlich gelang es durch gütliches Zureden, den singenden Messerschwinger wieder auf seinen Sitz zu bringen. Aber derselbe Anfall wiederholte sich noch einige Male; man kam erst am Abend nach Namslau und mußte die Nacht dort zubringen. Ein anderes Gefährt brachte die Brüder den nächsten Tag nach Hause. Der Pole erschien später auch, reuig und zerknirscht, und warf sich dem Vater zu Füßen. Er erhielt Verzeihung, aber die Knaben wurden ihm nicht wieder anvertraut.

Ein halbes Jahr bevor Gustav nach Prima versetzt wurde, starb der Oheim während der Ferienzeit plötzlich. Die Brüder wurden in ein Bürgerhaus einquartiert, und der ältere hatte über den jüngeren die Aufsicht zu führen. Nun wurde Gustav etwas geselliger, die Primaner, gering an Zahl, ahmten durch Farben an Mützen und Pfeifenquasten in harmloser Weise eine Studentenverbindung nach und machten Freytags Stube zu einem ihrer Hauptquartiere. Auch die Tanzstunde, die seligste Episode des Schülerlebens, mit ihren zarten Beziehungen blühte jetzt dem Primaner und hat ihr Licht bis in seinen Roman „Soll und Haben“ hineingeworfen.

Auf Wunsch des ihm wohlgeneigten Direktors blieb Freytag ein halbes Jahr länger in der Prima, als nötig gewesen wäre, und verließ die Schule 1835. Nachhaltigen Einfluß hatte keiner seiner Lehrer auf ihn gewonnen, aber er hatte in den Primanerjahren fleißig gearbeitet und viel gelernt. Sein Abgangszeugnis war vornehmlich in den beiden alten Sprachen glänzend und er hatte vor, diese zu seiner Lebensaufgabe zu machen.

Zu Ostern des Jahres 1835 bezog er die Universität Breslau, um sich der klassischen Philologie zu widmen. Keinem angehenden Studenten wird es leicht, nachdem ihm auf

der Schule alles, was er zu lernen hat, fest bezeichnet und in wohlgemessenen Portionen vorgeschnitten worden ist, sich auf der Universität mit einem Male in dem scheinbar grenzenlosen Wissensstoff nach eigener Wahl zurecht zu finden. Auch Freytag wurde dieser Übergang schwer. Die Vorlesung über Plato, die er belegte, interessierte ihn je länger desto weniger; mehr behagten ihm die Vorlesungen des noch jungen Ambrosch über Altertümer und Kunst, wobei ihm die aus der Bibliothek des Oheims gewonnenen Anschauungen trefflich zu statten kamen. Noch lehrreicher aber war für ihn das Privatissimum, welches ihm Hoffmann von Fallersleben als einzigem Zuhörer über Handschriftenkunde las. Dabei gewann der junge Student nämlich die erste Fühlung mit der deutschen Philologie. Diese, eine im Gegensatz zu ihrer altklassischen Schwester noch junge Wissenschaft — sie war erst wenige Jahrzehnte alt —, übte, wie jugendlich kräftig aufstrebende Wissenschaften zu thun pflegen, eine nicht geringe Anziehungskraft auf den Studenten aus; er wandte sich ihr bald mit Vorliebe zu, lernte alte Urkunden lesen, studierte zu Hause mittelhochdeutsche Handschriften, die der Lehrer seinem einzigen Schüler gern lieh, schrieb auch einige für diesen ab. Alles dieses wurde ihm für seine späteren Studien von großem Nutzen. Hier bekam er auch den ersten Einblick in die Werkstatt eines Dichters. Denn Hoffmann teilte ihm mit begeisterter Freude gern die Gedichte mit, die er geschaffen hatte. Freytag hörte sie durchaus nicht mit passiver Bewunderung an, sondern dachte darüber nach und fand bald, daß Hoffmanns Art zu schaffen nicht seiner eigenen Anlage entsprach; darum fühlte er sich auch durch das, was er hörte, nicht zur Nachahmung angeregt.

Eifriger wohl noch als den Wissenschaften widmete sich der neunzehnjährige Studiosus in der Breslauer Zeit dem Leben. Er liebte eine ihm gegenüber wohnende Professorentochter schwärmerisch, obwohl er nicht einmal ihr Gesicht erkennen konnte wegen seiner Kurzsichtigkeit, der durch eine Brille abzuhelfen er aus Grundsatz verschmähte; er malte sich in dichterischer Phantasie die zärtlichsten und rührendsten Scenen aus, die er mit ihr haben könnte, und überlegte sich, was er ihr alles sagen wollte, wenn er sie einmal allein zu sprechen bekäme. Vielleicht dürfen wir in diesem Gegenüberwohnen die erste Wurzel

des Verhältnisses zwischen dem Doktor und Laura in der „Verlorenen Handschrift“ erkennen. Auch das Verbindungs-, Mensur- und Commentwesen, welches er in diesem Roman episodisch vorführt, lernte er aus eigenster Erfahrung kennen. Er sprang bei den Borussen ein, erkannte aber bald, daß sich in diesem Korps einige wüste Kumpane befanden, mit denen möglichst wenig zu verkehren das Beste sei. Von anderen Genossen dagegen hatte und hielt er viel, z. B. von Fritz Weber, dem späteren Dichter von „Dreizehnlinden“, der von seiner dichterischen Begabung bereits rühmliche Proben abgelegt hatte und ihm weit mehr wie das Ideal eines Dichters erschien als Hoffmann. Im ganzen gesteht Freytag, durch das Treiben im Korps mehr aufgehalten als gefördert worden zu sein.

Die akademischen Verbindungen wurden damals zwar unter der Hand geduldet, waren aber offiziell verboten. Wenn sie allzu laut hervortraten, so schritt man gegen sie ein. Nun veranstalteten die Breslauer Studenten einmal wieder nach längerer Zeit den großen Zobtenkommers, wobei alle Streitigkeiten und Verrufserklärungen zwischen den einzelnen Verbindungen ruhten. Man fuhr die vier Meilen nach der Stadt Zobten, kommersierte dort feierlich auf offenem Markte, stieg dann den Berg hinauf, Freytag als einer der Präsiden mit Stürmer, Pekesche, Kanonenstiefeln und Glockenschläger. Oben trank man fröstelnd in einer Mooshütte Kaffee und sah verschlafen die Sonne über Schlesien aufgehn. Diese „Suite“ ärgerte den hohen Senat der Universität. Das Verbindungswesen war über das erlaubte Maß hinaus in der Öffentlichkeit sichtbar geworden. Eine Haupt- und Staatsaktion wurde eingeleitet. Die meisten Korpsburschen erhielten den Rat, die Universität zu verlassen. Freytag, der mit drei Tagen Karzer davon kam — man war von seiner Unschädlichkeit überzeugt —, hielt es nichtsdestoweniger für angezeigt, Breslau auch den Rücken zu kehren. Ein Bekannter, namens Hollmann, forderte ihn auf, mit ihm nach Berlin zu gehen, und Freytags Vater hatte nichts dagegen.

Im Herbst 1836 finden wir also den Studiosus Freytag in Berlin. Die Stadt selbst imponierte ihm gegen Breslau nicht sonderlich. Die breiten Straßen sahen ihm aus wie ein weites, schlotteriges Kleid an einem mageren Leibe; denn auf der Leipziger Straße z. B. konnte man damals, soweit das Auge

reichte, noch bequem die Menschen zählen. Solche Gebäude allerdings, wie das Königliche Schloß, das Brandenburger Thor, das Museum, hatte er noch nicht gesehen, und die Kunstschätze des letzteren fesselten ihn sehr, besonders die Antiken, für die er die meiste Vorbildung mitbrachte. In dem Kreis junger Leute, in den er durch Holimann eingeführt wurde, fühlte er sich anfangs gar nicht heimisch. Das scharfe, spottlustige Wesen, die schonungslose Kritik, mit der sie bei jeder Gelegenheit über einander herfielen, waren dem harmlos gemütlichen Schlesier unheimlich; er saß anfangs verschüchtert und wortkarg unter den Gesellen. Bald aber gefiel ihm das lebhafte Interesse für Litteratur und Theater, der Eifer, mit welchem ästhetische Fragen erörtert wurden, und die Begeisterung für alles, was den jungen Leuten groß und schön erschien. In wichtigen Punkten stellte sich mit manchen der Genossen Übereinstimmung der Anschauungen heraus, und allmählich entwickelte sich mit einzelnen eine feste Freundschaft, welche Jahre überdauerte.

Zu diesem Kreise gehörte vor allem Adalbert Kuhn, der vergleichende Mythologe. Er las an der Universität über Sanskrit, gab auch Freytag in dieser Sprache Unterricht und wies ihn an, vergleichende Sprachwissenschaft bei Bopp zu hören. Daneben sammelte Kuhn abergläubische Gebräuche, Sagen und Märchen des deutschen Volkes und brachte diese in kühner Entschlossenheit mit den mythologischen Vorstellungen des ältesten indischen Volkes in Verbindung. Er hat mit solchen Bestrebungen und wohl auch mit der zuverlässigen, redlichen Offenheit seines Wesens wesentliche Züge zu dem Doktor in der „Verlorenen Handschrift“ geliefert.

Hatte Freytag in Breslau durch Hoffmann von Fallersleben die Richtung auf das Altdeutsche erhalten, ohne von diesem mehr dichterisch als wissenschaftlich angelegten Mann in Grammatik und Kritik viel zu profitieren, so kam er in Berlin in die beste philologische Schule, die es damals überhaupt gab, und an den ersten Lehrer, dem er ein wirkliches Vorwärtskommen in seiner Wissenschaft verdankte, Karl Lachmann. Dieser gefiel dem Studenten, der sich mit einem Gruß von Hoffmann bei ihm einführte, gleich beim ersten Zusammensein durch sein ganzes ruhiges und nachdrückliches Wesen und den klaren Blick seines Auges. In seinen Vorlesungen prunkte er nicht

mit glänzenden Einleitungen und sogenannten großen Gesichtspunkten, hatte darum auch nur einen kleinen aber ausgewählten Hörerkreis von solchen Leuten, welche die nötige Hingabe und das ausreichende Verständnis besaßen, den scheinbar auf Kleinigkeiten gerichteten Ausführungen des Meisters zu folgen. Die Einzelheiten, die er gab, waren indessen echte Goldkörner und bildeten das Ergebnis einer gewaltigen geistigen Arbeit; die Hörer hatten gehörig zu thun, wenn sie das Gebotene verarbeiten wollten. Freytag meint, daß zwei Stunden Lachmannscher Vorlesungen eine völlig genügende Tagesarbeit waren. Die Zuhörer wurden in ihnen mit der echten, durchaus vorurteilslosen Methode der Kritik bekannt gemacht und gewannen ein eindringendes Verständnis der Dichter, indem sie es lernten, sich mit Drangabe ihrer eigenen Gedanken und Ansichten in ihre Gedankenwelt und Ausdrucksform zu versenken. Freytag hörte bei Lachmann die Nibelungen, Litteraturgeschichte des Mittelalters und den römischen Dichter Catull und gewann daraus feste Grundlagen des Wissens und der wissenschaftlichen Methode.

Neben solchen Studien zog Freytag das Theater auf das lebhafteste an. Er begeisterte sich im königlichen Schauspielhause für die damaligen Bühnensterne; ja er begann sogar selbst ein Trauerspiel: „Der Hussit“, welches er aber sorgfältig vor den Augen der spottlustigen Freunde verbarg und auch nie vollendete.

Fast ebensoviel wie die Stadt bot ihm die weitere Umgegend. Da er nämlich wegen der großen Entfernung in den Ferien unmöglich nach Hause reisen konnte, pflegte er mit mehreren Genossen nach Wollup zu wandern, wo der Vater eines seiner Freunde, der Amtsrat K o p p e, zwei große Staatsgüter gepachtet hatte. Bald war er hier regelmäßiger, gern gesehener Feriengast und fühlte sich in dem liebenswürdigen und umfangreichen Familienkreise äußerst wohl; vier Töchter zierten das Haus, und man ließ es nicht an gemeinsamen Unternehmungen, Gesellschaftsspielen, Aufführung von Sprichwörtern u. dergl. fehlen, Gelegenheiten, bei denen Freytag auch seiner dichterischen Ader unter vielem Beifall der andern freien Lauf ließ. Hier wurde einmal der sehr seltene Fall Ereignis, daß der Jüngling sich mehr zu dem Vater als zu den Töchtern hingezogen fühlte.

Der alte Amtsrat nämlich gewann des jungen Philologen ganzes Herz und entzückte ihn förmlich. Er war ein durchaus selbstgemachter Mann und als Sohn eines kleinen Landwirts in seiner Jugend selbst hinter dem Pfluge hergegangen, jetzt aber das Muster eines einsichtsvollen und tüchtigen Landwirtes, der zahlreiche Schüler nach seinem Vorbilde zog.

In jener geldarmen Zeit, wo das einzelne Gut außerdem nur in schwacher Verbindung mit der Verkehrswelt stand, mußte es das Ziel des Landwirts sein, sein Gut nicht nur möglichst aus sich selbst heraus zu erhalten, sondern auch seine Kraft durch zweckmäßige Benutzung des Bodens und geeignete Fruchtfolge allmählich zu steigern. Sich ausschließlich auf ein Produkt zu werfen und dies für den Welthandel konkurrenzfähig herzustellen, wie heute etwa den Zucker, den Branntwein, den Weizen, den Tabak, war damals eine Unmöglichkeit. Solch eine selbständige Gutswirtschaft war ein kunstvoller Organismus, dessen einzelne Teile im Gleichgewicht bleiben und sich gegenseitig fördern mußten. Darum führte ein Mann wie Koppe auch auf das Sorgfältigste Buch über jeden Zweig der Wirtschaft; er wußte am Ende des Jahres anzugeben, wie viel ihm sozusagen jeder Obstbaum Gewinn oder Verlust gebracht hatte. Er hatte auch ein offenes Auge für neue Kulturen, welche Vorteil versprachen. So war er in seiner Gegend, dem Oderbruch, einer der ersten, die eine Zuckerfabrik anlegten und den Rübenbau einführten; doch blieb ihm auch hier die Verbesserung des Bodens und die Steigerung des Wertes des Ackers die feste Schranke, die er nie zu gunsten augenblicklichen Gewinns durch einseitig übertriebenen Rübenbau überschritt. Der Getreidebau erschien ihm immer als die unverrückbare Grundlage der deutschen Landwirtschaft und zugleich als die festeste Stütze der Wehrkraft und damit der Selbständigkeit des Vaterlandes — ein Standpunkt, dem man auch jetzt nur beipflichten kann, so sehr sich heutzutage auch im übrigen die Verhältnisse geändert haben mögen.

Koppe war, als ihn Freytag kennen lernte, ein starker und fester Mann in der vollsten Kraft seines Schaffens und von klarstem und sicherstem Urteil auch auf anderen Lebensgebieten, auf dem Hofe als Gebieter gefürchtet, dabei aber wohlwollend und nachsichtig gegen die gelegentlich etwas überschäumenden

Genossen seines Sohnes. Freytag schloß sich ihm, so eng er nur konnte, an; er war glücklich, wenn er ihn auf einem Gange durch die Felder oder einer Fahrt begleiten und von seinen stets bereitwillig gegebenen Belehrungen Nutzen ziehen und seinen Gesichtskreis erweitern durfte. Dem wahren Dichter ist es eigen, daß er sich für jede Sache interessiert, weil ihm nichts Menschliches fern liegt, und weil er von keinem Dinge weiß, ob er es nicht für seine Arbeiten einst brauchen kann. Freytag hatte schon in seinen Knabenjahren den Landbau kennen gelernt und begann jetzt sogar in aller Stille Koppes großes Werk über „Ackerbau und Viehzucht“ zu studieren. Überhaupt fühlte er sich durch das frische, kernige und gesund gedeihende Leben auf den Gütern dieses Mannes auf das wohlthuendste berührt. Der Landwirt Bauer und das Leben auf dessen Gut in der „Verlorenen Handschrift“ ist der dichterische Niederschlag von dem in Wollup Gesehenen und Erlebten.

Die Universitätszeit näherte sich nun allmählich ihrem Ende. Freytag gedachte ihr durch die Promotion zum Doktor der Philosophie den üblichen äußeren Abschluß zu geben. Das Thema, welches er sich wählte, war das Produkt seines doppelten Interesses für die altdeutsche Litteratur und das Theater. Er schrieb „Über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Deutschen (de initiis scenicae poeseos apud Germanos)“. Das war ein Stoff, zu dessen Bewältigung weit mehr Zeit und Raum gehört hätte, als dem Verfasser für seine Dissertation zur Verfügung stand; denn es war darüber damals sehr wenig erschienen, und das Material mußte erst mit Mühe und Umständen, zum Teil aus Handschriften, zusammengebracht werden. Freytag führte in seiner Schrift den Nachweis, daß das deutsche Drama sich entwickelt habe aus einer Verbindung alter Volksspiele, die zum Teil bis in die heidnische Zeit zurückgehen, und kirchlicher Aufführungen in lateinischer Sprache zu Ehren der hohen Feste, eine Ansicht, die sich im allgemeinen als richtig erwiesen hat. Lachmann, damals Dekan der philosophischen Fakultät, dessen Beifall nicht leicht zu gewinnen war, war mit der Arbeit zufrieden. In der mündlichen Prüfung dagegen, welche sich auf Philosophie und Geschichte erstreckte, leistete Freytag nur gerade das Erforderliche, um zu den Ehren der philosophischen Doktorwürde zugelassen zu werden. Mit dem

neuen Titel verließ er im Herbst 1838 Berlin und kehrte zunächst in die Heimat zurück.

## IV. Der Breslauer Privatdocent.

Den Winter 1838—39 verbrachte der junge Doktor der Philosophie unter den Hortensien seiner Mutter. Er arbeitete still in seiner Wissenschaft weiter, vollendete daneben aber auch ein zweites Schauspiel, „Die Sühne der Falkensteiner," in welchem zwei feindliche Familien durch Liebe geeinigt wurden. Es war noch ohne jedes dramatische Geschick gearbeitet, und obwohl Freytag es mit vielem Behagen verfaßt hatte, dachte er nicht daran, es irgendwo zur Aufführung zu bringen. Inzwischen reifte in ihm der Entschluß, sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden; sein Vater, der die Begabung des Sohnes noch besser erkannte als dieser selbst und mit rührender Sorgfalt alle Gedichte und Schriften desselben sammelte, hatte nichts dagegen einzuwenden. Am 9. Januar 1839 reichte er also an die philosophische Fakultät der Universität Breslau das Gesuch ein, ihm für „deutsche Grammatik und Interpretation deutscher Klassiker, Litteraturgeschichte und Mythologie der deutschen Völkerstämme die Habilitation als Privatdocent hochgeneigt bewilligen zu wollen". Da dies Gesuch genehmigt wurde, so hielt er am 6. März vor der Fakultät das erforderliche Kolloquium, und zwar über die Poesie des 12. Jahrhunderts, und schrieb als Habilitationsschrift eine Abhandlung über die alte Gandersheimer Nonne Hroswitha, in welcher sich wieder seine Neigung zum Theater mit den altdeutschen Studien vereinigt; denn Hroswitha von Gandersheim, der erste Blaustrumpf unserer Litteratur, schrieb vor 1000 Jahren christlich-sittliche lateinische Theaterstücke in Prosa, um die des Heiden Terenz mit ihrer liederlichen Wirtschaft zu verdrängen. Im Mai hielt er dann seine Antrittsvorlesung und kündigte als erstes Kolleg „deutsche Sprache und hochdeutsche Grammatik" an, ohne daß er jedoch bereits die für eine solche Vorlesung erforderlichen Kenntnisse besessen hätte. Er mußte das meiste erst noch selber lernen, und war sich dessen auch wohl bewußt.

Auch hatte er noch nicht einmal seiner Militärpflicht genügt und mußte das jetzt nachholen. Dabei machte er recht unangenehme Erfahrungen. Von dem Obersten des elften

Regiments hatte er Aufschub bis zum Herbst 1839 erhalten; das wurde aber bei einer Kontrollversammlung rückständiger Kantonisten im August, zu der er sich laut polizeilichen Befehls einzustellen hatte, nicht anerkannt, sondern ihm rundweg eröffnet, daß er, weil bereits älter als 23 Jahre, sein Recht auf einjährigen Dienst verwirkt habe. Der Arzt untersuchte ihn auf der Stelle, erklärte ihn für versuchsweise tauglich, die Fahne wurde herbeigebracht, und er als Gemeiner für drei Jahre in Eid und Pflicht genommen. Das war nun eine üble Sache. Der Vater schrieb eine Immediateingabe an den König, um dem Sohne das Recht des einjährigen Dienstes wieder zu verschaffen, während dieser zu den Ferien zu Hause ernsthaft an einem gastrischen Fieber erkrankte. Da er deshalb unmöglich zum Gestellungstermin nach Breslau reisen konnte, zeigte der Vater unter Beilegung eines Zeugnisses des Kreisphysikus dies der Ersatzkommission zu Breslau an und bat, den Sohn zu entschuldigen. Statt dessen erging der Befehl, ihn per Schub zum Regiment zu schaffen. Für den Vater, den langjährigen, pflichtgetreuen Beamten, war dies eine herbe Kränkung, aber dem Befehl mußte gehorcht werden. Der Kranke wurde eingepackt, nach Breslau geschickt, beim zehnten Regiment eingestellt und zunächst als Revierkranker behandelt, dann mit zwei andern Nachzüglern gedrillt. Inzwischen kam von Berlin die Nachbewilligung der Einjährigenschnüre, und Freytag fühlte sich nun bei der Truppe ganz wohl und fing an wahrzunehmen, daß der Dienst ihm ganz gut bekam. Seine Vorlesungen hielt er, so gut es ging, ruhig daneben, und öfter bestieg er noch im Kommißrock das Katheder, was den steifleinenen Herren unter den Universitätsgrößen wie ein Majestätsverbrechen erschien.

Leider war die Krankheit vom Herbst nur scheinbar überwunden. Das Exerzieren im Drilchanzuge brachte eine Erkältung und einen neuen Ausbruch der Krankheit. Als dem bärbeißigen und wegen schlechter Avancementsaussichten mißvergnügten Hauptmann hiervon Meldung gemacht wurde, ordnete er die Überführung des Einjährigen Freytag, der sich ja doch nur verstelle, ins Lazarett an. Hier in der dumpfen, menschen- und dunstüberfüllten Krankenstube verschlimmerte sich das Leiden zusehends und wuchs sich zu einem hitzigen Nervenfieber aus. Der Arzt, darüber betroffen, ließ den

Kranken nunmehr in ein besonderes Zimmer bringen, wo er mehrere Wochen in Fieberphantasieen zubrachte. Als er sich so weit erholt hatte, daß ein Transport möglich erschien, brachte man ihn in seine Privatwohnung, wo er noch einige Zeit als Revierkranker behandelt wurde, um dann als Armeereservist entlassen zu werden. Der Dichter schrieb später sich und seinem Ungeschick die Hauptschuld an dieser ganzen unglücklichen Geschichte zu, meinte aber nicht mit Unrecht: „mein altes Preußen hat mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt."

Unter der Pflege der Mutter erholte sich der an sich kräftige Körper des jungen Mannes rasch, und eine gute Gesundheit ist ihm das ganze Leben hindurch treu geblieben. Im Sommer 1840 nahm er seine Vorlesungen wieder auf, aber daß er viel Erfolg damit gehabt hätte, kann man nicht behaupten. Ständige Zuhörer wenigstens, die seine Kollegien „belegten", stellten sich in den nächsten Jahren nur in geringer Anzahl — drei bis zehn — ein; die öffentliche Vorlesung, die er im Winter 1842 auf 43 über die neuesten Erscheinungen der deutschen Poesie mit eingelegtem, sorgfältig eingeübtem Vortrag charakteristischer Gedichte hielt, entwickelte eine ungleich größere Anziehungskraft; sie wurde von 31 Studenten belegt.

Reichlichen Ersatz für die geringe Zahl der Zuhörer, die bei einem so jungen Privatdocenten übrigens nichts Auffallendes hat, fand er in der Geselligkeit. Auch wer in seinem innersten Wesen nicht auf breiten und verflachenden Verkehr angelegt, ist, stürzt sich, wenn er nicht gerade ein Sonderling ist, in gewissen Jahren doch gern einmal in die rauschenden Fluten geselliger Freuden, und für den mit reichlichen Mitteln ausgestatteten jungen Mann machte es sich unter dem heiteren, lebenslustigen schlesischen Völkchen wie von selbst, daß er ganz gehörig in den Strudel der Vereine, Zweckessen, Aufführungen und Bälle hineingezogen wurde. Schlesien war seit Opitzens Tagen das gelobte Land der Gelegenheitsgedichte; kein Fest durfte vorübergehn, ohne daß der wohlgesattelte Pegasus vor den Gästen seine Schwingen entfaltete. Freytag war schon als Gymnasiast gewohnt gewesen, Familien- und Freundesfeste durch Reimereien zu verherrlichen. Jetzt fand er reichlich Gelegenheit, das Talent weiter zu entwickeln. Er wurde Mitglied des sogenannten Künstlervereins, einer harmlosen Genossen-

schaft von Dichtern, Künstlern und jüngeren Musikern, in der er manchen guten Genossen fand — auch sein ehemaliger Lehrer Hoffmann von Fallersleben gehörte dazu. In diesem Kreise fehlte es nicht an froher Laune; der Becher wurde fleißig an der Tafelrunde geschwungen und vor allem das Gesellschaftslied gepflegt; was die Poeten sangen, komponierten die Musiker sofort, und eine gutgeschulte Liedertafel trug es dann bei einem der zahllosen Vereinsfeste vor. Freytag erwarb sich bald einen wohlbegründeten Ruf als Dichter, und als er nun auch noch die oben erwähnte Vorlesung über neuere deutsche Poesie las, da hielt man ihn für eine Autorität in poetischen Dingen. Eine Abordnung der Studentenschaft erschien bei ihm und ersuchte ihn, die Redaktion eines akademischen Musenalmanachs für das Jahr 1843 zu übernehmen, zu welchem die Studenten die Gedichte liefern wollten. Mit trüber Vorahnung willigte Freytag ein und wurde nun mit poetischen Beiträgen überschüttet, die er alle lesen und beurteilen mußte. Seit der Zeit blieb ihm — wie er schreibt — ein tiefer Groll gegen alle lyrischen Zusendungen, denen die Bitte um ein Urteil beigefügt war; mit dramatischen Zusendungen sollte er später noch viel Schlimmeres erleben.

Die Lieder des Dichters selbst erschienen 1845 unter dem nicht gerade günstig gewählten Gesamttitel: „In Breslau". Im ersten Bande der „gesammelten Werke" finden sich die meisten von ihnen wieder abgedruckt. Es sind teils Gesellschaftslieder, in denen das alte Thema vom Trinken und Dichten, Dichten und Trinken in neuen Wendungen behandelt wird: Die Nachtigall ist gestorben und die Welt nun leer; der kleine Geiger gehört nicht zu den gewöhnlichen Menschen, sondern zu den Auserwählten der Natur, der Muse und des Geistes, der im Weine wohnt; ein kleiner Teufel ertrinkt in einem Weinfaß und zieht seitdem als Kater in die Brust jedes Trinkers; der Künstler wird von Jehovahs liebstem Engel aus einer Rebe und einem Trinkpokal geschaffen. Politische Lieder nach Herweghs und Freiligraths Art finden sich nur zwei in der Sammlung: „Die Wellen" in Kronen und Purpur schlagen vergeblich gegen die feste Küste, welche das gute Recht des Volkes bedeutet, und „Die Krone", deren Moral ist: „Des Königs Thräne für des Volkes Blut". Eigentliche Liebeslieder

finden sich bezeichnenderweise unter den Gedichten gar nicht. Überhaupt sagt Freytag selbst mit vollem Recht von sich, daß er nicht zum lyrischen Dichter geboren sei. Seine durchaus episch angelegte Natur zeigt sich auch in diesen Gedichten. Es reizt ihn weit mehr, darzustellen, was andere Personen, in deren Lage er sich hineinversetzt, gefühlt und gelitten, als was er selbst empfunden hat. So enthält die Sammlung vorwiegend poetische Erzählungen und episch gehaltene Stimmungsbilder. Zu diesem Zweck hat sich der Dichter die alte Nibelungenstrophe zugerichtet mit Kürzung im letzten Vers und Einführung auch weiblicher Reime; er hielt auch später noch viel auf dieses Maß und glaubte, es sei geeignet, jeder Stimmung der Seele lebendigen Ausdruck zu geben. Dem Leser wird bei anhaltender Lektüre das Gefühl einer gewissen Eintönigkeit dennoch nicht erspart bleiben.

Eine Art Berühmtheit unter diesen episch-lyrischen Sachen hat „Der polnische Bettler“ gewonnen. Ein zerlumpter, schmutziger polnischer Bettelmann steht vor dem Dome zu Breslau und bittet „die braune Mutter der Polen“, die Mutter Gottes von Czenstochau, die Herzen der Leute zu öffnen, daß sie ihm geben. Dabei erzählt er, wie er früher ein schönes Kleid von Tuch mit grünen Schnüren, ein Haus aus Balken gezimmert und mit neuem Stroh gedeckt, ein Rößlein und sechs Hähne besessen habe. Kosaken haben ihn eines Morgens aus dem Bett herausgeholt, als einen Landesverräter angespieen, mit Säbeln gehauen, sein Haus angezündet und seine sechs Hähne am Feuer gebraten. Er hat das Unglück der braunen Mutter verziehen und nur eines erbeten, Rettung dem Vaterland. Dann ist sein Weib umgekommen, und sein Sohn von Pferden zertreten. Die braune heilige Mutter hat ihm nie geholfen; sie hilft ihm auch jetzt nicht; denn keiner der Vorübergehenden giebt ihm. Er will ihr näher auf den Leib rücken, geht in den Dom und sieht sich alle Marienbilder an, aber die, die er sucht, findet er nirgend. Da wird ihm klar, daß auch die braune Mutter der Polen gestorben ist und tot. Er setzt sich weinend zur Erde, und die Mutter von Czenstochau küßt ihm der letzten Thräne Tau aus den geschlossenen Augen. Das Gedicht sandte er an Ruge, der es sofort in seinen Musenalmanach aufnahm und ihm einen sehr erfreuten Brief deswegen schrieb. Damals

herrschte in den Kreisen der Liberalen die ungesunde Polenschwärmerei, und Ruge glaubte mit Unrecht, daß auch Freytag in seinem Gedicht dieser freisinnigen Modekrankheit huldige. Und in der That kann das Gedicht auf den, der des Dichters deutsch-nationale Gesinnung nicht kennt, nur den Eindruck machen, als wolle er für das „unglückliche, zertretene“ Polenvolk, dem selbst seine Götter gestorben sind, mitleidige Sympathieen erwecken.

Sonst finden wir unter diesen Nibelungenstrophengedichten Bilder aus dem Studenten-, Künstler- und Soldatenleben, Romanzenkränze von Rittern und Äbten, auch einen Vorläufer zu Ingo, „Der Sänger des Waldes“, wo der germanische Sänger das Römerheer mit dem giftigen Drachen vergleicht, der das Land verheert. Einen allerdings nicht neuen Gedanken führt „Die Beschwörung“ in neuer Form aus. Ein Dichterknabe beschwört des Nachts im Walde die alten Meister, daß sie ihm die Vollkraft der Dichtkunst verleihen. Da tönt ihm die Antwort aus den Bäumen, daß jedem im Innern sein eigenes gutes Lied schlummere: „Nur, was in dir selbst erklungen, giebt reinen, vollen Ton, Und kannst du den nicht wecken, so schweige, Dichtersohn.“

Zu den Gelegenheitspoesieen zählt ein Cyklus von kleinen Gedichten, welcher der Dichterin Agnes Franz zum Geburtstag gewidmet ist. Mit dieser liebevollen und frommen Kinder- und Volksschriftstellerin wohnte der Dichter in einem Hause. Er schätzte ihren vortrefflichen Charakter und warmherzigen Sinn und fühlte sich mit ihr durch die gemeinsame Neigung zu Volksmärchen und Sagen verbunden, von denen er selbst auf Kuhns Anregung hin bereits eine ganze Anzahl gesammelt hatte. In seinen „Erinnerungen“ hat er dem kränklichen und verwachsenen Fräulein mit ihren vier verwaisten Geschwisterkindern, an denen sie Mutterstelle vertrat, und ihren herzerfreuenden Weihnachtsbescherungen ein anmutiges Denkmal der Freundschaft und Dankbarkeit gesetzt. Offenbar fühlte sich das Kindliche seiner Seele zu dem mütterlichen, selbstlosen und zartsinnigen Wesen des älteren Fräuleins mächtig hingezogen. Ja, er, das Weltkind, las trotz ihrer Warnung, daß ihr Dichten Männern unmöglich gefallen könne, alle ihre kleinen Erzählungen und Gedichte, in denen es von Blumen, Sternen und Engelchen wimmelte.

Nicht nur dem Künstlerverein gehörte Freytag an, er war auch thätiges Mitglied des akademischen Klubs, einer Gesellschaft, welche auf größere Vornehmheit Anspruch machte, und der die Familien der Universität und des höheren Beamtentums angehörten. Als Vorstand, Tanzordner und angehender Dichter wurde er in diesen Kreisen bald heimisch, und das zog wieder Einladungen bei den adligen Familien der Umgegend nach sich. So lernte er die Breslauer Gesellschaft ziemlich kennen und gewann auch einen Einblick in die Verhältnisse der Rothsattel und Konsorten und den in diesen Familien herrschenden Ton, was ihm für seinen ersten Roman sehr zu statten kam.

In der Stadt selbst gehörte zu seinem liebsten Umgang die alte Kaufmannsfamilie der Molinari, die im 17. Jahrhundert aus Italien eingewandert war und in einem großen Patrizierhause der Albrechtstraße nahe am Markt ihren Stammsitz hatte. Damals hatte Breslau als Handelsplatz noch eine größere Wichtigkeit als heute; besonders seine Wollmärkte waren bedeutend; zu ihnen versammelten sich die Händler aus den weiten Landstrichen des Ostens. Das Molinarische Haus, Kolonialwaren und Produkte, hatte einen doppelten Geschäftskreis, einen auswärtigen, der sich über Krakau, Polen und Galizien bis an die türkische Grenze erstreckte, und einen provinziellen besonders nach Oberschlesien hin. Dem ersten stand der ältere Bruder Theodor, dem zweiten der jüngere Ottomar vor. Besonders Theodor wurde, obwohl dreizehn Jahr älter, einer der intimsten Freunde Freytags, und diese Freundschaft hat bis zum Tode vorgehalten. Er war ein feuriger und leidenschaftlicher, dabei aber höchst gutherziger und freigebiger Mann, ein Vater aller Bedrängten und Waisen. Was Freytag mit ihm verband, waren besonders die gleichen politischen Ansichten, und die Politik drängte sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. immer mehr in den Vordergrund der Interessen. Beide Männer gehörten der jungen liberalen Partei an, welche das alte Polizeiregiment im Staate durch eine vernünftige Verfassung ersetzen und eine größere Einigung des zerrissenen deutschen Vaterlandes herbeiführen wollte. Auch mit anderen bedeutenden Männern von dieser Richtung kam Freytag durch Theodor Molinari in dauernde Verbindung. Durch den Verkehr in diesem Hause lernte er ferner die Bedeutung eines großen Handelshauses, das Leben und Treiben

in den Geschäftsräumen und Gängen, die Art und Weise des Verkehrs und eine Menge eigenartiger Gestalten von Buchführern, Handlungsbediensteten, Kunden und fremden Geschäftsleuten aus dem Osten kennen, alles Dinge, die bestimmt waren, seinem ersten Roman Leben und Farben zu liefern.

Auch sonst bot die schlesische Provinzialhauptstadt damals noch mehr Eigenartiges und Seltsames als die heutige moderne Großstadt. In der Weißgerbergasse stießen die Häuser noch mit den Hinterseiten an das trübe Gewässer der Ohle, welches jetzt längst zugeschüttet ist. Der Dichter hat die hohen, düsteren Gebäude mit ihren über das Wasser hinausspringenden Erkern, auf denen die Felle der Gerber trockneten, mit den engen zum Fluß hinabführenden Treppen in der nächtlichen Schreckensscene gezeichnet, in welcher Itzig seinen Lehrer ertränkt. Auch zu dieser Gestalt und zu dem ganzen lichtscheuen Schacher- und Wuchergetriebe boten sich ihm in Breslau reichliche Vorbilder. Die Judenstadt mit ihren engen Gassen, ihren Ausdünstungen und Trödelläden, mit ihrem Lärm und Geschrei zeigte ihm das jüdische Wesen niedrigster Art; daneben gab es aber schon heraufgekommene Ehrenthale, die in feinen Häusern mit einer gewissen überladenen Eleganz eingerichtet waren, und deren Frauen und Töchter in Bildung machten. Der Gegensatz zwischen diesen halb- oder ganzdunklen Vertretern des Handelsstandes und den streng rechtlichen und stolzen deutschen Kaufleuten, wie solche seine Freunde waren, ist in seinem Roman höchst wirksam dargestellt.

Die geselligen Ansprüche, die an den jungen Privatdocenten gestellt wurden, wuchsen immer mehr. Außer dem Künstlerverein nahm jetzt auch das „Börsenkränzchen" seine Muse in Anspruch. Das war ein großer Klub, dem die angesehensten Mitglieder der Kaufmannschaft angehörten. Das „Maskenfest des guten Königs René", welches er diesem Verein dichtete, ist unter seine Gedichte aufgenommen. Auch wohlthätigen Zwecken stellte er sein Talent gern zur Verfügung. Die Not der schlesischen Weber im Gebirge nahm in den vierziger Jahren einen gefährlichen Charakter an. Es bildete sich in Breslau ein Verein zur Herbeiführung besserer Lebensbedingungen für die Leidenden, dem auch Freytag beitrat. Vorstellungen wurden gegeben, deren Ertrag der grimmigsten Not steuern sollte; zu lebenden

Bildern, die diesem Zwecke dienten, dichtete Freytag die poetischen Erläuterungen. Leider hatten diese Bestrebungen, soviel Gutes sie im einzelnen stifteten, im ganzen und großen wenig Erfolg. Es zeigte sich, daß nichts schwerer ist, als einem verkommenden Industriezweig seine Opfer zu entreißen.

Unter all diesen Zerstreuungen, Nebenbeschäftigungen und der dichterischen Arbeit an der „Brautfahrt" vernachlässigte Freytag auch das eigentliche wissenschaftliche Studium nicht; beruhte doch darauf sein Vorwärtskommen in der akademischen Laufbahn. Für das große Grimmsche Wörterbuch übernahm er es, den ganzen Jakob Ayrer, einen Dramatiker des 16. Jahrhunderts, der etwa 70 Stücke verfaßt hat, zu verarbeiten — keine geringe Mühe. Aus dem großen Sammelwerk der monumenta Germaniae trug er alles zusammen, was ihm von kulturgeschichtlichem Werte zu sein schien — die erste Vorarbeit zu den „Bildern aus deutscher Vergangenheit". Seine eigentliche Hauptarbeit aber verwendete er damals noch auf dasjenige Gebiet, dem er auch seine beiden akademischen Dissertationen entnommen hatte, die Geschichte der dramatischen Poesie und Kunst der Deutschen. Die kirchlichen Spiele des Mittelalters sowohl, wie die großen städtischen Aufführungen des 15. Jahrhunderts haben eine massenhafte, damals noch fast unbekannte und schwer zugängliche Litteratur hinterlassen. Freytag sah bald ein, daß schnelle Lorbeeren für einen jungen Docenten hier nicht zu pflücken waren, daß viele Jahre nötig sein würden, um nur einigermaßen den Stoff zusammen zu bekommen. Dennoch hielt er zunächst an dieser Aufgabe fest. Er unternahm mit ministeriellem Urlaub, aber aus eigenen Mitteln zwei kostspielige Reisen, eine nach Norddeutschland, eine nach Wien, wo er im Herbst 1841 auf der Hofbibliothek emsig arbeitete.

Die Gelegenheit, eine Professur zu erhalten, schien sich ihm zu bieten, als Hoffmann von Fallersleben, der sich aus dem Manne der Wissenschaft immer mehr zum Festredner und Dichter von Gesellschafts- und anderen Liedern entwickelt hatte, seiner Professur enthoben wurde. Dies geschah im Dezember 1842 wegen seiner „unpolitischen Lieder", in denen er seinem Spott über die herrschenden Zustände allzu freien Lauf gelassen hatte. Freytag, der vom Kurator der Universität die Erlaubnis erhalten hatte, in seiner Vorlesung über neueste Litteratur diese Lieder zwar

zu erwähnen, doch ohne sie zu loben, schrieb Hoffmann einen herzlichen Brief und nahm gerührten Abschied von seinem ehemaligen Lehrer, den er im Leben nicht wieder sehen sollte. Er hoffte, in die durch Hoffmanns Abgang entstandene Lücke im Lehrkörper der Universität einzutreten, und richtete an die philosophische Fakultät das Gesuch, seine Ernennung zum außerordentlichen Professor beim Minister zu befürworten. Er wies



Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

in diesem Schreiben darauf hin, daß es ihm nach und nach gelungen sei, einiges Vertrauen bei der akademischen Jugend zu gewinnen, und daß er sich nach Kräften bestrebt habe, den „Sinn für unsere deutsche Nationalität zu wecken". Aber er hatte keine größeren wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen, und die Wechsel auf die Zukunft, die er ausstellte: eine Geschichte des

deutschen Dramas und eine „Historische Entwicklung der deutschen Volkstümlichkeit", mochte die Fakultät nicht acceptieren; sie konnte ja nicht voraussehen, wie glänzend er wenigstens den zweiten dereinst einlösen würde. So wurde er denn mit einer „Remuneration" abgespeist, auf das „Weiterwarten" verwiesen, und an Hoffmanns Stelle ein anderer zum Professor ernannt.

In „Soll und Haben" macht der Dichter einmal die Bemerkung, daß das Leben einer Wagschale gleiche. Steigt die eine, so muß die andere sinken, und sinkt die eine, so steigt die andere. So ging es ihm damals selbst. Was ihm das Leben für seine akademische Laufbahn versagte, ersetzte es ihm vollkommen durch den Erfolg, den sein dramatisches Erstlingswerk wider alles Erwarten hatte. Er hatte in Fuggers „Ehrenspiegel des Hauses Östreich" die Werbung des Erzherzogs, späteren Kaisers Maximilian, um Maria von Burgund gelesen und sich durch diese romantische Geschichte so angezogen gefühlt, daß er im Sommer 1841 das Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen" aus diesem Stoffe fertigte, und zwar mit viel Wärme und Freude, aber mit sehr ungenügender Kenntnis der Bühne. Er hatte es gerade fertig, als ihm in der Zeitung ein Preisausschreiben der Berliner Hoftheaterintendanz für ein Lustspiel aus der Gegenwart vor die Augen kam. Trotzdem nun der Stoff seines Lustspiels nichts weniger als aus der Gegenwart war, und er sich keinen Augenblick verhehlte, daß es auf einen Preis nicht zu rechnen habe, sandte er es dennoch unter dem Motto: „Weit ritt ich her von Böhmen, ich habe spät mich aufgemacht" noch gerade vor dem Schlußtermin ein. Er dachte den Winter über kaum noch an diesen jugendlich-verwegenen Streich, da las er Ende März 1842 wiederum eine Bekanntmachung, daß vier der eingesandten Stücke mit dem gleichen Preise bedacht seien. Als letztes Kennzeichen las er seins. Aufs angenehmste überrascht, meldete er sich sofort bei der Intendanz und erhielt die Nachricht, daß sein Stück zur Aufführung angenommen sei. Er ließ es nun als Manuskript drucken, versandte es an die größeren Bühnen und erlebte die Freude, daß es in der nächsten Zeit auf nicht weniger als zwölf Theatern gegeben wurde, allerdings mit geteiltem Erfolg. In Breslau genoß er bei der ersten Aufführung alle Entzückungen

eines jungen dramatischen Dichters, der sich zum erstenmal selbst sieht; er sprach die Worte der Schauspieler fortwährend leise mit und war am Schluß nur verwundert, daß das Publikum seine Begeisterung nicht aus voller Seele teilen wollte. Merkwürdigerweise kam in Berlin infolge eines Wechsels des Königlichen Theaterintendanten das Stück überhaupt nicht zur Aufführung, dagegen erschien es 1843 im Druck, und zwar war es — seltsam genug — einem russischen Schiffskapitän finnischer Abkunft gewidmet. Freytag hatte ihn zwei Jahre zuvor im Seebad Swinemünde kennen gelernt und durch entschlossenes Vertreten der deutschen Nationalität dem hochfahrenden, auf alles schimpfenden Gast derartig imponiert, daß dieser schließlich nach gewechselten Grobheiten seinen Verkehr suchte und sich als einen wackern, wenn auch vergrillten Seebären erwies. Einmal sprach er verachtungsvoll von aller Bücherschreiberei, worauf Freytag erwiderte, er werde ihm zur Strafe sein nächstes widmen. Dies war „Die Brautfahrt“.

Das Thema des Lustspiels ist die Treue zweier fürstlicher Jugendverlobten, welche, obwohl sie sich nur aus Bildern kennen, viele Jahre trotz aller Ränke aneinander festhalten. König Max, der letzte Ritter, schlägt sich durch alle Schwierigkeiten und Gefahren zu seiner geliebten Maria durch und vereinigt sich mit ihr. Der ganze Stoff ist mehr episch wie dramatisch, voller Abenteuer und Erlebnisse, aber ohne rechte Einheit der Handlung. Auch hat er nicht einen, sondern zwei Helden, weil das Interesse der Zuschauer mindestens ebenso wie für Max für dessen „lustigen Rat“, Kunz von der Rosen, in Anspruch genommen wird, einen prächtigen Gesellen voll unverwüstlichen Lebensmutes, sprudelnden Witzes und aufopfernder Treue, der seinen geliebten Herrn aus den französischen Fallstricken rettet und dann auch selbst sein Glück findet, indem er das liebliche Mädchen, das in Knabentracht als Zitherschläger mit ihm gezogen, zur Gattin gewinnt. Auf der Bühne hat sich das Drama nicht zu behaupten vermocht, aber als Lesestück ist die flott erzählte, inhaltsreiche und romantische Geschichte immer noch sehr empfehlenswert.

Unvollendet blieb ein zweites Drama, welches er im Sommer 1844 entwarf, „Der Gelehrte“; nur der erste Akt kam zu stande, der den Dichter besonders anzog. Ein junger Historiker,

Walther, liebt ein adliges Fräulein; diese verlobt sich jedoch, obwohl sie jenen wieder liebt, aus Schwäche mit ihrem Vetter. Walther sagt als ein zweiter Marquis Posa einem Minister, der ihn befördern will, gehörig seine republikanischen Anschauungen ins Gesicht, schlägt die angebotene hübsche Stelle aus und erklärt, er wolle „ins Volk“ gehen. Im Verlaufe des Stückes sollten noch zwei Akte folgen. Der Held sollte Steinmetz werden, das Fräulein tiefsinnig, bis endlich die Liebenden



Berthold Auerbach.

sich wiederfinden und vereinigen sollten. Im ersten, ausgeführten Akte sucht der Freund des Helden, Romberg, vergebens diesen zum liberalen Journalisten zu machen — ein Beweis, daß schon damals dieser Gedanke unserm Dichter nicht fern lag.

## V. Der erste Ruhm.

Zwei Geister hatten bisher nebeneinander in Freytags Seele gewohnt, der Geist wissenschaftlicher Forschung, zu dem

ihn sein Beruf, und der dichterischer Produktion, zu dem ihn wachsende Neigung und Übung hinzog. Allmählich gewann der letztere die Oberhand. Die Freude, selbst Dichterisches zu bilden, ward stärker als der Drang, das, was andere in alter und neuer Zeit geschaffen hatten, zu erforschen. Hätte er beides



Karl von Holtei.

auf die Dauer vereinigen wollen, so wäre leicht beides verkümmert. Daher reifte in ihm der Entschluß, sein akademisches Amt aufzugeben. Das wurde ihm durch eine besondere Veranlassung erleichtert. Von jeher hatte es ihn besonders gereizt, sich in das Leben und Fühlen des kleinen Mannes hinein=

zudenken, der keine Rolle in den großen Weltbegebenheiten spielt, zu ergründen, wie die Ereignisse der Geschichte auf Empfinden und Denken, auf Lebensführung und sittliche Haltung der großen Masse zurückwirken. Die alten Chroniken und Geschichtswerke hatte er vornehmlich auf diesen Gesichtspunkt hin gelesen und excerpiert. Die so gewonnenen Anschauungen wollte er nun auch für seine Zuhörer nutzbar machen und kündigte daher im Jahre 1844 eine Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte an. Allein diese Vorlesung zu halten untersagte ihm die hochlöbliche Fakultät, weil Kulturgeschichte in keines der damals üblichen wissenschaftlichen Fächer paßte und solche Neuerungen seitens eines jungen Privatdocenten, der wissenschaftlich noch keine bedeutenden Leistungen aufzuweisen hatte, nicht statthaft erschienen. Formell wurde die Ablehnung des Kollegs damit begründet, daß Freytag nur für deutsche Sprache und Litteratur habilitiert sei, nicht aber für Geschichte oder etwas dem Ähnliches.

Dieses Verbot bewirkte, daß Freytag den Entschluß, den er wohl schon seit längerer Zeit mit sich herumgetragen hatte, ausführte. Er antwortete, daß er unter diesen Umständen auf das fernere Halten von Vorlesungen überhaupt verzichte. Damit gab er seine akademische Thätigkeit, für die er doch keinen rechten inneren Beruf mehr fühlte, auf, um fortab ausschließlich der dramatischen Muse zu leben.

Er blieb aber vorerst in Breslau und arbeitete, sich von den Zerstreuungen des Tages mehr und mehr zurückziehend, still für sich und seine Zukunft. Sehr förderlich war ihm für seine dichterischen Bestrebungen der Umgang mit Karl von Holtei, der seit 1842 als Theaterdirektor in Breslau lebte und wie kein anderer die deutschen Bühnenverhältnisse kannte. Auch Berthold Auerbach, dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" damals allgemein wie eine Erlösung von der öden Salonlitteratur nach französischem Muster empfunden wurden, suchte seine Bekanntschaft. Er hatte sich mit einem Mädchen verlobt, welches Freytag bei Agnes Franz kennen gelernt hatte, und bat den Freund, bei der nach jüdischem Ritus zu vollziehenden Trauung als Zeuge zu erscheinen. Freytag erfüllte die Bitte gern und mußte sich zu seinem Erstaunen mahnen lassen, in die Synagoge nicht unbedeckten Hauptes zu treten. Das Verhältnis zu Auerbach

dauerte bis zum Tode des letzteren, obwohl Freytag als Kritiker bei Besprechung der späteren Werke des Freundes diesem bisweilen bitter wehe thun mußte. Der Riß zog sich immer wieder zusammen, und Auerbach besuchte Freytag noch auf seinem Gute zu Siebleben.

Freytag suchte inzwischen durch eifrige Arbeit den Mängeln, die ihm — wie er fühlte — als Lustspieldichter noch anhafteten, abzuhelfen und studierte in diesen Jahren besonders das französische Lustspiel, dessen Wert auch für die deutsche Bühne er vollständig würdigte. Er sah in Scribe das hervorragendste Talent und erkannte, ohne sich über die mannigfachen Schwächen des Dichters zu täuschen, namentlich die geschickte Disposition der Handlung, den wirksamen Bau der einzelnen Scenen und die Gewandtheit des Gesprächs als mustergültig an. In diesen Dingen nahm er sich „den großen, alten Taschenspieler“ — wie er ihn einmal nennt — zum Vorbild, als er im Frühjahr 1846 ein neues Schauspiel, „Die Valentine“, schrieb, welches dann vom nächsten Jahre an die Runde über die deutschen Bühnen machte. Es gefiel damals ungemein und erregte nur an einigen Hoftheatern wegen der bürgerlich-freisinnigen Tendenz Bedenken. „Die Valentine“ (d. h. eigentlich die Valentinstage) stellt dar, wie Georg Winegg, genannt Saalfeld, der sich in Amerika zu festem Charakter, kühner Männlichkeit und weitem Gesichtskreis hindurchgearbeitet hat, die Standesvorurteile und den Stolz der schönen aristokratischen Valentine von Geldern besiegt, ihre Liebe gewinnt und sie nach Italien führt, damit sie an seinem Herzen unter anderm Himmel gesunde. Das Paar will dann zurückkehren, um in der Heimat dem großen, stillen Bunde „der Krieger, Propheten und Dulder für die Zukunft“ zu dienen. Daneben führt Georg den Spitzbuben Benjamin durch psychologisch wohlberechnete Erziehung auf den Weg der Ehrlichkeit zurück. Das Stück ist in ganz anderer Weise bühnengerecht als „Die Brautfahrt“; es konnte mit einer geringfügigen Änderung gleich so gegeben werden, wie der Dichter es niedergeschrieben hatte. Die Handlung ist bewegt und spannend, der Dialog von ungemeiner Frische und Lebendigkeit, die Sprache edel und elegant. Da ferner das Schauspiel vollgesättigt ist mit den Tendenzen und Anschauungen jener Jahre, so begreift sich der Erfolg, den es hatte, ohne weiteres. Uns erscheint es

als im wesentlichen veraltet und überlebt. Das Ungesunde, Radikale der sogenannten „jungdeutschen Schule“ mischt sich deutlich mit den Einwirkungen der französischen Bühne. Es ist eine schwüle Luft, die in dem Stücke herrscht, „eine Mischung von Patschuli und Veilchenduft,“ ein feiner Egoismus, geistige Überhebung und ungerechtfertigte Weltverachtung beherrschen die Hauptpersonen. Neben der Verachtung der engen heimischen Verhältnisse tritt die Überschätzung des amerikanischen Wesens, sowie die Geringschätzung der herkömmlichen Begriffe von Sitte und Sittlichkeit für uns in unangenehmer Weise zu Tage.



Karl Gutzkow.

Freytag urteilte daher richtig, wenn er meinte, daß das Stück, „weil es Verbildungen vergangener Jahre“ deutlich offenbare, zwar bei dem älteren Geschlecht große Freude erregt habe, aber dem jüngeren, welches gegen jene Verbildungen anzukämpfen suche, gerade dadurch verleidet worden sei. Es ist eben ein geschickt gearbeitetes Tendenzstück. Für den Augenblick freilich brachte es dem Verfasser Anerkennung, ja Berühmtheit. Er wurde auf einmal ein Dichter, der zu großen Hoffnungen berechtigte, und sah sich in einen umfangreichen Briefwechsel mit Theaterintendanturen, Schriftstellern und Schauspielern verwickelt. Unter anderen lud ihn Gutzkow, der damalige Dramaturg des Dresdener Hoftheaters,

zu einer persönlichen Besprechung nach Dresden ein und empfing ihn dann mit der Haltung, mit welcher auf der Bühne der Minister den armen Teufel von Bittsteller zu empfangen pflegt. Er verlangte von dem Dichter, daß dieser sich die Änderungen, die er für nötig halten werde, gefallen lasse. Das verweigerte Freytag und verließ mit der kategorischen Erklärung, daß er in diesem Falle die Aufführung versage, den verdutzten Dramaturgen. Der Schauspieler Devrient vermittelte dann, und bei einem Diner fand die Versöhnung statt. In Berlin hätte der bekannte Schauspieler Louis Schneider, der es liebte, sich durch allerlei Mätzchen vorzudrängen, beinahe den Erfolg des Stückes arg gefährdet. Er hatte sich den Zigeuner ausgebeten und steckte bei der Probe während der hochtragischen Unterredung zwischen Georg und Valentine sein rundes Gesicht mit schlauer Miene zwischen dem Vorhang hindurch, so daß es von diesem umrahmt schien. Das sah so grotesk aus, daß der Ernst der Scene unter den Lachsalven der Zuschauer begraben worden wäre. Zum Glück ließ er sich bedeuten und begnügte sich damit, während der Aufführung selbst in lächerlicher Weise auf die Bühne zu kollern, um die Galerie einen Augenblick fröhlich zu machen.

Bei Abfassung der „Valentine“ hatte Freytag erkannt, daß ihm zum dramatischen Dichter noch eine genauere Kenntnis des Bühnenwesens, der Art, wie man ein Stück insceniert, fehle. Darum begab er sich im Winter 1846 nach Leipzig, wo das Theater unter Marrs Leitung gerade einen neuen Aufschwung nahm. Als vielversprechender Dichter fand er in den dortigen Theaterkreisen eine freundliche Aufnahme, durfte den täglichen Proben beiwohnen und lernte die ganze Bühne mit all ihren Vorrichtungen bis zum Schnürboden hinauf gründlich kennen. Nach den Aufführungen fanden sich die hervorragenden Schauspieler und Schauspielerinnen am Theetisch zusammen und erörterten in lebhafter und für einen angehenden Theaterdichter höchst fruchtbarer Weise die Fragen der dramatischen Kunst. Am engsten schloß sich Freytag an seinen Landsmann Heinrich Laube an, ohne jedoch die tiefgehende Verschiedenheit zu verkennen, die ihn von diesem damals noch als Haupt der radikalen sogenannten jungdeutschen Richtung geltenden Schriftsteller trennte. In Freytags Gegenwart wurde auch die „Valentine“ in Leipzig einstudiert und mit Beifall aufgeführt.

So viel ihn nun auch nach Leipzig zog, so wählte er diese Stadt doch nicht zum bleibenden Aufenthaltsort, wie er wohl anfangs vorgehabt hatte, sondern siedelte im Jahre 1847 nach



Heinrich Laube.

Dresden über. Dazu bewog ihn außer der herrlichen Lage dieses Elbflorenz besonders wohl der Umstand, daß Dresden damals noch als Residenz weit großstädtischer und bedeutender als Leipzig war; hatte es doch im Jahre 1845 etwa 86 000, Leipzig

aber nur 55000 Einwohner. Er wollte der jungen Frau, die er heimzuführen gedachte, ein möglichst angenehmes und vielseitig angeregtes Dasein verschaffen. Die Bekanntschaft mit dieser Dame reicht bis in die Anfänge seiner Breslauer Privatdocentenzeit zurück. Zu Pfingsten 1840 machte er mit Hoffmann von Fallersleben einen Ausflug nach Gimmel, einem Ritter-



**Arnold Ruge.**

gute im Kreise Öls. Der Gutsherr, ein Graf von Dyhrn, war ein gutmütiger, aber etwas leichtsinniger Herr, der trotz einiger schöngeistiger Neigungen wenig Anziehungskraft auf seine Gäste auszuüben vermochte. Um so mehr Eindruck machte seine Gemahlin, eine geborene Schulz, deren reizvolle, anmutige Unterhaltung Freytag so fesselte, daß er statt ein paar Tage eine ganze Woche blieb. Dieser Besuch sollte wichtige Folgen für

sein ferneres Leben haben; denn das Bild der jungen Gräfin und der Gedanke an ihre wenig beneidenswerte Lage an der Seite eines ungeliebten und wenig freundlichen Gatten wollte nicht wieder aus seiner Seele weichen. Als sie später die ihr zur unerträglichen Fessel gewordene Ehe löste, bot er ihr Herz und Hand und führte sie in sein neugegründetes Haus zu Dresden.

Acht Jahre frischester und entwicklungsfähigster Jugendzeit



Ludwig Tieck.

hatte er in der heimischen Provinzialhauptstadt zugebracht. Hier hatte er diejenigen Dichtungen geschaffen, die ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt machten. Innerlich hatte er sich aber aus der eng begrenzten schlesischen Welt längst losgelöst. Er war übergetreten in den Kreis der Männer, welche, durch dichterisch-litterarisches Streben verbunden, eine große, zerstreute Gemeinde bilden, deren Glieder sich in allen Brennpunkten der Kultur heimisch fühlen und überall rasch zusammenfinden. In

Dresden gab es einen ansehnlichen Kreis von Künstlern, mit denen Freytag sogleich in geselligen Verkehr trat. Da lebte der Dichter, Schauspieler und Theaterdirektor Eduard Devrient, dessen glückliche Häuslichkeit einen Mittelpunkt für einheimische und durchreisende Kunstgrößen bildete. Da lebte ferner das Haupt der romantischen Schule Ludwig Tieck, der Altmeister der deutschen Dramaturgie, der dem so viel jüngeren Freunde durch seinen Rat und seinen weitreichenden Einfluß manchen guten Dienst leistete. Er war ein milder, feiner Mann mit wunderbar leuchtenden Augen, dem das ausdrucksvolle Haupt wie ermüdet über der vom Alter gebeugten Gestalt neigte. Da lebten auch radikale Politiker wie Fröbel und Ruge, deren seltsames Gebahren und kühne Weltverbesserungspläne zwar das lebhafte Interesse Freytags erregten, ihm aber doch ein eigentlich freundschaftliches Nähertreten unmöglich machten. Als Oppositionsleute gegen den Polizeistaat waren sie zwar seine Gesinnungsgenossen; was sie aber trennte, war, daß Freytag zuerst deutscher Patriot, dann erst liberaler Freiheitsmann war. Der Bruch mit Ruge erfolgte, als dieser an einem finstern Winterabende 1848/49 zu Freytag kam und ihm mitteilte, er werde den bei ihm versteckten Schlüssel der Posener Citadelle in der nächsten Nacht zwei polnischen Sendlingen übergeben, welche die Garnison von Posen zu überfallen dächten. Freytag erwiderte darauf, daß er Preuße sei, daß sein Bruder als Reserveoffizier in Posen stehe, und daß sich ihre bisher gemeinsamen Wege an diesem Punkte schieden. Auch mit Richard Wagner wurde Freytag in Dresden vorüber-


Julius Fröbel.

gehend bekannt. Dessen große, mit Feuereifer entwickelte Opernpläne konnten jedoch seinen Beifall nicht sonderlich gewinnen; es schien ihm auch später, als sei die Freude an unerhörten Dekorationswirkungen das stille Leitmotiv von Wagners Schaffen gewesen.

Auf die „Valentine“ ließ Freytag im Herbst 1847 als eine Art Gegenstück den „Grafen Waldemar“ folgen. Wie in jener



Richard Wagner.

eine in Standesvorurteilen befangene Aristokratin durch einen hochsinnigen Bürgerlichen, so wird in diesem ein aristokratischer Lebemann und blasierter Salonheld durch ein einfaches, liebenswertes Gärtnermädchen geheilt und zu neuem, gesundem Leben erweckt. Das ist ein ansprechendes Grundmotiv, der

Stoff aber ist mehr novellistisch als dramatisch, weil er zum Inhalt einen seelischen Vorgang, nicht eine eigentliche Handlung hat. Auch ist die Begebenheit an sich nicht eben wahrscheinlich und durch „die vornehme Behandlung", die ihr Freytag gegeben hat, kaum wahrscheinlicher gemacht. Man darf billig Zweifel hegen, daß die Sinnesänderung des Grafen Waldemar am Schlusse eine dauernde sein werde; Freytag meint daher mit Recht, er hätte sie durch einen kleinen Zusatz zu dem Charakter des Helden schon während des Stückes besser vorbereiten sollen. Es kommt noch eine andere Unwahrscheinlichkeit in dem Stücke vor, nämlich die, daß der Graf seine frühere Geliebte nach acht Jahren nicht sogleich in der russischen Fürstin wiedererkennen soll. Die Atmosphäre, die wir auch in diesem Stück atmen, ist die vornehmer Blasiertheit und übersättigter Genußsucht, der Held ist schwankend, unklar, unsicher, keine sympathische Erscheinung; mit Fink und Bolz teilt er bloß die Anlage zu Spott und Ironie. Aber die beiden Frauen, welche um den Helden streiten, Gertrud und Georgine, sind gut kontrastiert und lebenswahr gezeichnet. Die ganze Scenenführung, der Aufbau der Handlung ist ebenso geschickt und bühnengerecht wie in der „Valentine".

Der „Graf Waldemar" wurde unter Tiecks Mitwirkung in Berlin einstudiert und im Juni des Jahres 1848 mitten unter dem Straßenlärm der Revolution aufgeführt. Das Haus war natürlich leer; der Verfasser saß im Parkett fast allein. Aber die Aufführung war trotzdem infolge der allgemeinen Begeisterung der Spielenden und der höchst sorgfältigen Einstudierung eine Leistung ersten Ranges und erfüllte den Dichter mit stolzer Freude und dauernder Hochachtung vor der Schauspielkunst; sie half ihm auch in späteren Zeiten über die nicht seltenen Mißgriffe und Verkehrtheiten selbst berühmter Künstler hinweg; er brauchte in solchen Fällen nur an diesen Juniabend zurückzudenken, um den guten Glauben an den Beruf und die Kunst der Schauspieler wiederzugewinnen.

Sowohl der „Graf Waldemar", wie die „Valentine" behaupteten sich auf den Theatern, und der Dichter hatte nunmehr festen Fuß auf der deutschen Bühne gefaßt und zugleich das Gefühl gewonnen, daß er die Geheimnisse des dramatischen Stils nun wirklich gefunden habe. Von der „Brautfahrt" bis zu

der „Valentine", also fünf Jahre lang, war er nach diesen auf der Suche gewesen, und jetzt durfte er sich sagen, daß er die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers gründlich verstand. Er gedachte sich fortab ganz dem dichterischen Schaffen zu widmen und glaubte, Jahr für Jahr ein neues Theaterstück liefern zu können und so den errungenen ehrenvollen Platz als dramatischer Dichter dauernd zu behaupten. Es sollte anders kommen!

## VI. Politiker und Journalist.

Die Frühlingstage des Jahres 1848 brachten diejenige Explosion, welche man seit lange geahnt, erwartet und vorausgesagt hatte. Die Nachricht von dem Sturze Metternichs in Wien, von dem Barrikadenbau und den Straßenkämpfen in Berlin durchzuckte die seit lange von dumpfer Unzufriedenheit und wachsendem Mißtrauen gegen die Regierungen erfüllten Gemüter wie ein elektrischer Schlag. Jetzt muß alles anders werden — so rief man laut —, der Staatsbürger muß Anteil an der Regierung bekommen; eine konstitutionelle Verfassung, Volksbewaffnung, Geschworenengerichte müssen eingeführt, die unerträglich gewordene Censur und sonstige Bevormundung der öffentlichen Meinung muß abgeschafft werden; man verlangte Preß-, Versammlungs-, Jagd- und noch einige andere Freiheiten mehr. Ebenso ungestüm machte sich das Verlangen nach einer stärkeren Einigung des deutschen Vaterlandes geltend. Statt des ohnmächtigen deutschen Bundes wollte man eine kräftige deutsche Centralgewalt und daneben zur Vertretung der Rechte des Volkes eine deutsche Nationalversammlung. Diese alten und wohlbegründeten Forderungen der liberalen Partei wurden nun mit einem Male durch eine mächtige Volksbewegung unterstützt, welcher die deutschen Regierungen keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Im Hintergrunde machten sich bereits die radikalen Elemente bemerklich, welche Revolution um jeden Preis, Abschaffung der Monarchie, republikanische Verfassung und Herrschaft der Demagogen erstrebten. Auch in Dresden gelangte die freiheitliche Bewegung ohne viele Mühe zum Ziele. Ein liberales Ministerium wurde eingesetzt, welches die gewünschten Freiheiten bewilligte. Aber die demokratische Partei, damit nicht zufrieden, drängte unruhig weiter, was dann schließlich im Mai 1849 zu dem Aufruhr führte, der durch preußische Truppen blutig niedergeschlagen werden mußte.

Wie wäre es unter solchen Verhältnissen, unter den leidenschaftlichen Zuckungen einer politisch aufs äußerste erregten hauptstädtischen Bevölkerung einem Dichter möglich gewesen, ruhig seiner Muse zu leben, noch dazu einem, der wie Freytag von Hause aus eine starke historisch-politische Ader in sich trug. Er war von ganzem Herzen liberal gesinnt, aber nicht minder auch national. Für ihn stand fest, daß das Heil Deutschlands nur in der vollständigen Trennung von dem vielsprachigen, seinem innersten Wesen nach undeutschen Österreich und in der Einigung der Mittel- und Kleinstaaten unter Preußens Führung zu suchen sei, also in dem, was zwei Jahrzehnte später durch Blut und Eisen errungen wurde, damals aber noch im weiten Felde lag. An eine Führerschaft Preußens zu glauben, war in Sachsen zu jener Zeit auch gemäßigten und besonnenen Männern so gut wie unmöglich. Den demokratisch gesinnten und nach der Republik hinstrebenden Kreisen aber, wie sie sich im sogenannten „Vaterlandsverein" zusammenfanden, erschienen beide Großmächte als „gemeinschädliche Erfindungen feudaler Vergangenheit".

Es ist nicht zu verwundern, daß sich Freytag unter diesen Umständen in Dresden vereinsamt fühlte. Trotz der Irrungen und Wirrungen in seinem engeren Vaterlande hielt er den Glauben an den deutschen Beruf Preußens unerschütterlich fest und konnte daher auch den Vorschlag, den ihm Laube machte, er solle sich für einen böhmischen Wahlkreis um ein Mandat zur Frankfurter Nationalversammlung bewerben, nicht annehmen; denn die preußische Führerschaft des neuen deutschen Bundesstaates, wie er sie erstrebte, vertrug sich natürlich nicht mit der Zugehörigkeit des Kaiserstaates zu ihm. „Nicht in Frankfurt, sondern in Berlin liegt die Entscheidung," entgegnete er dem in ihn dringenden Freunde. Damit war die Sache abgethan.

Dagegen bot sich ihm eine andere Gelegenheit, den Drang nach politischer Thätigkeit, wenn auch nur in einem kleinen Kreise, zu befriedigen. Die in Dresden lebenden Nichtsachsen, die sogenannten „Fremden", hielten, wie damals jede nur denkbare Klasse von Staatsbürgern, ihre politischen Versammlungen ab, und in einer solchen kamen auch die sozialen Nöte dieser Leute zur Sprache. Es waren meistens Arbeiter, Gesellen, Handlungsgehilfen zugegen, und einer von ihnen schilderte mit

leidenschaftlich beredten Worten, wie bitter es für einen fremden Arbeiter sei, allein und ohne jeden Familienanhalt am Feierabend in der großen Stadt an so vielen glänzenden Sälen mit Kronleuchtern, Tapeten und vergoldeten Spiegeln vorüberzugehn, zu sehen, wie angenehm sich die reichen Leute vergnügten, um dann seine öde und kalte Dachkammer aufzusuchen. Da trat Freytag auf und sagte den Anwesenden, daß sie es ebensogut haben könnten wie die Reichen, wenn sie nur zusammenhielten. Wenn jeder monatlich nur wenige Groschen zahle, so könnten sie ebenfalls einen schönen, großen Saal mieten, sich Zeitungen halten, eine kleine Bibliothek gründen, einen Hausmeister einsetzen, der für billige Speisen und Getränke sorge, und was dergleichen Annehmlichkeiten mehr seien. Er selbst erklärte sich bereit, ihnen bei alledem behülflich zu sein und besonders die Bürgschaft gegenüber dem Besitzer des Lokals zu übernehmen.

Der Gedanke zündete. Es wurde sogleich ein Ausschuß gewählt, Satzungen entworfen. Dann wurde ein Saal mit Kronleuchter, Spiegel und blauer Tapete gemietet, und der neue Fremden- oder — wie er sich bald nannte — Handwerkerverein war fertig. Freytag und ein Musiker Namens Banck, ein zuverlässiger und in solchen Dingen geschickter Mann, übernahmen die Leitung. Die eigentliche Schwierigkeit begann freilich erst hiermit. Denn es ist leicht, einen Verein zu gründen, schwer, ihn zusammenzuhalten und vor falschen und gefährlichen Bahnen zu bewahren, ganz besonders in so aufgeregten Zeiten. An mehreren Abenden in der Woche wurden Vorträge gehalten, der Musiker richtete ein Quartett ein, ein Fragekasten wurde aufgestellt und die zahlreichen hineingeworfenen Fragezettel von dem Vorsitzenden beantwortet. Das war ein vortreffliches Mittel, auf die Gesinnungen und Anschauungen der Vereinsmitglieder klärend einzuwirken und radikalen Neigungen entgegenzutreten. Obwohl der Verein nach den Satzungen kein politischer war, ließen sich selbstverständlich politische Erörterungen nicht fernhalten, und die sozialen Wünsche und Forderungen der Arbeiter waren zwar damals noch nicht programmartig formuliert und zu Schlagwörtern zusammengefaßt, aber doch schon fast sämtlich vorhanden. Sie wurden oft unter Klagen und bitteren Ausfällen gegen die Arbeitgeber geäußert.

Der radikale „Vaterlandsverein“ suchte in dem neugegründeten Verein Anhänger zu werben; das mußte abgewehrt werden, und die Leiter hatten manche Abende höchster Aufregung zu überstehen; besonders hart ging es her, als es galt, den Leuten klar zu machen, daß die Ermordung der beiden konservativen Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky weiter nichts war als ein Verbrechen.

So war die Vereinsleitung mit großen persönlichen Opfern an Zeit, Stimmung und Nervenkraft verbunden; einer von den beiden geistigen Führern war an jedem Abend anwesend, und Freytag lebte den Frühling und Sommer 1848 fast ganz diesem Vereine und brachte die meisten Abende in ihm zu. Der Erfolg war aber auch ein recht guter. Die Vorträge und Auseinandersetzungen erregten großes Interesse bei den Mitgliedern, die Sonntagsausflüge mit Frauen und der Vereinsfahne verliefen bei aller Lustigkeit doch stets in den Grenzen des Anstandes, und als im Mai 1849 die bewaffnete Empörung ausbrach, beteiligten sich von den fünfhundert Genossen nur fünf an dem Straßenkampfe. Er wurde darum seitdem von der sächsischen Regierung begünstigt und für den Fortbildungsunterricht, den er einrichtete, mit einem kleinen Zuschuß unterstützt.

Freytag hatte von seiner vielen Mühe auch für sich selbst nicht unbedeutenden Gewinn. Abgesehen von dem Bewußtsein, durch seine stille Arbeit Gediegeneres und Nützlicheres zu wirken, als die leidenschaftliche Agitation und die rauschenden Reden manches sogenannten Volksmannes zu wirken vermögen, ergänzte und bereicherte er die Erfahrungen, die er bei Gelegenheit der schlesischen Webernot gemacht hatte; er lernte mit geringen Leuten verkehren, lernte ihre Gefühls- und Anschauungsweise kennen, und — was das Beste war — er lernte sein deutsches Volk hochachten, indem er erfuhr, wie gutherzig und anhänglich, treu und opferfähig es im Grunde ist. Freilich entging ihm auch die mit solchen Tugenden verbundene Gefahr nicht, daß es leicht zu willenlosen Werkzeugen derjenigen Führer wird, denen es sich einmal vertrauensvoll hingegeben hat. Darum, meint Freytag mit Recht, könne ein solches Vereinsleben nur gedeihen, wo es von gebildeten und wohlgesinnten Männern unablässig behütet und geleitet wird.

Auch dieser Dresdener Handwerkerverein verging und verlief sich, als die leitenden Persönlichkeiten weggezogen waren.

Diese abendliche Vereinsthätigkeit konnte die Kraft eines Mannes nicht ausfüllen, und für das stille Schaffen des Dichters waren Zeit und Stimmung zu unruhig. Freytag stand für den Augenblick sozusagen müßig am Markte. Da lernte er im Frühling 1848 bei einem Besuche in Leipzig einen dreißigjährigen Mann kennen, der ihm als Julian Schmidt vorgestellt wurde; ein längeres Gespräch über politische und litterarische Dinge brachte eine große Übereinstimmung zwischen seinen und dessen Ansichten zu Tage. Die beiden zogen sich gegenseitig an, und es sollte sich daraus in kurzem ein für beide folgereiches Verhältnis entwickeln. Schmidt hatte damals soeben sein erstes gelehrtes Werk: „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution" geschrieben. Er hatte ferner seit dem Februar 1847, wo König Friedrich Wilhelm IV. den sogenannten vereinigten Landtag einberufen hatte, Schilderungen der dadurch in Preußen hervorgerufenen neuen politischen Bewegung veröffentlicht, die sich durch sachliche Schärfe, warmen Patriotismus und unbestechliches Urteil weit über die gewöhnliche politische Tageslitteratur erhoben. Diese Aufsätze waren in den „Grenzboten" erschienen, und der Redakteur dieser Zeitschrift, ein Deutschösterreicher Namens Kuranda, hatte alsbald die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen, sonst noch unbekannten Mitarbeiters erkannt und ihn aufgefordert, nach Leipzig zu kommen und ihn bei der Redaktionsarbeit zu unterstützen. Julian Schmidt war diesem Rufe gefolgt, hatte sein Lehramt an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin aufgegeben und seine neue Thätigkeit in Leipzig am 1. Mai des Jahres begonnen.

Die noch jetzt wohlangesehenen und durch ihren grasgrünen Umschlag äußerlich leicht kenntlichen „Grenzboten" sind eine Gründung Kurandas, der vor dem Metternichschen System aus seiner Vaterstadt Prag in das Idealland des damaligen Liberalismus, das konstitutionelle Musterkönigreich Belgien, entwichen war. Nach dem Vorbild der französischen „Revuen" rief er in Brüssel eine neue Wochenschrift ins Leben, im Dienste der liberalen Ideen und zugleich mit der Absicht, die geistigen Beziehungen zwischen Belgien und Deutschland zu pflegen und für die vlämischen Bestrebungen in Deutschland Teilnahme zu

erwecken. Aus diesem Ursprung erklärt sich der seltsame Titel „Grenzboten", deren erstes Heft am 1. Oktober 1841 ausgegeben wurde.

Kuranda war ein geistreicher, gewandter und eleganter Mann, von dandyhaftem Äußeren und etwas eitel. Er war zugleich ein unruhiger Geist, der es nirgends lange aushielt. Im Interesse seines neuen Unternehmens, bei dem er mit ganzer Seele war, befand er sich beständig auf Reisen und verlegte schon 1842 die Herausgabe seiner Wochenschrift nach Leipzig, dem litterarischen Mittelpunkt Deutschlands, wo sie unter der verhältnismäßig milden sächsischen Censur und in der Nachbarschaft der beiden deutschen Großstaaten die Vermittelung eines lebhafteren geistigen Verkehrs zwischen Deutschland und Österreich übernehmen sollte. Da er selbst zunächst noch in Brüssel seinen Wohnsitz behielt, bestellte er als seinen Vertrauensmann in Leipzig seinen Landsmann Kaufmann, einen böhmischen Juden, der nach dem Urteil aller, die ihn kannten, ein höchst liebenswerter Mensch von stiller, selbstloser Gemütsart und anspruchslosester Bescheidenheit gewesen sein muß, dabei ein unermüdlicher Arbeiter, der mit einem merkwürdig klaren Urteil einen leichten und doch kraftvollen Stil und einen herzgewinnenden, schalkhaften Humor vereinigte. Freytag hat ihm im Jahre 1871 in einem Aufsatz, den man kaum ohne Rührung lesen kann, ein ansprechendes Denkmal gesetzt.

Die unter solcher Doppelleitung im Verlage von Fr. W. Grunow erscheinenden „Grenzboten" eroberten sich bald unter den Leipziger Zeitungen und Zeitschriften durch größere Gesichtspunkte, vornehmere Haltung und höheren Stil eine geachtete Stellung; sie brachten litterarische und politische Artikel, Reiseskizzen u. dgl., wurden aber hauptsächlich das Organ für alle Schmerzen der Deutschösterreicher. Nicht nur junge Dichter, deren damals, wie man sagte, allwöchentlich einer mit einem Bändchen Freiheitslieder in der Tasche über die böhmisch-sächsische Grenze kam, sondern auch mißvergnügte Beamte bis hoch hinauf in die Staats- und Hofkanzleien machten die „Grenzboten" zum Mundstück ihres Ärgers und ihrer Wünsche. So kam hier manches zu Tage, was in Österreich selbst nicht laut werden durfte, und die höheren österreichischen Beamten

hatten selbst ihr Vergnügen daran, wenn einer ihrer Herren Kollegen in den kleinen grünen Heften gegeißelt oder gekitzelt wurde. Selbstverständlich wurden diese in dem Metternichschen Kaiserstaate sofort verboten, aber ein wohl organisierter Schmuggel brachte sie in Masse über die Grenze. War ein Ballen mit verbotenen Schriften von Leipzig abgegangen, so schickten auch die Wiener Buchhändler einen andern von gleichem Gewicht und gleicher Signatur, aber mit harmlosen Drucksachen gefüllt, auf den Bahnhof der Grenzstation, die Zollwächter bekamen einen etwas wuchtigen Händedruck, und — die Ballen wurden vertauscht: die Milch der frommen Denkungsart ging nach Leipzig, das gärende Drachengift nach Wien, um dort an den unschuldigen Gemütern der wohlbevormundeten kaiserlichen Unterthanen seine höllische Arbeit zu beginnen. Oder man gab den Kisten doppelte Böden und verstaute die verbotenen Schriften zwischen diese, oder man sandte die Bogen ungefalzt und legte zwischen erlaubte solche, die verboten waren; wer hätte alle durchblättern mögen? Der Bakschisch blieb natürlich die Hauptsache; die Zollbeamten wußten sehr genau, wie's gemacht wurde, und drückten nur die Augen zu, weil ihnen die Hände gedrückt wurden. Jedenfalls hatten die „Grenzboten" in diesen ersten Jahren den Hauptstamm ihrer Abnehmer jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle.

Im Jahre 1848 kam Kuranda von Brüssel nach Leipzig, sah aber sehr bald, daß der rechte Boden für ihn vielmehr Wien sei, und eilte dorthin, um seine journalistische Thätigkeit fortab ausschließlich seinem nunmehr vom Drucke der scharfen Censur befreiten Vaterlande zu widmen. Julian Schmidt dagegen wünschte umgekehrt, die Wochenschrift rein deutschen Interessen dienstbar zu machen, und brachte nach kurzen Verhandlungen einen Vertrag zu stande, wonach der Verleger Grunow die eine Hälfte, er selbst und sein jüngst gewonnener Freund Freytag die andere Hälfte des Eigentumsrechts an den „Grenzboten" erwarben, und die beiden letzteren zugleich die Schriftleitung übernahmen.

Das war gerade das, was Freytag damals für sich wünschte und brauchte. Aus dem Dichter wird nun ein Journalist, und damit begann für ihn eine ganz neue Thätigkeit, die ungleich aufreibender und schwieriger ist als der Beruf eines Abge-

ordneten und Parlamentariers. Der Parlamentarier kann sich das Leben von Herzen bequem und gemütlich gestalten, und der Durchschnittsabgeordnete pflegt von diesem Vorrecht den ausgiebigsten Gebrauch zu machen; er kann bei den Verhandlungen fehlen, so oft und lange es ihm gefällt, wenn er nur bei den entscheidenden Abstimmungen zugegen ist. Auch in solchen wichtigen Augenblicken kann er sich die Mühe eigenen Nachdenkens ersparen; er macht eben den Hammelsprung nach, wie er ihm von seinen Parteigenossen vorgemacht wird. Wie die Führer seiner Partei gesinnt sind, so denkt er selbstverständlich auch. Arbeit erwächst ihm nur, wenn er etwa in eine Kommission gewählt oder mit einer Berichterstattung betraut wird, aber auch dann braucht er sich immer nur mit der betreffenden Seite des öffentlichen Lebens zu befassen, alles andere geht ihn nichts an. Wenn nun der Staat noch reichlich bemessene Tagegelder zahlt, so läßt sich in der That kaum ein angenehmeres und sorgenfreieres Leben denken als das eines Parlamentariers von untergeordneter Bedeutung.

Ganz anders steht es mit dem Redakteur einer politischen Zeitschrift. Ein solcher muß stets auf dem Posten sein, jede am Horizont des öffentlichen Lebens auftauchende Frage sofort scharf ins Auge fassen, er muß seine Gegner unausgesetzt beobachten und ihre Blößen erspähen, sich selbst dagegen stets in möglichst guter Deckung zu halten wissen. Er hat nicht lange Zeit zum Überlegen, kann nicht in Fraktionssitzungen feststellen lassen, was er über eine jede Sache denken soll, kann auch nicht immer die Parteistimmung und die Beschlüsse der Parteiführer abwarten. Darum muß sein Wissen tief und vielseitig, sein Urteil stets schlagfertig und von instinktmäßiger Sicherheit sein, und was er denkt, muß er in einfacher, treffender und volkstümlicher Sprache auszudrücken verstehen. Zu diesen bedeutenden Anforderungen kommen noch die mannigfachsten geschäftlichen Schwierigkeiten und Rücksichten, die Stimmungen im Leserkreise, die Wünsche des Verlegers, die Sorge für gute Mitarbeiter, der Zwang, zur bestimmten Stunde eine bestimmte Anzahl Bogen fertig zu machen. Der äußere Erfolg ist im Vergleich zu solchen Nöten oft herzlich gering; trotz aller Mühe und Arbeit gelingt es nicht immer und nicht sofort, dem Unternehmen die nötige Anzahl von Abonnenten zu sichern,

und auf Ruhm und Ehre ist erst recht nicht zu rechnen. Der Journalist ist, was schon sein Name besagt, ein Schriftsteller des Tages und für den Tag, seine Arbeit beansprucht nicht, wie das Werk des Dichters, eine längere Dauer, sie fließt mit dem Strome der Ereignisse dahin in das Meer der Vergessenheit, der Leser kennt selbst den Namen des Mannes, dessen Feder ihm seine tägliche geistige Nahrung zuführt, nur in den seltensten Fällen.

Was bewog nun Freytag, eine so mühevolle und scheinbar aussichtslose Bahn einzuschlagen, was bewog ihn, den Lorbeer des Dichters, auf den er mit Sicherheit rechnen durfte, zu vertauschen mit den Dornen, die der Journalist auf seinem Wege findet? Wir können mit Bestimmtheit darauf antworten: die Vaterlandsliebe und der politische Sinn, den er schon von früh an in sich genährt hatte. Er fühlte, daß er seinem Volke auf diesem Wege nützlich sein könne, und er wollte das Pfund, welches ihm geworden, nicht vergraben. Ein seiner Aufgabe gewachsener und gewissenhafter Publizist kann, besonders wenn er jahrelang treu auf seinem Platze ausharrt, allmählich auf die Gebildeten seiner Nation einen großen Einfluß gewinnen, und darauf kommt es für die Bildung der öffentlichen Meinung ausschließlich an: die Masse des Volks ist von der Anschauung der Gebildeten abhängig, und was der bedeutende Tagesschriftsteller in der vornehmen Wochen- oder Monatsschrift mit Kraft und Klarheit entwickelt, das tragen nachher in zerstückter, verwandelter und umschreibender Form die Tagesblätter und -blättchen bis in die kleinen Städte und Dörfer hinein.

Als Freytag in die Redaktion der „Grenzboten“ eintrat, war das Geschäft des Journalisten einerseits noch schwieriger, andererseits aber auch einflußreicher als heutzutage. Die Presse war soeben erst von der Fessel der Censur befreit und mußte nun gleichsam erst auf eigenen Füßen stehen lernen. Die ganze Geschäftspraxis und der große, hilfreiche Apparat, den sie sich in fünfzigjähriger riesenhafter Entwicklung geschaffen hat, existierte damals noch nicht. Es gab auch keine festen Gesichtspunkte, die dem Schriftsteller zur unverrückbaren Norm seiner Thätigkeit dienen konnten. Denn — von den Radikalen abgesehen, die eine Republik wollten, in der alle zu befehlen, keiner als höchstens der Präsident und die Minister zu gehorchen

hätten — wußte damals niemand, was eigentlich werden sollte. Jeder fühlte nur das eine, daß es in der alten Weise nicht fortgehen könne, aber kein Fürst, kein Minister und kein Volksmann hätte eine klare und runde Antwort auf die Frage geben können, wie er sich die Zukunft des weiteren und des engeren Vaterlandes denke, und besonders in der Sache, auf die doch gerade alles ankam, in welchem Verhältnis nämlich das neu zu schaffende, einheitliche Deutschland zu den beiden deutschen Großmächten stehen solle, tappte man gänzlich im Dunkeln. Erst durch die ein Jahr lang dauernden geistigen Kämpfe im Frankfurter Parlament ist über die zu erstrebenden Ziele Klarheit geschaffen worden, freilich noch längst nicht über die Mittel, durch welche dieselben erreicht werden könnten. Es herrschte also ein wirres Durcheinander subjektiver Meinungen, gärender, leidenschaftlicher Gedanken, ungeklärter Wünsche und Hoffnungen. Und es dauerte lange, bis diese trübe Mischung sich zu Parteien mit bestimmten Prinzipien und Schlagworten abklärte, bis von der Staatsweisheit der Regierenden selbst klare Richtlinien der einzuschlagenden Politik gefunden wurden.

Heutzutage weiß jeder politische Schriftsteller, was er über nahezu jede Frage zu denken hat. In dem Augenblicke, wo er für eine Partei zu wirken erklärt, ist er gewissermaßen verpflichtet, alle schwebenden Fragen in deren Sinne zu behandeln; wer sich erlaubt, allzu selbständig zu urteilen, der „fliegt hinaus". Der Konservative muß zugleich kirchlich-orthodox, schutzzöllnerisch, für den Militär- und Marineetat, Agrarier und etwas Antisemit, der freisinnige Volksparteiler muß von alledem das Gegenteil sein. Will man sich ungefähr eine Vorstellung machen von dem wogenden und brodelnden Gedankenchaos, wie es damals auf allen Gebieten des politischen Lebens zu finden war, so muß man sich vergegenwärtigen, wie es heutzutage auf dem Gebiete der sozialen Frage aussieht. Die Radikalen, das sind die Sozialdemokraten, allein wissen, was sie wollen, nämlich das absolut Unmögliche, die andern alle, Nationalsoziale, Christlichsoziale, Sozialkonservative, Mittelstandspartei, Agrarier, soziale Reformer, und die unendlichen Farbenschattierungen zwischen und neben ihnen, suchen erst noch nach Zielen und Wegen, wechseln häufig in ihren Anschauungen, trennen und vereinigen sich, ballen sich zusammen und fahren auseinander wie die

Sandwogen in der Wüste. So war es damals im öffentlichen Leben überhaupt. Das war eine große Schwierigkeit für den politischen Tagesschriftsteller. Was er erstreben sollte, und auf welche Weise er dafür kämpfen sollte, wie er sein Blatt einrichten sollte, alles das, was dem heutigen Journalisten die Partei und die Praxis eines halben Jahrhunderts fix und fertig auf dem Präsentierteller entgegenbringt, das konnte er um die Mitte unseres Jahrhunderts nur aus dem eigenen Charakter entnehmen und aus den Eindrücken, die ihm in seinem Leben geworden waren. Schwache Geister mußten unter solchen Umständen haltlos verflattern, für starke war es eine vorzügliche Lehrzeit, eine unübertroffene Schule der Selbständigkeit. Gerade aus dem Jahre 1848 sind viele der tüchtigsten Redakteure unserer großen Zeitungen hervorgegangen.

Welch ganz andern Einfluß konnte ferner der Journalist damals auf die öffentliche Meinung ausüben als jetzt; heutzutage wird jedem neu auftauchenden publizistischen Unternehmen, jeder neuen journalistischen Kraft sofort das Parteisignalement auf die Stirn geklebt, und nur als Glied einer Partei gilt man etwas, nur auf eine Partei gestützt kann man es zu etwas bringen. Die Anhänger der andern Richtungen, und die bilden natürlich stets bei weitem die Mehrheit, lassen sich nur höchst selten durch Artikel aus gegnerischem Lager beeinflussen. So bleibt die Wirkung auf die Angehörigen der eigenen Partei beschränkt, und da eine jede ihre seit lange fest ausgeprägte Meinung über alle großen Fragen hat, so kann der Journalist wenig mehr als begründen, vertiefen, leise umwandeln, mäßigen oder anspornen, Verblassendes auffrischen, vor Abwegen warnen u. dgl., von einer schöpferischen Thätigkeit aus dem Vollen, wie damals, kann kaum noch die Rede sein.

Am 1. Juli 1848 begannen die Freunde die neue Redaktion. Schmidt besorgte die deutschen Artikel und die gesamte Litteratur und Kunst, Freytag die österreichischen und das Theater. Die „Grenzboten" kamen damit in völlig neue Bahnen. In Österreich, wo Kuranda seine „Ostdeutsche Post" gründete, verloren sie fast allen Boden und damit den größten Teil ihrer Abonnenten und konnten in Deutschland nicht leicht Ersatz dafür gewinnen. Darum ging die Abonnentenzahl auf etwa 800 zurück und stieg auch in fast zwei Jahrzehnten nicht wesent-

lich höher. Es war ein beschränkter, aber ein gewählter, durch Bildung und Einfluß hervorragender Leserkreis, zu dem sie sprachen.

Die neue Schriftleitung verfocht die Ansicht, daß es mit der Revolution nun genug sei, daß auf Grund der durch sie erlangten Errungenschaften nunmehr eine gesetzmäßige, langsame Reformarbeit einzusetzen habe. Die Monarchie muß auf jeden Fall erhalten bleiben, sonst ist Bürgerkrieg mit schließlicher Einmischung des Auslandes unvermeidlich. Deutschland muß ein einheitlicher Bundesstaat mit kräftiger Centralgewalt werden, und zwar muß Preußen diese Centralgewalt übernehmen, Österreich dagegen hat mit seiner ganzen Ländermasse aus dem neuen Reiche auszuscheiden, es thäte am besten, auch seine italienischen Provinzen aufzugeben und dafür Bosnien zu annektieren. Es soll einen parlamentarisch regierten Einheitsstaat bilden, aber seinen einzelnen Völkerschaften eine weitgehende Selbstregierung gewähren.

In einem berühmt gewordenen Sendschreiben an den Freiherrn von Pillersdorf, österreichischen Minister des Innern, begründete Freytag diese Ideen vom Ausscheiden Österreichs und Verlegung seines Schwerpunkts nach Osten in staatsmännischer Weise und mit prophetischem Blick in die Zukunft; so, wie er es darlegt, ist es in der Hauptsache gekommen. Die preußische Nationalversammlung in Berlin nimmt er sich vor in den offenen Briefen „an den Bauer Michael Mroß, erwählten Deputierten des Kreises Strehlitz in Schlesien". Er fingiert in diesem Wasserpolaken, der weder lesen, noch schreiben, noch deutsch sprechen kann, ein Stück von jenem Stimmvieh, durch welches schlaue Macher ihre unheilvollen Anschläge zur Ausführung brachten. Durch einen biedern Schlag auf die Schulter, ein „hoi" und „hott" läßt er sich bei Abstimmungen zum Aufstehn bewegen und ahnt gar nicht, was er dadurch für Beschlüsse zu Wege bringt. Der Berliner Nationalversammlung wird in diesen beiden Briefen, denen der volkstümliche Ton übrigens nur wie ein loses Mäntelchen umgehängt ist, wegen ihrer „Roheit, Spießbürgerlichkeit und Beschränktheit", des Mangels an „staatsmännischer Weisheit, großem Blick und logischer Schärfe" ganz energisch der Text gelesen.

Da die Arbeit an den „Grenzboten" von Dresden aus

mancherlei Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten mit sich brachte, so siedelte Freytag im Spätherbst 1848 wieder nach Leipzig über, doch erkrankte er nicht unbedeutend und konnte längere Zeit überhaupt nicht thätig sein, so daß die ganze Last der Redaktion auf den Schultern Julian Schmidts lag. Nach seiner Wiederherstellung überließ er das Gebiet der Litteratur seinem Genossen fast gänzlich und steuerte statt dessen eine Reihe anmutiger, humoristisch gefärbter Aufsätze über Schönheit und Luxus des modernen Lebens bei.

Der Verkehr des Dichters in Leipzig war fast noch ausgedehnter als in Dresden. Alte Anhänger der „Grenzboten" aus Österreich, zahlreiche Flüchtlinge, die sich den Kroaten des Fürsten Windischgrätz entzogen, sprachen vor; auch Friedrich Bodenstedt erschien, vom Kaukasus über Wien zurückkehrend, mit bewundernden Empfehlungen der Wiener Freunde versehen. Er berichtete von den wilden Oktobertagen in der Kaiserstadt und trug die Lieder seines Mirza Schaffy dramatisch vor.

Gehaltvoller und dauernder waren die Beziehungen, die Freytag mit einigen Männern von der Universität knüpfte, ein Verkehr, den er in Dresden nicht hatte genießen können. Die Universität Leipzig vereinigte damals drei der bedeutendsten Philologen unserer Zeit: Moritz Haupt, später in Berlin, Otto Jahn, später in Bonn, und als den bedeutendsten den noch jetzt als Erforscher der römischen Geschichte und Inschriften rastlos thätigen Theodor Mommsen. Alle drei waren Mitglieder des „Deutschen Vereins", der die Durchführung der in Frankfurt vereinbarten deutschen Verfassung, also die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung erstrebte. Obwohl sie nun anläßlich des Dresdener Maiaufstandes aus diesem Verein ausgetreten waren, wurden sie doch von der unter Herrn von Beust über Sachsen hereinbrechenden Reaktion vom Amte suspendiert und eine Kriminaluntersuchung über sie verhängt. Zwar wurden sie freigesprochen, aber auf dem Verwaltungswege alle drei ihrer Ämter entsetzt, weil sie laut Dekret vom 22. April 1851 „während der Maitage öffentliches Ärgernis gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend aufgestellt hatten". Die Gleichheit der politischen Anschauungen vermittelte die erste Bekanntschaft mit Freytag. Der vertraute Umgang mit diesen Männern brachte ihm den nicht geringen Vorteil,

daß er durch sie mit den Fortschritten der Forschung auf dem Gebiete der altklassischen, wie der deutschen Philologie in beständiger Fühlung gehalten wurde. Seine Berufsarbeit ver-



Theodor Mommsen.

hinderte ihn, das Studium der philologischen Wissenschaften fortzusetzen, aber Interesse und Verständnis für dieselben war in ihm keineswegs erloschen. So war er diesen Männern aufrichtig dankbar, daß sie ihm einen Einblick in ihre großartigen,

neue Bahnen eröffnende Arbeiten gewährten. Haupt nannte er später einmal einen „Kürassier der Wissenschaft“ und rechnete es ihm hoch an, daß er „mit einem leichten Schützen so zutraulich Arm in Arm gehe“. „Sie sind“ — so fährt er fort — „immer einer der wenigen gewesen, um deren Urteil ich mir Sorge machte.“

Auch Männer aus praktischen Berufsarten, deren echte Bildung und vielseitige Lebenserfahrungen dem Verkehr einen reichen Inhalt und mannigfache Gesichtspunkte gaben, gehörten zu diesem Freundeskreise. Auch Witz und Scherz fanden hier eine gute Stätte, und die Kunst zu schrauben und sich schrauben zu lassen, wurde mit Meisterschaft geübt. Freytag hätte nicht Redakteur sein müssen, wenn er nicht auch diese freundschaftlichen Beziehungen sofort für sein Blatt verwertet hätte. Er spannte wenigstens die beiden jüngeren Genossen, Jahn und Mommsen, mit denen er mehr auf kameradschaftlichem Fuße stand als mit dem älteren, ernsten und in sich gekehrten Haupt, in seinen Dienst, und sie mußten ihm manchen Prachtartikel liefern.

Auch sonst gelang es ihm, tüchtige Mitarbeiter für die „Grenzboten“ zu gewinnen. Er hatte, obwohl Preuße vom Scheitel bis zur Sohle, die Bearbeitung der österreichischen Verhältnisse übernommen und sich so in dieselben hineingearbeitet, daß seine Artikel fast den Eindruck machten, als kämen sie aus der Feder eines geborenen Österreichers, der allerdings zu Preußen neigte und den Ausschluß Österreichs us aDeutschland erstrebte. Immerhin war dieser Zustand nicht der natürliche, und Freytag mußte wünschen, diese Berichte einem wirklichen Österreicher zu übertragen. Otto Jahn vermittelte ihm die Bekanntschaft mit einem solchen, indem er ihn auf Anton Springer hinwies, der damals in Bonn Privatdocent war. Springer war der Sohn eines eifrigen Anhängers der „Grenzboten“ in Prag und verband eine außerordentliche Sicherheit und Größe des politischen Urteils mit dem feinsten Schönheits- und Kunstsinn. Er wurde auf den beiden so grundverschiedenen Gebieten der Ästhetik und der Politik ein wichtiger Mitarbeiter der „Grenzboten“.

An Arbeit, Verkehr und Freude fehlte es Freytag bei seiner journalistischen Thätigkeit also keineswegs. Ob er freilich damit auf dem Wege war, den ihm Begabung und eigentliche innerste Herzensneigung bestimmten?



Siebleben.

## VII. Siebleben und „Die Journalisten“.

Freytag nennt die Politik einmal eine Hexe, die niemanden wieder loslasse, der sich ihr einmal überliefert habe, so daß er für alles Andere verloren sei. Das erfuhr er in den ersten



Freytags Arbeitszimmer in Siebleben.

Jahren seiner journalistischen Thätigkeit an sich selbst. Denn allerdings wurde durch dieselbe sein geistiger Horizont erweitert, sein Urteil geschärft, sein Stil zugleich gekräftigt und geschmeidigt, aber zum Politiker von Beruf war er von Natur

nicht geschaffen, zum Tagesschriftsteller war er zu gut, und wenn seine Artikel auch zum großen Teil glänzend und geistreich geschrieben waren, so waren sie doch nur aus dem Augenblick geboren und für den Augenblick bestimmt. Er erlebte Ähnliches, wie Goethe in Weimar: die Geschäfte des Tages machten es ihm unmöglich, die zur Schaffung größerer Werke nötige Sammlung zu finden. Da er wohl fühlte, daß er eigentlich für den höheren Beruf eines Dichters geboren sei, da er bereits das Glück gekostet hatte, eigene Werke mit Erfolg über die Bretter gehn zu sehen, so empfand er je länger, je mehr einen gewissen inneren Zwiespalt, und diese Empfindung ließ ihm wünschenswert erscheinen, sich der Redaktionsgeschäfte wenigstens zeitweise gänzlich zu entschlagen und sich in die Einsamkeit und Stille zurückzuziehen.

Dazu kam, daß er sich nach der Krankheit, die er überstanden, in der Großstadtluft gar nicht recht wieder erholen konnte. Der Arzt empfahl ihm dringend für den Sommer Landaufenthalt. Da traf es sich günstig, daß ihm Gelegenheit wurde, einen seinen Neigungen und Bedürfnissen entsprechenden Landsitz käuflich zu erwerben. Im Jahre 1851 kaufte er auf den Namen seiner Frau Emilie, geborenen Scholz, geschiedenen Gräfin Dyhrn, ein Anwesen in dem durch ihn berühmt gewordenen Dorfe Siebleben. Man erreicht dieses ansehnliche und reinliche Pfarrdorf, wenn man vom Ende der Stadt Gotha der breiten, mit Pappeln bepflanzten Heerstraße nach Erfurt etwa eine halbe Stunde weit folgt. Die Landschaft ist von mäßigem Reiz; der langgestreckte Seeberg zur Rechten bildet die einzige nennenswerte Erhebung in der Gegend. Hinter der Kirche des Dorfes auf der linken Seite liegt das Haus in einem großen, mit prächtigen Bäumen und stattlichen Rasenflächen geschmückten Garten. Es ist mit Schiefer gedeckt und etwas altfränkisch; die Räume, die es enthält, sind zahlreich, aber nicht sehr groß, indessen für einen bescheidenen Haushalt ausreichend. Es war von dem ehemaligen gothaischen Staatsminister Freiherrn von Frankenberg gebaut worden, den Napoleon als den eigentlichen Regenten des Herzogtums ansah und durch das Scherzwort „Le gouvernement de Siebleben“ gelegentlich als solchen bezeichnete. Zu dessen Zeit hatte das Haus nicht selten Goethe und Herzog Karl August von Sachsen-



Freytags Haus in Siebleben.

Weimar auf ihrer Fahrt nach Eisenach in seinen Mauern beherbergt und war in deren Kreise unter dem Namen „die goldne Schmiede“ wohlbeleumdet gewesen. Es macht einen einfachen, ländlichen und behaglichen Eindruck. Die vielen kleinen Zimmer, die es enthält, waren bald bis unters Dach mit Betten bestellt für liebe Freunde und Gäste. Eine Mansardenstube enthielt nur Malutensilien; auf einer Staffelei stand das unvollendete Bild eines polnischen Juden, von seiner Gattin gemalt. Gegen die Dorfstraße zu, die zugleich den alten Frachtweg nach Erfurt bildete, ist ein verhältnismäßig nur schmaler, mit kleinen Bäumen besetzter Raum, zu welchem ehemals eine Glasthür aus dem Hause führte, die jetzt durch Aufmauerung in ein Fenster verwandelt ist. Auf der Rückseite zieht sich der Garten ziemlich weit bergan. Oben ist er von hohen, alten Bäumen bestanden, zwischen denen sich ein erhöhter Aussichtspunkt befindet, mit Blick auf den Ort und den Höhenzug des Seebergs. Jetzt ist das Dorf mehr und mehr Vorort von Gotha geworden; eine Menge Arbeiterfamilien haben sich angesiedelt, so daß es heutzutage wohl kaum noch einen Dichter zu längerem Aufenthalte reizen würde.

Von nun an verlief das Leben Freytags zwiegeteilt. Den Winter brachte er in Leipzig zu als Redakteur und Tagesschriftsteller, den Sommer in Siebleben als Dichter. Hier fand er zwischen seinen Blumen und Kürbissen, die er mit Vorliebe zog, und unter dem Gesange der „Lyriker seines Gartens“ die Stimmung und Muße wieder, die zu größeren dichterischen Produktionen nötig sind. Er konnte für das deutsche Volksleben, welches er — und zwar mit Vorliebe das ländliche — in seinen Werken schildert, keine echtere und unmittelbarere Quelle für die Gestalten und Örtlichkeiten in seinen historischen Romanen keine besseren Vorbilder finden, als hier. Allein das Erste, was er in Siebleben schuf, war kein historischer Roman, sondern ein Lustspiel aus der Gegenwart.

Es machte sich wie von selbst, daß ihm das Leben, welches er bisher als Journalist geführt hatte, die Grundlage abgab zu der neuen dramatischen Arbeit. Die Charaktere boten sich ihm im Kreise seiner Kollegen, seiner Freunde und Gegner reichlich dar, eine geeignete Handlung war nicht allzuschwer zu erfinden. In den drei Sommermonaten des Jahres 1852 schrieb er „Die Journalisten“ nieder, besorgte den Bühnen-

druck und die Versendung und wohnte einer der ersten Aufführungen des Stückes, welche Eduard Devrient am Hoftheater zu Karlsruhe veranstaltete, persönlich bei, um sich durch eigene Anschauung über das Gelungene oder Nichtgelungene seines Werkes klar zu werden. Die Aufführung gelang, und das Stück trat nun seinen Weg über die deutschen Bühnen an. In Berlin lehnte es das Kgl. Schauspielhaus kurz und bündig ab, weil die dem Zuschauer sympathische und siegreiche Partei des Spieles offenbar die liberale ist; später, als es auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt und vom Kronprinzen gesehen und bewundert worden war, folgte der Ablehnung dann ein höfliches Erbitten. Auf den Bühnendruck folgte 1853 die buchhändlerische Ausgabe.

„Die Journalisten“ schildern den Wahlkampf in einer größeren Provinzialstadt, welche keine bestimmte lokale Färbung hat, und den Einfluß, den die beiden Zeitungen des Ortes und ihre Redakteure auf ihn ausüben. Die Wahlen, um die es sich handelt, sind die indirekten zum preußischen Landtag; die Urwahlen sind vorüber, die Wahlmänner haben noch einen Abgeordneten zu wählen; diese Abstimmung bildet den Angelpunkt des Stückes. Dem heutigen, in politischen Kämpfen ganz anders geschulten Geschlecht erscheinen die Zustände, wie sie das Stück vorführt, fast allzu harmlos und gemütlich. Die Wahlmänner wissen nicht recht, für welche Partei sie stimmen sollen, man sucht sie durch ein großes Tanzfest auf der einen, durch liebenswürdige Bonhomie auf der andern Seite zu ködern. Den durchgefallenen Kandidaten der Gegenpartei feiert die siegreiche durch Ständchen, Abordnungen, Leitartikel. Daß ein wissenschaftlich bedeutender Professor zugleich Chefredakteur einer größeren politischen Zeitung ist, kommt jetzt auch nicht mehr vor; sowohl die Wissenschaft, wie die Redaktion erfordern heutzutage eine volle Manneskraft. Daß ferner die Redakteure der böswillig verkauften Zeitung ohne weiteres auf den ihnen noch zustehenden Gehalt verzichten, will uns auch fast zu viel Edelmut bedünken. Dagegen können wir uns den heimtückischen Ankauf einer gelesenen Zeitung durch die Gegenpartei, die Ränke, welche um die Person des Obersten spielen, die unwürdige Behandlung eines Zeilenschreibers durch den hochmögenden Herrn Redakteur sehr wohl auch in der Gegenwart vorstellen.

Das Lustspiel führt uns, umwogt von den Parteikämpfen, die Geschichte zweier Liebespaare vor Augen. Im Anfang scheint sich das Hauptinteresse auf Oldendorf und Ida zu konzentrieren, bald aber treten Bolz und Adelheid in den Vordergrund. Der eigentliche Held ist Konrad Bolz. Er und der Professor Oldendorf stellen die beiden Seiten dar, welche zusammen den Dichter Freytag ausmachen, wie Faust und Mephistopheles, Tasso und Antonio, die die beiden Seiten Goethes wiederspiegeln. Der Professor ist Freytag als Forscher und Gelehrter, Bolz ist er als der leichtlebige, warmherzige zu jedem Streich aufgelegte Schlesier. Jener ist ein fleißiger und ernster Mann, gediegen, gelehrt und für seine Sache zu jedem Opfer bereit, freilich als Liebhaber etwas steif und vernünftig. Bolz ist dagegen die Frische und Munterkeit selbst; alles geht ihm glatt von der Hand, er ist durch nichts unterzukriegen, die sonderbarsten Situationen beherrscht er mit souveräner Geistesgewandtheit und mit einem wahrhaft göttlichen Humor, der alle Herzen bezwingt. Nur der Geliebten seines Herzens gegenüber ist er reflektierend statt frisch zugreifend, sie ist ihm zu hoch und hehr, das ehemalige Verhältnis liegt zu weit hinter beiden, Zeit und Welt sind dazwischen getreten. Erst als sie ihm deutlich ihre warme Neigung zu verstehen giebt, sinkt er ihr zu Füßen und bittet um ihre Hand, nun wieder ganz in seiner flotten, burschikosen Weise. Wir freuen uns am Schlusse von Herzen des doppelten Glückes dieses vorzüglichen Jungen.

Ihm zur Seite treten die übrigen Journalisten, der lyrisch-schmachtende und dichtende Bellmaus für Theater, Musik und Allerlei, der unangenehme, ränkevolle Blumenberg, der den ihm untergeordneten Stammes- und Glaubensgenossen Schmock mit empörender Verachtung und Rücksichtslosigkeit behandelt. Dieser selbst, Typus des getretenen Pfennigschreibers, kann schreiben rechts und kann schreiben links, je nachdem es gewünscht und — bezahlt wird, eine Überzeugung kennt er nicht als die, daß man nicht lauter Brillantes schreiben kann, die Zeile für fünf Pfennig, daß daher die Journalistik ein schlechtes Geschäft und ein alter Kleiderladen dagegen der Himmel auf Erden ist. Er ist übrigens eine wichtige Person und giebt Adelheid die Mittel an die Hand, den Umschwung in der Ansicht des Obersten und

die Aussöhnung mit dem Professor herbeizuführen. Herr von Senden ist der Hammerstein der Freytagschen Zeit, doppelzüngig und intrigant, aber ein geschickter Macher, der die sogenannte „gute Sache“ zum Deckmantel eigensüchtiger Bestrebungen mißbraucht, aber nicht über ein hinreichendes Maß von Schlauheit und Vorsicht gebietet, so daß seine wahren Absichten aus dem Papierkorb an das Tageslicht kommen.

Von den Frauen ist Ida lediglich das liebende und sanftleidende Mädchen, sie tritt zurück hinter Adelheid von Runeck, welche vielleicht die anziehendste, jedenfalls aber eine der anmutigsten Frauengestalten Freytags ist. Sie hat keine Spur von der altgermanischen Heroine, wie sonst leicht Freytagsche Frauen, sondern ist durchaus eine moderne Erscheinung, sogar ein klein wenig emancipiert. Als vorzügliche Landwirtin verwaltet sie ihr Gut selbst und zwar musterhaft, in der Stadt entwickelt sie dann mitten unter den persönlichen Leidenschaften und politischen Zerwürfnissen der Männer das feine, graziöse und umsichtige Wesen, das sich die Herzen aller unterwirft, alle Verwirrungen löst und das Ganze schließlich zu gutem Ende führt. Sehr zu statten freilich kommt ihr dabei, daß sie außer ihrer Weltklugheit auch noch irdische Güter genug besitzt, um den tückischen Streich Sendens durch rechtzeitigen Ankauf der Zeitung parieren zu können. Unübertroffene Meisterin ist sie im scherzenden und schalkhaften Gespräch, womit sie die Seelen ebenso unvermerkt wie unfehlbar nach ihrem Willen zu lenken versteht.

Neben den aristokratischen und journalistischen Kreisen steht das Pfahlbürgertum in vollendetster Ausbildung. Piepenbrink und sein kleinmichelscher Anhang ist so ganz nach dem Leben gezeichnet, daß man unwillkürlich glaubt, ihm schon oft begegnet zu sein. Von geistigen oder selbst nur politischen Interessen ist hier nichts zu finden, dafür ein um so ausgesprochenerer Sinn für diejenige Art von Gemütlichkeit, die ohne einen guten und möglichst reichlichen Tropfen nicht denkbar ist. Piepenbrink hat sein Weingeschäft durch eigene Kraft in die Höhe gebracht, besitzt infolgedessen und im Bewußtsein der Reinheit und Echtheit seines Gelbgesiegelten ein Maß von Selbstbewußtsein, wie es sich nur bei beschränktestem Gesichtskreise zu entwickeln vermag. Er weiß recht gut, daß er auch für die Herren Politiker eine wichtige Persönlichkeit ist, und ist nicht gesonnen, sich etwa

leichten Kaufes für ihre Zwecke fangen zu lassen oder ohne weiteres auf den ihm vorgehaltenen Köder anzubeißen. Der Harmlose ahnt nicht, daß, während er sich in seinem Unabhängigkeitsgefühl brüstet, ein junger Politiker hinter der Maske eines gediegenen Weinkenners und prächtigen Gemütsmenschen mit unvergleichlicher Virtuosität auf seiner Seele wie auf Tasten spielt und sie unvermerkt zu allem bringt, wozu er will. Aber zu scharfer und verletzender Satire läßt Freytag seinen Humor nicht werden. Piepenbrink ist durchaus nicht lediglich eine lächerliche Persönlichkeit; er hat auch vortreffliche Seiten, Herzlichkeit, Edelmut, Sinn für Freundschaft, ja eine gewisse gutmütige Fähigkeit, sich rühren zu lassen.

„Die Journalisten" sind nächst Lessings „Minna von Barnhelm" das beste Lustspiel, welches wir bis jetzt in unserer Litteratur besitzen, sie sind nicht mit Unrecht die jüngere und kleinere Schwester der Minna genannt worden, wenn Lessings Stück auch ernster gehalten ist und auf der Grenze zwischen rührendem Lustspiel und bürgerlichem Schauspiele steht. Beide Stücke sind Charakterlustspiele, in denen die Intrigue nur eine untergeordnete Rolle spielt. In beiden pulsiert das frische Leben der Gegenwart, beide beschränken sich nicht auf das Privatleben, sondern haben einen politischen Hintergrund und können daher gerade nur zu der Zeit und in dem Staate spielen, wo sie spielen. In beiden erhält auch die Handlung eine entscheidende Wendung durch das Eingreifen der politischen Mächte, in der Minna durch die Entscheidung des Königs, in den Journalisten durch die der Wähler. In beiden stehen sich ferner zwei feindliche Gruppen gegenüber, dort die preußische und sächsische, hier die liberale und konservative, und die liebende Frau findet den Geliebten im feindlichen Lager. Die sittliche Idee beider Stücke beruht auf dem Widerstreit zwischen Liebe und Ehre. Tellheim glaubt es seiner Ehre schuldig zu sein, daß er der Geliebten entsagt, und Oldendorf verzichtet lieber auf Ida, als daß er durch Zurücktreten von der Kandidatur seiner Ehre etwas vergäbe; auch Bolz, der übermütige Gesell, wagt es nicht, sich Adelheid zu nähern, weil seine Ehre ihm verbietet, ihr eine Lebensstellung zu bieten, die ihrer nicht würdig ist. Den Männern gegenüber vertreten die Frauen das Recht der Liebe; Minna wie Adelheid reisen dem stille Geliebten nach und über-

winden seine Sprödigkeit und seine Bedenken durch frische That und liebevoll-zärtliche Rede. Endlich steht im Zusammenhang mit dem Hauptliebespaar in beiden Stücken das Geschick eines zweiten Liebespaares.

So verschieden also die Handlung auf den ersten Blick in beiden Lustspielen ist, so stimmt sie doch in den dargelegten Grundzügen überein. Ähnlich steht es mit den Charakteren: bei aller Verschiedenheit lassen sich doch leicht gewisse verwandte Züge zwischen den Personen der Journalisten und der Minna erkennen. Oldendorf hat mit Tellheim das strenge Pflichtgefühl und die etwas steife Ehrenhaftigkeit gemein, Adelheid gleicht der Minna in anmutiger Schalkhaftigkeit, Tiefe der Empfindung und rasch entschlossener Willenskraft; Bolz, der im übrigen in der Minna keinen Verwandten besitzt, hat doch den eben erwähnten Zug allzu rücksichtsvoller Scheu mit Tellheim gemein. Selbst unter den Nebenpersonen springen einige Ähnlichkeiten in die Augen: Korb ist wie Just der treue Diener, Zeitungsbesitzer Henning und der Wirt sind erfüllt von Selbstsucht und Feigheit, Schmock und Riccaut bilden einen wirksamen Kontrast zum Haupthelden, mit dem sie zwar den Beruf, aber nicht die vornehme Gesinnung teilen.

All diese Ähnlichkeiten aber sind mehr allgemeiner Natur. Der ganze Aufbau, die Verwicklung, die Zeichnung und Farbe, die Charakteristik der einzelnen Personen, auch die Art des Humors ist andererseits so grundverschieden, daß der Gedanke einer Nachahmung nicht aufkommen kann.

Die Gunst des deutschen Publikums ist den „Journalisten“ andauernd treu geblieben, trotzdem jetzt das politische Leben viel mächtiger pulsiert, und die Wahlschlachten einen ganz anderen Charakter tragen. Noch immer geht das Stück unter dem rauschenden Beifall der Zuschauer über die Bühnen. Allein schon Freytag hatte darüber zu klagen, daß die Schauspieler gerade bei diesem Stücke großen Mangel an Pietät gegen den Text zeigen; sie lassen Stellen weg, die ihnen unbequem sind, und — was schlimmer — sie fügen selbständige kleine Mätzchen ein, von denen sie sich einen vorübergehenden Lacherfolg versprechen. Er ging deswegen nur höchst selten in das Theater, wenn ein Stück von ihm selbst gegeben wurde. Als er sich 1885 bewegen ließ, die Journalisten in Dresden zu sehen, mußte

er Verschiedenes erleben, was ihn mit Recht äußerst verstimmte: Schmock sagte: „ein 25-Thalerschein — ist er auch echt?“ Bellmaus setzte seinen Cylinder auf die Erde und trat dann in ihn hinein; er konnte das Goldschnittbändchen, welches er Adelheid verehren will, nicht aus der Tasche herausbringen; Piepenbrink machte gegen Ende der Bankettscene Miene, den Rock auszuziehen, als wollte er sich in Hemdsärmeln auf Senden stürzen.

Leider hat sich Freytag nach diesem durchschlagenden Erfolge nie wieder im Lustspiel versucht, obwohl es ihm sehr nahe gelegen hätte, auf der nunmehr zum zweitenmal mit solchem Glück betretenen Bahn weiterzuschreiten. Er selbst erklärt dies damit, daß die großen geschichtlichen Verhältnisse, in denen er sich als Schriftsteller tummelte, die volle und starke Strömung des Lebens, welche ihm später durch die Seele zog, sich nicht in den Rahmen eines Theaterabends und in kurze Scenenwirkungen einpassen lassen wollte. So wandte er sich dem eine breitere Fülle der Ausführung gestattenden Romane zu. Nur ein Theaterstück hat er später noch geschrieben, aber kein Lustspiel.

## VIII. Herzog Ernst und der Preßverein.

Die geselligen Verhältnisse in Siebleben gestalteten sich für den nunmehr bereits in weiten Kreisen bekannten Dichter und Schriftsteller sehr angenehm. In dem benachbarten Gotha lebte seit 1858 der bedeutende Politiker und Abgeordnete Karl Mathy, ehemaliger badischer Staatsrat, damals Direktor der gothaischen Bank, der freilich schon nach zwei Jahren nach Leipzig übersiedelte, damit aber für Freytag nur von der Sommerseite des Lebens nach der Winterseite zog; mit ihm wurde Freytag bald eng befreundet und blieb es bis zu dessen Tode. Später bildete sich in Gotha ein Verein von Geburtstagskindern, der im Hause des Herrn von Holtzendorff sein Bundesheiligtum hatte und den Zweck verfolgte, „die Tyrannei des Kalenders zu brechen und die anmutigen Feste der Geburt auf die Zeiten zu verlegen, wo das Schicksal ein fröhliches Zusammensein gestattete“. Diesem Verein trat auch als auswärtiges, aber häufig einkehrendes Mitglied Herr von Stosch, der damalige Generalstabschef des vierten Armeekorps, spätere Marineminister bei, mit welchem Freytag auch, wenn er abwesend war, einen regelmäßigen Briefwechsel über litterarische Erscheinungen führte.

Wichtiger als alle diese Beziehungen wurde für Freytag das ungewöhnlich enge, beinahe freundschaftliche Verhältnis, in welches er zu dem regierenden Landesherrn, dem Herzog Ernst II.



**Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha.**
**Nach einem Holzschnitt a. d. J. 1860.**

von Sachsen-Koburg-Gotha, trat. Es war natürlich, daß der geistreiche und kunstliebende Fürst den namhaften, ihm jetzt benachbarten Dichter an seinen Hof zog. Freytag hatte, wie

jeder geistig schaffende Mensch, ein tiefes Bedürfnis nach verständnisvoller Teilnahme, und daß er sie bei einem souveränen Landesherrn fand, der noch dazu eine über die Grenzen seines kleinen Staates weit hinaus gehende Wirksamkeit und Bedeutung besaß, mußte ihn, um mit dem alten Dichter zu reden, „nicht das geringste Lob“ dünken. Daß ein solches Verhältnis zwischen Fürst und Privatmann, ganz besonders wenn dieser ein Gelehrter und Schriftsteller von Ruf und männlichem Selbstbewußtsein ist, auf die Dauer nicht leicht Bestand hat, weil es ihm an der bei Hofe nun einmal unumgänglichen Schmiegsamkeit und Fügsamkeit fehlt, hat Freytag selbst empfunden und des öfteren ausgesprochen; er mahnt die Gelehrten und Künstler wiederholentlich, den Umgang mit den Großen dieser Erde eher zu meiden als zu suchen. Dennoch wurde gerade sein Verhältnis zu Herzog Ernst nie getrübt, weil es — wie der Herzog selbst es ausdrückt — fortdauernd ein rein menschliches war und blieb. Das war nur dadurch möglich, daß der Herzog es sorgfältig vermied, mit dieser Freundschaft kleine selbstsüchtige Nebenabsichten zu verbinden und den Dichter, wie das sonst wohl vornehme Herren unter verbindlichen Formen und dem Scheine liebenswürdiger Zugänglichkeit verstehen, für seine Zwecke zu benutzen. So hat er z. B. Freytags Feder nie für sich in Anspruch genommen und sich dadurch Ablehnungen von seiten des Dichters erspart, die notwendig zu einer Erkältung der gegenseitigen Beziehungen hätten führen müssen. Daher blieb Freytag dem Herzog gegenüber vollkommen unabhängig und behielt seine Freiheit auch da, wo die beiden Männer in Bezug auf Politik, Litteratur oder Kunst so übereinstimmten, daß er mit dem besten Gewissen von der Welt seine Feder dem Herzog hätte zur Verfügung stellen können. Freytag vergalt diese wahrhaft fürstliche Zurückhaltung und Achtung der Persönlichkeit des andern durch offene Ehrlichkeit und feste Treue.

Am Koburger Hofe hatte das Leben einen künstlerisch genialen Anstrich. Der Herzog liebte es, als volksfreundlicher Fürst, Komponist und Schriftsteller mit geistreichen Männern ungezwungen und ohne die trennende Etikette zu verkehren. Frack und weiße Binde waren verbannt, ein schwarzes Halstuch genügte. Hof und Hofleben haben für jeden, der sie kennen lernt, anfangs einen großen Reiz, für den Dichter mußte der

Verkehr mit den geistig angeregten und ohne kränkende Herablassung wahrhaft liebenswürdigen Herrschaften auf den waldumrauschten Schlössern Thüringens einen noch größeren Reiz entfalten als für andere. Aus den Aufzeichnungen fremder



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Herren, welche den gothaischen Hof besuchten, können wir ersehen, wie genau Freytag mit allen Persönlichkeiten und Verhältnissen daselbst vertraut war, und wie er auch gern dazu bereit war, die fremden Besucher über das aufzuklären, was ihnen zu wissen frommte. Und welche Reihe von wertvollen Beziehungen that sich ihm hier auf, welchen Einblick konnte er

hier thun in das Leben und die Denkungsart von Kreisen, die sich dem Blicke der bürgerlichen Menge des Volkes gern verschließen oder wenigstens ihm gegenüber maskieren. Mit den badischen und darmstädtischen Herrschaften wurde er bekannt;



Kronprinzessin Viktoria von Preußen.

dem Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich III., und seiner Gemahlin wurde er durch den alten Baron von Stockmar empfohlen. Dieser, der frühere Bevollmächtigte des Prinzgemahls und der Königin Viktoria, war zwar nirgend in der Geschichte in die vorderste Linie der handelnden Personen ge-

treten, hatte aber durch seinen Rat einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Politik ausgeübt und ließ aus seiner ganz außergewöhnlichen Kenntnis politischer Persönlichkeiten und Verhältnisse auch dem weit jüngeren Freytag, der mit seinem Sohne befreundet war, gelegentlich wertvolle Mitteilungen zukommen. Das junge Glück der kronprinzlichen Ehe durfte Freytag zuweilen „als ergebener Vertrauter mit seinen Wünschen begleiten", und die Königin von England samt dem Prinzgemahl Albert und allerlei anderen hochstehenden Gästen durfte er „in höflicher Darstellung ihres Wesens" beobachten. Aber die fröhlichsten und ungezwungensten Stunden verlebte er mit dem gothaischen Fürstenpaare allein, und noch in späterer Zeit, als er längst nicht mehr in Siebleben wohnte, öffneten sich — so erzählt er —, wenn er von der Terrasse des Kallenberges über den Gartenschmuck des Herrensitzes weg in die lachende Landschaft hinausblickte, die Herzen in altem Vertrauen und in alter Zuneigung.

Der Herzog dachte zu vornehm und frei, als daß er etwa die Zeichnung seines fürstlichen Standesgenossen in der „Verlorenen Handschrift" dem Dichter hätte verübeln sollen, ja vielleicht fühlte er sich durch diese dunkle Folie in um so helleres Licht gestellt. Ein stärkeres Band noch als das gemeinsame Interesse für Litteratur, Kunst und Theater bildete zwischen beiden Männern die Politik, in der sie sich längst als Gesinnungsgenossen gefunden hatten. Von Preußen war damals nichts zu hoffen. Denn seit dem verhängnisvollen Tage von Olmütz, wo es sich Österreich unterworfen hatte, war es einer trüben Reaktion verfallen. Gerade die gebildetsten und geistig regsamsten Elemente, Schriftsteller, Beamte, Teilnehmer der früheren Versammlungen zu Gotha und Erfurt, in denen die erbkaiserliche Partei des Frankfurter Parlaments seine Reste zu sammeln und zu organisieren versucht hatte, waren unbegründetem Mißtrauen, scharfer geheimer Überwachung, ja offenbarer Verfolgung ausgesetzt. Ein Glück, daß die Regierungen der Kleinstaaten nicht alle dieselbe Gesinnung zeigten. Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha gehörte in erster Linie zu denen, welche ihr Land politisch verfolgten Litteraten öffneten und der Presse auf ihrem Staatsgebiete das zur Erfüllung ihres Berufes nötige Maß von Unabhängigkeit gewährten. Der Vorteil, den trotz aller schweren

Schäden die staatliche Zersplitterung mit sich bringt, zeigte sich in dieser Zeit in ähnlicher Weise, wie er im Reformationszeitalter zu Tage getreten war, wo die neue Lehre ihren Schutz gegen die kaiserliche Centralmacht auch lediglich in den kleinen und mittleren Staaten gefunden hatte.

Herzog Ernst ging bald noch weiter. Er faßte den Entschluß, „die in ihrer Vereinzelung fast wirkungslosen guten Kräfte zu einer innigeren Verbindung zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe dem politischen Geiste eine freiheitlich gemäßigte und praktische Richtung anzuweisen“, und zu diesem Zwecke einen politischen Verein zu gründen. Er arbeitete eine Denkschrift über die Organisation eines solchen Vereins aus und berief auf Grund derselben im Mai 1853 einige politisch und publizistisch hervorragende Männer zu einer Besprechung auf das Schloß Kallenberg, unter ihnen auch Gustav Freytag. Die Anwesenden wurden in allen wesentlichen Punkten einig und begannen alsbald in immer weiteren Kreisen Mitglieder zu werben. Freytag zeigte sich anfangs zurückhaltend und wünschte, daß auch sein fürstlicher Freund sich nicht allzusehr exponiere; er fürchtete für ihn und seine Zukunft Gefahr und warnte ihn brieflich und in persönlichem Gespräch. Dann aber, als diese Bedenken überwunden waren, und er sich einmal zur Teilnahme an dieser Sache entschlossen hatte, gab er sich ihr mit der ihm eigenen Pflichttreue hin und führte die mit einer solchen Thätigkeit unabweislich verbundenen lästigen Geschäfte, als da sind umfassende Schreibereien, Verlagsverhandlungen, Rechnungen und Kassenverwaltung, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit. Im August 1853 fand die erste Hauptversammlung des neuen Vereins in Reinhardsbrunn statt; es wurden die Satzungen beraten und festgestellt und als eigentliches Aktionsorgan ein Komitee eingesetzt, welches auf die Presse einwirken sollte. Dieses, welchem nunmehr die Hauptaufgabe zufiel, bestand aus Max Duncker und Gustav Freytag. Besonders durch des letzteren Thätigkeit wurde die Wirksamkeit und der Einfluß der neuen Gründung auf die deutsche Presse bald ein sehr bedeutender. Er konnte sich schon nach Verlauf eines Jahres rühmen, daß er mit manchem vom Staate reichlich unterstützten Preßbüreau erfolgreich den heimlichen Krieg aufgenommen habe. Herzog Ernst bekam mit stiller Genugthuung in Wien und

Berlin, in London und Paris allenthalben die Frage zu hören, aus welchen Quellen denn eigentlich die plötzlich so starke nationale Strömung in der deutschen Presse stamme.

Die wichtigste Unternehmung dieses Preßvereins war eine



Max Duncker.

in Leipzig regelmäßig erscheinende lithographierte Korrespondenz, welche die deutschen Zeitungen mit unbeeinflußten, wahrhaften Berichten über die preußischen Landtagsverhandlungen versorgen sollte. Das war deswegen nötig, weil die preußische Regierung damals keine unabhängigen Kammerberichte duldete und alle Berichterstatter, die in den Verdacht kamen, solche zu

aerfassen, unnachsichtig aus Berlin auswies. Jetzt sind derartige Zeitungskorrespondenzen bei allen Parteien etwas ganz Gewöhnliches. Damals war dieses Mittel, auf die Presse zu wirken, noch neu. Die Leipziger Korrespondenz erhielt von Berlin aus durch Freunde der nationalen Sache, insbesondere durch einen jungen Historiker Namens Neumann, ihre regelmäßigen Berichte; auch versah sie der Herzog, der ja selbstverständlich vielfach Gelegenheit hatte, hinter die Coulissen zu blicken, mit Mitteilungen über den wirklichen Gang der politischen Geschäfte. So gelangte diese Korrespondenz bald bei den Blättern aller Richtungen zu bedeutendem Ansehen und erwies sich für die liberalen Zeitungen und Ideen als höchst nützlich.

Die Seele dieses Unternehmens war G. Freytag; durch seine Hand gingen in der Regel die Zusendungen; er schickte sie an die Redaktion in Leipzig; das Unternehmen war bei der sächsischen Regierung angemeldet, und diese hatte nichts dagegen einzuwenden.

Anders aber dachten darüber die leitenden Kreise in Berlin. Diesen war die Korrespondenz ein Dorn im Auge, und die Polizei erhielt den Befehl, sie womöglich unschädlich zu machen. Diese glaubte, das am besten zu bewerkstelligen, wenn sie den eigentlichen Leiter, Freytag, dingfest machte; da dieser preußischer Unterthan war, konnte es ja unmöglich schwer sein, ihn zu fassen. Ein Anlaß, gegen ihn einzuschreiten, bot sich bald. Die Korrespondenz brachte eines schönen Tages die kurze Mitteilung, daß der preußische Mobilisierungsplan an Rußland verraten sei, und verurteilte diese Schändlichkeit mit einigen scharfen Worten. Die Thatsache des Verrats ließ sich nicht leugnen, aber ihre Veröffentlichung erregte den grimmigsten Zorn. Die ganze Meute der Berliner politischen Polizei, an der Spitze Herr von Hinckeldey, begab sich nach Leipzig, um nach dem Urheber der für die preußische Regierung so peinlichen Nachricht zu forschen. Der Redakteur der Korrespondenz nannte Freytag als den, durch den er sie erhalten habe, und dieser weigerte sich natürlich, seinen Gewährsmann zu nennen. Da nun auch die sächsischen Behörden wenig Neigung hatten, der preußischen Polizei Handlangerdienste zu leisten, so kam über dem Hin und Her der Verhandlungen das Frühjahr herbei, und Freytag zog wieder nach Siebleben. Da erließ die Ver-

liner Centralbehörde ein geheimes Rundschreiben an sämtlich Polizeiverwaltungen Preußens, worin dieselben aufgefordert wurden, den Dr. Gustav Freytag, der sich dem Vernehmen nach in Gotha aufhalte, sobald er sich auf preußischem Gebiete betreffen lasse, sofort zu verhaften.

Dieser geheime Verhaftbefehl wurde Freytag von Frankfurt a. Main anonym zugesandt. Er mußte nun preußisches Gebiet ängstlich meiden, er durfte z. B. auf seinen Reisen von Gotha nach Leipzig Erfurt nicht berühren; auch blühte ihm die sichere Aussicht, auf Grund bestehender Auslieferungsverträge demnächst als preußischer Staatsbürger eingefordert zu werden. Auf dem gewöhnlichen Wege aber eine Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande zu erreichen, daran war nicht zu denken. So blieb Freytag nur ein Mittel, sich in Gotha zu sichern. Er wandte sich am 11. Sept. 1854 brieflich mit der Bitte an Herzog Ernst, „durch huldvolle Erteilung irgend eines kleinen Hofdienstes“ ihm das gothaische Staatsbürgerrecht zu verleihen „und dadurch in hochfürstlicher Weise einen Konflikt zu lösen, für welchen eine so schnelle und würdige Beendigung anderweitig nicht zu finden sei.“ Es wurde dem Dichter nicht leicht, diese Bitte trotz ihrer absoluten Geringfügigkeit an seinen fürstlichen Freund zu richten. „Ich habe die leise Furcht — so schrieb er — daß Sie, mein gnädigster Fürst, vielleicht gewähren, was Ihr edler Sinn auch einem Fremden nie verweigert hat, Rettung aus politischen Verfolgungen, daß Ihr Gemüt aber doch im Stillen meine Bitte als eine Zudringlichkeit betrachten wird und als ein stilles Unrecht, das ich begehe; denn wer das Glück gehabt hat, von seinem Fürsten menschliche Freundschaft zu erhalten, der soll von ihm nichts anderes erbitten.“ Er erklärt sich daher auch bereit, falls der Herzog dazu rate, geradezu nach Erfurt zu gehen und sich sein Recht dort zu holen; dieser Weg sei vielleicht der männlichste, aber bei der Geringfügigkeit der Veranlassung und der Gewissenlosigkeit der preußischen Polizei erscheine ihm dann doch wieder Vermeidung des angebotenen Kampfes als das Ratsamste.

Gern ging der Herzog auf des Dichters Wunsch ein. Er ernannte ihn zu seinem Vorleser mit dem Titel Hofrat. Damit war Freytag aus einem Preußen zum Gothaer geworden und

für den Sommer sicher. Damit er auch den Winter nach seiner Gewohnheit ungefährdet in Leipzig zubringen könne, fragte Herzog Ernst bei dem sächsischen Ministerpräsidenten, Grafen Beust, an, wie sich die sächsische Regierung einem etwaigen Auslieferungsverlangen Preußens gegenüber verhalten würde. Als von diesem beruhigende Versicherungen eintrafen, siedelte er wie in jedem, so auch in diesem Winter nach Leipzig über.

Der vom Herzog Ernst gegründete Verein setzte die Bestrebungen fort, welche schon 1849 die Reste der erbkaiserlichen Partei des Frankfurter Parlaments, die sogenannten „Gothaer", verfolgt hatten, und bildete so das Bindeglied zwischen diesen und dem 1859 ebenfalls unter dem Schutze des Herzogs Ernst entstandenen Nationalverein. Seine Wirksamkeit konnte nach Lage der damaligen Verhältnisse nicht so umfassend und großartig werden, wie der Begründer es wohl anfangs geplant hatte. In weitere Volkskreise drang der Verein nicht; die Zeit dazu war, so lange Friedrich Wilhelms IV. reaktionäres Regiment in Preußen den nationalen und freiheitlichen Gedanken mit Polizeischikanen bekämpfte, noch nicht gekommen.

Was dagegen in weitere, ja in die weitesten Volkskreise drang, war der Roman, welcher in den ersten Sieblebener Jahren entstand, eine Erscheinung von solcher Bedeutung für unsere Litteratur, daß wir derselben eine ausführlichere Betrachtung widmen müssen.

## IX. „Soll und Haben."

Mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben, trug sich Freytag im Gefühle seines Erzählertalents schon längere Zeit, und es bedurfte wohl kaum noch der Aufforderung seines Freundes Moritz Haupt, einen solchen in Angriff zu nehmen, Er stand in der frischesten Zeit jugendlicher Männlichkeit. zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre. Seine Wanderjahre hatte er hinter sich und zog nun in seinem ersten Romane die Summe seines bisherigen Lebens und seiner Erfahrungen. Zu Ostern 1855 lag das Werk in drei hübschen Bänden fertig vor ihm. Das erste Exemplar packte er mit Freuden für seine Mutter ein, empfing jedoch an demselben Tage die Nachricht von ihrem Tode; sein Bruder hatte ihm ihre letzte Krankheit verschwiegen, damit er nicht etwa auf der Reise zu ihr verhaftet

würde. So knüpfte sich ein tiefer Schmerz an das hohe Glück der Vollendung dieses Werkes, eines Erstlingswerkes in jeder Beziehung.

Der Roman mit dem kaufmännischen Titel „Soll und Haben" ist von sämtlichen Schriften Freytags wohl die bedeutendste und sicherlich diejenige, welche die größte Wirkung ausgeübt hat und am meisten gelesen worden ist. Schon im Jahre 1887 war er in über 100000 Exemplaren verbreitet und bietet noch jetzt den alljährlich auf den Markt geworfenen Mode- und Sensationserzeugnissen erfolgreich die Spitze. Er ist ein Volksbuch im edelsten Sinne geworden, welches der anspruchsvolle Litteraturkenner mit dem gleichen Genuß liest wie der schlichte Leser von gesundem Menschenverstand und unverbildetem Gefühl, und — was das Hauptkennzeichen wirklichen Wertes ist — wer es einmal gelesen hat, der kehrt in allen Phasen seines Lebens gern wieder zu dem Buche, wie zu einem alten Freunde, zurück. Die Zahl derer, die es ein halbes dutzendmal gelesen haben, dürfte in deutschen Gauen nicht ganz gering sein. Woher rührt diese in Deutschland nahezu einzig dastehende Wirkung?

Das Buch ist keineswegs reich an aufregenden, nervenerschütternden Ereignissen, es ist nicht einmal das, was der Durchschnittsleser als „spannend" rühmt; kommt doch nur ein Mord und ein Selbstmord darin vor; auch verzichtet der Dichter auf alles, wodurch andere Romanschreiber den Sinnen zu schmeicheln wissen: wir finden keine üppigen Gelage mit glänzenden Toiletten und zweideutiger Konversation, keine berauschenden Liebesscenen in blühenden Gärten oder Boudoirs, kein Verhältnis zu einer verheirateten Frau, nicht einmal eine kleine Ver- oder Entführung; nichts von weiblicher oder männlicher Halbwelt. Die einzige Gestalt des Romanes, die einen Anflug von genialer Liederlichkeit und einen gewissen dämonischen Reiz entfaltet, Herr von Fink, ist im Kern ihres Wesens dennoch durchaus gesund. An seine Extravaganzen müssen wir mehr glauben, als daß wir sie sehen, und wenn er einmal vom rechten Wege ablenkt und gegen junge Damen rücksichtslos wird oder mit einer reiferen, koketten Schönheit anbändelt, so läßt er sich doch bald durch den Einfluß seines jüngeren Freundes in die Schranken der guten Sitte zurückführen, und statt diesen

mit den Mysterien und Orgien der Lebewelt bekannt zu machen, führt er ihn zum „Lämmerhüpfen“ mit höheren adligen Töchtern. Ja schon, daß er mit diesem uninteressanten jungen Mann, den er selbst philiströs und spießbürgerlich nennt, ein so warmes und inniges Freundschaftsbündnis zu schließen im stande ist, zeigt, wie wenig er den bezaubernd-abstoßenden Helden modernster Romane gleicht. Ferner fehlt dem Romane das arme, tugendhafte Mädchen, das sich durch alle Anfechtungen der argen Welt mit Weißnähen und Putzmachen ehrenvoll hindurchschlägt, es fehlt die von ihrem betrunkenen Manne gemißhandelte, in stillem Dulden und rastlosem Mühen sich verzehrende Arbeiterfrau, es fehlt das dumpfe Grollen der sozialen Revolution, die Schilderung von Volksversammlungen, Massenausständen und Arbeiterkrawallen mit „vertierter Soldateska“; es fehlt auch der scheinheilige, salbungstriefende, strammorthodoxe Pastor, der den Leuten statt des Brotes wahrer Menschenliebe seine unverdaulichen dogmatischen Steine bietet. Also nichts vom fin de siècle! Es ist die Mitte unseres Jahrhunderts mit ihren bescheideneren und harmloseren Verhältnissen, welche aus dem Buche zu uns redet, nicht das Ende. Woher also — fragen wir nochmals — dieser große und dauernde Erfolg des Buches?

Die Hauptsache in der erzählenden Dichtung ist die Handlung. Sie muß, wie Freytag in seinen Aufsätzen öfter hervorhebt, in der Seele des Dichters eher vorhanden sein als die Charaktere, welche sich ihr anzupassen haben. Daß ihm auch in „Soll und Haben“ zuerst die Handlung klar geworden ist, bezeugt er noch überdies ausdrücklich. Sie ist trotz scheinbaren Reichtums im Grunde sehr einfach.

Anton Wohlfart, ein unbemittelter junger Mensch von guter Bildung, tritt in ein großes Kaufgeschäft als Lehrling ein, gewinnt durch seine Zuverlässigkeit, Arbeitstüchtigkeit und Redlichkeit die Freundschaft seiner Kollegen, das Zutrauen seines Prinzipals und die Neigung der schönen Schwester desselben. In den verworrenen Verhältnissen eines polnischen Aufstandes rettet er auf einer Geschäftsreise dem Prinzipal das Leben und einen großen Teil seines Vermögens. Er könnte nun auf sehr einfache Weise sein Glück machen. Er brauchte nur im Geschäft zu bleiben, um immer höher zu steigen und schließlich

die Hand des reichen und liebenswürdigen Fräuleins und die Teilhaberschaft an der Firma zu gewinnen. Allein allerhand phantastische Empfindungen und Träumereien werfen ihn aus dieser gradlinig-unpoetischen Laufbahn hinaus. Bei seiner Wanderung in die große Stadt war er in einen herrschaftlichen Park geraten, er hatte an dessen Ende ein Schloß gesehen und war von der vermeintlichen Pracht, die er hier erblickte, bezaubert worden; außerdem hatte ein schönes Edelfräulein, welches ihn im Parke ansprach, einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. Ihr Bild haftet fortan in seiner Seele. Die Bekanntschaft setzt sich durch allerhand Zufälle in der Stadt fort. Er wird durch seinen Freund Fink in die adligen Kreise eingeführt, erweist der Königin seiner Phantasie allerhand Ritterdienste, bis er nach einigen berauschenden Monaten aus diesem ihm innerlich eigentlich doch fremden Kreise scheiden muß. Dennoch besteht sein zartes Herzens- und Phantasieverhältnis zu Lenore von Rothsattel weiter.

Inzwischen gerät deren Vater, der Baron von Rothsattel, in die Hände von Wucherern und Güterausschlächtern, verliert sein Vermögen, sein Erbgut und infolge eines noch rechtzeitig vereitelten Selbstmordversuches das Licht seiner Augen. Da wendet sich die Familie auf Lenorens Veranlassung an Anton Wohlfart. Die durch das Leiden erhöhte Anziehungskraft der jungen Dame, der Zauber, den das vornehme, adlige Wesen auf den Jüngling ausübt, ist stark genug, ihn seinem Berufe zu entfremden. Er giebt seine gesicherte Stellung auf, wird Generalbevollmächtigter der Rothsattels und übernimmt es, das verfallene polnische Rittergut, welches der Freiherr zur Rettung seines letzten Kapitals hat erstehen müssen, wieder in die Höhe zu bringen und die Familie in erträgliche Verhältnisse zurückzuführen. Ein volles Jahr arbeitet und sorgt er, zuletzt unter den Gefahren eines polnischen Aufstandes, in aufopferndster Weise für Leute, die ihm, wie er fühlt, innerlich doch fremd bleiben und, wenn es ihnen paßt, ihm gegenüber ohne weiteres die Visierkappe fallen lassen. Er wird indessen in dieser Zeit ein andrer. Durch das tägliche Zusammenleben erkennt er die Schwäche, Beschränktheit und geringe Bildung, die sich hinter dem anspruchsvollen Wesen der adligen Familie verbergen; der Nimbus, der sie in seinen Augen so lange umstrahlt hatte, ver-

schwindet gründlich und für immer. Er klärt auch sein Gefühl für Lenore, welches von jeher mehr in der Phantasie als in der Empfindung gewurzelt hatte, zu einem rein freundschaftlichen und fast brüderlichen ab. Nach einem Jahr kehrt er zu seinem ehemaligen Prinzipal zurück, der ihn anfangs unwirsch empfängt und in längerem Zusammenleben erst prüft, ob er „brav geblieben". Er entlarvt alsdann die Schurken, welche den Baron um das Seinige gebracht hatten, jagt zwei von ihnen ins Wasser, einen ins Gefängnis, beweist durch seine ganze anspruchslose Art, daß er noch der Alte geblieben, und empfängt endlich in dem Augenblicke, wo er das Haus des Kaufmanns auf immer verlassen will, die Teilhaberschaft am Geschäfte und die Hand der im stillen stets geliebten Schwester des Kaufmanns.

Neben Antons Geschichte geht die des Herrn von Fink her, der anfangs ebenfalls sein Herz verkennt. Er bewirbt sich zuerst um Sabine und erst spät wird ihm klar, daß Lenore die Eine ist, welche er sucht. Und wie die Jünglinge, so schwanken auch die Mädchen eine Zeit lang. Bei Lenore bleibt es lange zweifelhaft, welcher Art die Neigung ist, die sie für Anton hegt, und Sabine hat wegen Finks einen schweren Kampf mit sich selbst durchzufechten, in welchem ihr allein der ungetrübte Instinkt ihres lauteren Herzens zum schließlichen Siege verhilft. Auf dieses Sichabstoßen und Sichfinden der vier jungen Herzen ist das Interesse des jugendlichen und besonders des weiblichen Teils der Lesewelt wohl vorwiegend gerichtet, und bei keiner Leserin wird am Schluß das Gefühl der Befriedigung darüber fehlen, daß trotz aller Irrungen und Wirrungen sich das Gleichartige zuletzt gefunden, daß der solide Anton die solide Sabine, der wilde Fink das wilde Freifräulein bekommen hat.

Was will uns nun der Dichter mit dieser Geschichte sagen? Er spricht es deutlich aus auf Seite neun des Romans: „Ein jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichen Winkel seiner Seele hegt; denn wenn sie erst groß gewachsen sind, werden sie leicht seine Herren, strenge Herren!" Diese Mahnung ist ohne Zweifel für jeden Menschen äußerst beherzigenswert, aber wie wenige werden während des Lesens diesen Gedanken als die eigentliche Seele des Romans empfinden, wie wenige fragen überhaupt nach solchen Grundgedanken! Was den

Leser anzieht, ist vor allem die reiche Fülle wahrer Lebensbilder, die der Roman an seinem geistigen Auge vorüberführt, und zwar aus Kreisen und Verhältnissen, die jedem leicht verständlich sind, in denen man sich ohne Schwierigkeit wie zu Hause fühlt. Freytag legte den größten Wert auf Naturwahrheit der dichterischen Schilderungen, und so spüren wir, wohin er uns auch führt, sei es in das Warenlager des Großkaufmanns oder das Geschäftslokal des Wucherers oder den Ballsaal der guten Gesellschaft oder in die östliche Kleinstadt oder in das alte Starostenschloß, überall den erfrischenden Hauch der Wirklichkeit. Das ist alles erschaut und erlebt und darum von echter, unverwischbarer Farbe.

Die Erfahrungen aus der Breslauer Zeit sind es, die der Roman wiederspiegelt. Freytag hatte dort in dem alten Patrizierhaus der ihm befreundeten Molinari den Geschäftsverkehr einer großen Handlung und durch einen Prozeß, den er als Bevollmächtigter eines Verwandten zu führen hatte, die wucherischen Kniffe und Tücken jüdischer Händler kennen gelernt. Breslau gab für den Hauptschauplatz des Romans die Lokalfarbe her, für Rosmin und die öde polnische Landschaft fand der Dichter in seiner Vaterstadt Kreuzburg und deren Umgegend das Urbild, die Zustände in dem insurgierten Polenlande lernte er auf einer Reise kennen, die er beim Ausbruch der polnischen Revolution 1846 in die Nähe von Krakau machte; die brennende Stadt mit den anarchischen Zuständen ist Krakau selbst. Ähnliches wie zu Rosmin hatte sich 1848 thatsächlich zu Strzelno ereignet.

So wie die Örtlichkeiten und Zustände, so auch die Menschen und die Charaktere. Nirgends haben wir den Eindruck des künstlich Gemachten oder des Schemenhaften; die Charaktere stehen leibhaftig und plastisch vor unseren Augen. Die beiden Hauptpersonen sind das Freundespaar Anton Wohlfart und Fritz von Fink. Der erstere, „der gute Junge", ist die Treue, Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit in Person, aber er hat zugleich einen etwas spießbürgerlichen Anstrich; er ist höchst ehrenwert und rechtschaffen und eine unzerbrechliche Stütze für jeden, zu dem er in ein gemütliches oder dienstliches Verhältnis tritt, aber im Umgang doch vielleicht etwas langweilig; der andere, ein wilder und etwas frevelhafter Geselle, ist in seinen

Reden zwar häufig verletzend, herrisch und etwas frivol, aber voll frischen Humors, origineller Gedanken und geistreicher Wendungen; er zeigt sich allen Lebenslagen gewachsen und in allen Sätteln gerecht; in Gefahren von größter Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, wird er im fernen Westen Amerikas ebenso gut Herr der Situation wie im östlichen Grenzlande Deutschlands. Bei allem brüsken Wesen, bei allem Spott über die deutsche Gemütlichkeit und trotz der Sängerinnen und Tänzerinnen, die er angeblich ehemals bezahlt hat, ist er unverdorben und aufopferungsfähig geblieben; wer ihm zu imponieren weiß, der vermag auch sein Herz zu gewinnen, und einem solchen gegenüber erweist er sich als treuanhänglich, warmfühlend und lenksam. Wie ihm in dem Roman die Herzen der Frauen, auch das der so himmelweit von ihm verschiedenen Sabine zufliegen, so giebt es wohl kaum eine Leserin, die sich nicht alsbald in diese echt männliche, kraft- und geistvolle Gestalt verliebte. Fink ist die Weiterbildung und vollkommene Ausgestaltung des Kunz der Brautfahrt, des Bolz der Journalisten, während Anton mit Oldendorf auf einer Linie steht. In beiden gegensätzlichen Richtungen sind — wie wir sahen — zwei verschiedene Seiten der Persönlichkeit Freytags zu poetischer Verdichtung gelangt, in Anton der gewissenhafte, nüchterne, sorgfältig arbeitende Beamtensohn, in Fink der umsichtige, genialisch angehauchte Weltmann, der gedankenreiche Schriftsteller.

Ebenso wie dieses ergänzen sich auch einige andere Paare verwandter und doch gegensätzlich gebildeter Charaktere. Zwei wohlhabende Ehrenmänner stellen sich uns vor in Herrn T. O. Schröter und dem Freiherrn von Rothsattel; beide geraten in finanzielle Schwierigkeiten, aber den Kaufmann hebt seine unzerstörbare Arbeitskraft, sein peinliches Pflichtgefühl darüber hinweg, während der Baron darin untergeht, weil er an veraltenden Vorurteilen hängt und an nicht mehr haltbaren Ansprüchen festhält.

Der streng gewissenhafte Kaufmann bildet zugleich einen scharfen Gegensatz zu der unlauteren Geschäftswelt, welche ihrerseits wieder in allen Schattierungen der Schlauheit, Gewissenlosigkeit und habgierigen Gefühllosigkeit auftritt. Der Schlimmste aus diesem Kreise, Itzig, steht wiederum zu Anton in gegensätzlicher Parallele. Beide sind Jugendgenossen, beide

ziehen gleichzeitig in die große Stadt, um als Geschäftsleute ihr Glück zu machen, der eine auf ehrliche, der andere auf unehrliche Weise. Der Unehrliche steigt weit rascher als der Ehrliche, nimmt aber dann ein schreckliches Ende, der Ehrliche gewinnt ein ruhiges, dauerndes Glück.

Von den mehr untergeordneten Personen stellen sich die beiden Husaren nebeneinander, der junge Invalide Karl Sturm und der junge Offizier Eugen von Rothsattel, beide tapfere Soldaten, aber der eine selbstlos und kindlich, anspruchslos und anstellig, „ehrlich und praktisch", während der andre leichtfertig, genußsüchtig und in den Vorurteilen seines Standes befangen, ohne Scheu die Ersparnisse einfacher und gutherziger Leute zur Deckung seiner Spiel- und Vergnügungsschulden in Anspruch nimmt, zu einer nützlichen Thätigkeit aber nicht zu gebrauchen ist. Darum vermag er beim Zusammenbruch seines Elternhauses nichts anderes zu thun, als nur leise vor sich hin zu weinen. Im Geschäft steht der charaktervolle, feste und etwas grobe Pix neben dem aufgeregten, phantastischen und haltlosen Specht, wie neben dem frommen, stillen und ernsten Baumann, der höchstens einmal mit der Tante ein kleines gottseliges Geklätsch anfängt.

Wie die männlichen, so stehn auch die weiblichen Hauptpersonen in scharfem Kontrast. Sabine repräsentiert das gehaltene, strenge, auch etwas gebundene bürgerliche Wesen; das alte Patrizierhaus ist ihre ganze Welt, innerhalb deren sie trotz ihrer Jugend wie eine erfahrene Hausfrau waltet; ihre Gedecke wie das Wohl der ihrer Obhut anvertrauten Menschen trägt sie mit gleichmäßigem Pflichtgefühl auf dem Herzen; unter so vielen verschiedenartigen Herrencharakteren bewegt sie sich mit vollendetem Takt und überschreitet in echtem Zartgefühl nie die Grenzen weiblicher Zurückhaltung. Ihre Bildung ist gediegen, aber es fehlt ihr an natürlicher Munterkeit und Frische; bis gegen das Ende, wo sie des Besitzes des Geliebten sicher wird, behält sie einen sanften und leidsamen Zug. — Lenore dagegen ist erfüllt von frischer, überschäumender Lebenskraft; sie überspringt leicht einmal die Schranken, welche Natur und Standessitte der jungen Dame ziehen, so daß sie dem streng denkenden Anton bisweilen unweiblich vorkommt; ihre Bildung ist nur elementar, sie hat immer einen „harten Kopf" gehabt,

Sprachen und Geographie sind ihr fremde Größen, auch weibliche Handarbeit wird ihr schwer, nur zum Zeichnen hat sie Talent. Zum Ersatz für diese Mängel hat sie die Eigenschaften der altgermanischen Heldenjungfrau von den Vorfahren geerbt, sie ist schön, stark und kühn. Wie eine Walküre reitet sie unter den bewaffneten Männern und scheut sich nicht, gegen die Feinde ihres Volkes und ihres Freundes das Gewehr abzudrücken; wo sie auch auftritt, zeigt sie Entschlossenheit und Thatkraft, im Ballsaal wie im belagerten Schloß, und auch Männer fügen sich ihrem Befehle.

Selbstverständlich hat der Dichter für diese Charaktere vielfach Gestalten benutzt, die ihm im Leben entgegentraten. Von seinem Freunde Molinari z. B. sagt er selbst, habe der Kaufmann seine stolze Redlichkeit erhalten, verwahrt sich aber dagegen, daß man etwa auch andere Züge dieses „steifleinenen Herren“ auf jenen übertragen möchte. Wie es in Freytags Art überhaupt nicht liegt, die Wirklichkeit sklavisch abzuzeichnen, so läßt er sich auch bei der Ausgestaltung der Charaktere die Freiheit des dichterischen Schaffens nicht verkümmern, und immer haben sich nach seinem Grundsatze die Charaktere der Handlung, nicht diese jenen unterzuordnen. Die Charaktere sind unter dem Zwange der Handlung geschaffen und scheinen eben deswegen hundert Menschen zu gleichen, welche unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich leben und handeln müßten.

Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen. Unter der reichen Fülle der Lebensbilder und Persönlichkeiten, welche der Dichter bietet, werden den einen mehr diese, den andern mehr jene Erscheinungen anziehen, kalt aber und gleichgiltig wird niemand bleiben. Dazu kommt aber noch ein tiefer liegender Grund des Gefallens. In Anton muß der junge Deutsche bürgerlichen Standes ein Stück von sich selbst erkennen. Welchen guten Jungen aus einfacher Familie hätte nicht irgendwann einmal „die Sehnsucht nach dem schmuckvollen Leben der Vornehmen“ ergriffen, wer hätte nicht den Zauber eines Kreises empfunden, der ihm „frei, glänzend und schön“ erschien, besonders wenn sich diese Eigenschaften in einem stolzen Edelfräulein dem Auge sinnlich darstellten! Wer hätte dann nicht wie ein germanischer Gefolgsmann mit ritterlicher Hingabe diesem angebeteten Wesen seine Dienste gewidmet! Ferner sind

Zuverlässigkeit und strenge Ehrenhaftigkeit diejenigen Eigenschaften, in denen gerade der gute deutsche Mittelstand die starken Wurzeln seiner Kraft besitzt. So muß es dem deutschen Gemüte ganz besonders zusagen, zu sehen, wie ein armer Teufel ohne glänzende Begabung nur durch die feste Solidität seines Charakters sich das allgemeine Vertrauen erwirbt und unter selbstloser Arbeit im Dienste anderer sich ein dauerndes Glück begründet, wie er in strenger Pflichterfüllung phantastische Jugendträume überwindet und in inneren Kämpfen und äußeren Gefahren zu einem ganzen Manne erstarkt.

Aber nicht allein in der Person Antons ist der Roman ein Spiegel des deutschen Volkes. Er sucht es dem ihm vorgesetzten Motto zufolge überhaupt da, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. In dem großen Kaufmannshause herrscht vom Prinzipal hinab bis zum untersten Auflader unverbrüchliche Pflichttreue und feste Regel; ein solider Wohlstand hält das Leben gleich weit entfernt von Verschwendung wie von Knickerei. Trotz der Nüchternheit und Steifheit, welche der Geist des alten Hauses atmet, besitzen die Menschen darin im Grunde doch ein weiches und warmes Gemüt, welches freilich nicht eben häufig zu Tage tritt.

Diese Welt der soliden bürgerlichen Arbeit und Rechtschaffenheit steht nun im Gegensatze einmal zu der Welt des hohlen Scheines und zweitens zu der des betrügerischen Gewinnes. Jene wird vertreten durch den Adel, der in dem Romane eine recht üble Rolle spielt. Anfangs ist alles gut und schön. Zwar der äußere Glanz des Schlosses und seiner Bewohner ist größer als das wirtschaftliche Fundament, auf dem er ruht, aber die Einnahmen und Ausgaben halten einander doch wenigstens das Gleichgewicht. Nun bricht aber die neue Zeit des Kapitals und der Industrie herein; die Macht des Geldes wächst in gleichem Maße wie die Verteuerung des Lebens. Dem ist der Adel nicht gewachsen, weil er an veralteten Ansprüchen festhält, tiefe Bücklinge und unterthänige Reden verlangt und „Geld bezahlt, damit andere für ihn denken und arbeiten“. Tägliche drückende Sorgen kann der Freiherr nicht aushalten, weil er von klein auf gewöhnt ist, wenig Mühe und viel Vergnügen zu haben, und gearbeitet zu haben vermeint, wenn er zweimal des Tages durch seine

Wirtschaft gelaufen ist, während der Amtmann das Beste thut und oft noch die Dummheiten des Herrn ausbessern muß. Der glänzende Schein, das anmutige, elegante Gesellschaftsleben in ausgewählten Zirkeln ist ihm und seinesgleichen durchaus die Hauptsache, und dem Sohne soll womöglich die unangenehme Aufgabe, sich selbst eine Existenz zu gründen, erspart werden, dadurch, daß das Erbgut in ein Majorat verwandelt wird. Statt eines berechtigten Standesstolzes herrscht bei dem Adel unberechtigter Standeshochmut, ein kaltes Sichabschließen gegen alles, was nicht „von Familie" ist, so daß es dem Bürgerlichen, der mit diesen Leuten verkehrt, oft scheint, als trügen sie plötzlich Helm und Visierkappe. Die Seelen der jungen Edelleute sind ohne jede höhere Idee; das Leben nach Kräften als eleganter Kavalier und schneidiger Offizier zu genießen, ist das einzige Ideal, welches ihnen vorschwebt. So bricht denn das Verderben unausweichlich herein. Der geschickten Verführung vermag der Adel nicht zu widerstehen; um rasch und mühelos Geld zu gewinnen, läßt er sich zu geschäftlichen Manipulationen verlocken, die ihn dem Abgrund zuführen, und dann halten auch seine anscheinend so strengen und subtilen Ehrbegriffe nicht stand; der Freiherr sowohl wie sein Sohn begehen Handlungen, die jeder rechtlich Denkende verwerfen muß.

Freytag entwickelt also in dichterischer Darstellung den Gedanken, daß der deutsche Adel nicht die sittliche Kraft, die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitswilligkeit besitze, um in dem neuen Zeitalter der Intelligenz und Arbeit die ererbte und beanspruchte Stellung zu behaupten. Dagegen weist er ihm die Kolonisation des Ostens als seine Aufgabe zu, eine Aufgabe, welche bereits vor Jahrhunderten von seinen Vorfahren im deutschen Ritterorden in Angriff genommen worden ist. Der Freiherr vermag allerdings selbst nichts mehr zu thun, aber er und seine Familie bilden doch den Mittelpunkt der neuen deutschen Ansiedelung im Polenlande, um den sich die Gutsleute und Bauern scharen. Der Adel soll also wiederum, wie in alter Zeit, die Vorkämpferschaft des Deutschtums gegen die Slawen übernehmen. So stirbt denn auch der verschwenderische und genußsüchtige Eugen von Rothsattel wenigstens den Heldentod im Kampfe für sein Volk und seinen Staat gegen den östlichen Erbfeind.

Es ist ein recht düsteres Bild, welches der Dichter vom

deutschen Adel entworfen hat, eine dunkle Folie, von der sich das bürgerliche Wesen um so heller abhebt. Aber ruhig können wir unsern Blick darauf verweilen lassen. Allerdings sind hochmütiges Herabsehen auf Leute ohne Namen und Wappen, übertriebene Ansprüche an das Leben und die Menschen, Leichtfertigkeit und Genußsucht noch keineswegs ganz ausgerottet in unserm Adel, und wem diese Eigenschaften entgegentreten, der mag wohl an die Familie Rothsattel denken, auch giebt es heutzutage echte Geld- und Geschäftsmenschen, Gründer und Gründergenossen in ihm. Im großen und ganzen indessen ist unser Adel unleugbar ein anderer geworden. Freytag schildert den der vierziger und fünfziger Jahre; die großen Zeiten, welche die Nation seitdem durchlebt hat, und welche der Adel in erster Linie mit hat heraufführen helfen, haben diesen selbst erzogen. Er ist sich mehr und mehr bewußt geworden, daß er, was er von seinen Vätern ererbt hat, erst erwerben muß, um es zu besitzen, daß er seine Stellung nur dann behaupten kann, wenn er dem Volke vorangeht im Ringen um die hohen Ziele, die der Nation durch ihr Schicksal gebieterisch gesteckt sind.

Den anderen Gegensatz zu dem gesunden Bürgertum bildet die Welt der zweifelhaften oder geradezu betrügerischen Geschäftsmacherei, welche der Dichter, den Verhältnissen des Ostens entsprechend, aus jüdischen Händlern bestehen läßt. Wir finden bei diesen Gesellen, deren charakteristischer Vertreter Veitel Itzig ist, eine für den Kampf ums Dasein scheinbar nicht zu übertreffende Ausrüstung: Bedürfnislosigkeit, Sparsamkeit, Energie, Zähigkeit, Gewandtheit, Geschäftssinn und Gesetzeskunde, auch fehlt es ihnen nicht gänzlich an menschlich ansprechenden Charakterzügen; Teufel zu schildern, wäre psychologisch unwahr und unpoetisch gewesen; selbst der zum Dieb und Mörder werdende Veitel Itzig weint Thränen, als er durch den Eigennutz seines Lehrers in der Schurkerei um das bißchen warme Gefühl gebracht wird, das er für ihn gehegt hatte, er denkt an seine alte Mutter, die ihn mahnte, ehrlich zu bleiben, er empfindet nach dem Morde Gewissensbisse, die sich zu Visionen steigern. Auch Ehrenthal ist nicht ohne gute Eigenschaften, er besitzt viel Familiensinn, eine fast abgöttische Liebe zu seinem Sohne und eine gewisse natürliche Freundlichkeit, er meint es selbst mit seinem Opfer noch gut. Aber das sind nur vereinzelte helle Schattie-

rungen auf einem tief dunkeln Gemälde. Der eigentliche Kern aller dieser Geschäftsleute ist rücksichtslose Habgier, Geriebenheit und eine Gewissenlosigkeit, die eigentlich vor nichts zurückschreckt. Das leitende Geschäftsprinzip ist nicht langsame Arbeit, sondern rascher Gewinn durch Spekulation. Nach außen bilden diese Menschen einen Ring, sind sie als eine Bande organisiert, die ihre Opfer aufjagt, umstellt und sich gegenseitig ins Garn treibt; der eine spielt dabei den Macher, der andere den Treiber, der dritte den Scheucher u. s. w. Unter ihnen selbst aber herrscht trotz dieser edlen Gemeinschaft der grimmigste Geschäftsneid und der unbarmherzigste Konkurrenzkampf. Der Angestellte sieht in dem Prinzipal seinen natürlichen Gegner; er steigt, indem er ihn unter die Füße tritt, während in dem soliden bürgerlichen Kaufhaus zwischen Herrn und Diener das altgermanische Verhältnis unverbrüchlicher Treue und Hingabe besteht; will doch Herr Pix, als er sich selbständig macht, mit seinem ehemaligen Prinzipal bloß in Pferdehaaren konkurrieren, um ihn nicht in wichtigen Artikeln durch die in seinem Geschäft erworbene Kenntnis zu schädigen. Den angefaulten und innerlich ausgehöhlten Adel überwuchern die Ehrenthale, Pinkus, Itzige wie Schlingpflanzen einen morschen Baum, aber ihr Ziel erreichen sie trotzdem nicht. Das ehrenhafte und sittlich gesunde Bürgertum tritt ihnen entgegen und entreißt ihnen die schon umklammerte Beute. In Anton und Itzig treten zuletzt die Vertreter dieser beiden sittlichen und geschäftlichen Gegensätze in einer höchst bezeichnenden Kampfesscene Auge in Auge einander gegenüber.

Nur ein jüdischer Mann hält sich fern von aller Unehrenhaftigkeit, ja von dem Geschäftsleben überhaupt. Bernhard Ehrenthal vertritt diejenigen unter seinen Stammesgenossen, welche voll lebendiger Liebe zur Wissenschaft und in uneigennützigem Streben nach Erkenntnis sich mit Widerwillen von allem unlauteren Treiben, selbst wenn es ihnen in der eigenen Familie entgegenträte, abwenden, das Böse, soweit es in ihrer Macht steht, wieder gut zu machen und „ihre Herzen und Geister völlig in unser Volkstum einzuschließen“ streben; diese sind es, welche Freytag in einem Aufsatze in den Grenzboten von 1869 als „werte Bundesgenossen nach guten Zielen“ in Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst bezeichnet. Bernhards zart-

empfindende, ausschließlich im Reiche des Schönen lebende Seele ist an einen schwächlichen Körper gefesselt. Der gewaltigen Leidenschaft, die bei dem Begegnis mit Lenore über ihn kommt, und den furchtbaren Entdeckungen, die er über das heimliche Treiben um ihn her auf dem Krankenbette macht, ist seine Seele nicht gewachsen; sie fährt aus der dunkeln, trüben und unlauteren Atmosphäre, die sie hienieden umgab, hinauf „zur Sonne", ein Tod, der uns mit tiefem Mitleid erfüllt und doch andrerseits wie eine Erlösung von hoffnungsloser Zwiespältigkeit und unheilbarem inneren Wehe erscheint.

Zwei Feinde also sind es, welche der Roman dem deutschen Volke in kräftigen, lebenswahren Bildern vorführt: ein äußerer, die Slawen, welche das deutsche Wesen am liebsten mit Sensen und Flinten ausrotten möchten, und ein innerer, der Geist rücksichtsloser Gewinnsucht und gewissenloser Geschäftsschlauheit, der die produktiven Stände um das Ihrige zu bringen sucht. Eine nachdrückliche Mahnung ist es, die der Dichter an uns ergehen läßt, gegen beide Mächte auf der Wacht zu bleiben. Wir fühlen alle, daß trotz Ansiedlungs- und Wuchergesetz diese beiden Kämpfe noch lange nicht ausgefochten, diese beiden Gefahren noch lange nicht überwunden sind. Es will uns vielmehr bedünken, als seien sie in den letzten Jahrzehnten eher gewachsen als vermindert. Darum hat „Soll und Haben", obwohl vor fünfundvierzig Jahren geschrieben, noch heute für jeden nachdenklichen Leser ein tiefgehendes Gegenwarts- und Wirklichkeitsinteresse.

Eine andere Gefahr, welche aus einer tief in unserem Volksgeiste wurzelnden Untugend fließt, die Gefahr, uns selbst in anderen Nationen zu verlieren und unser bestes Teil vor fremdem Wesen über Gebühr gering zu schätzen, stellt uns Herr von Fink vor Augen. Dieser fühlt sich in Amerika mehr in seinem Element als in Deutschland und ist geneigt, das rücksichtslos-energische, verstandeskühle Yankeetum, welches als gültigen Maßstab für den Wert der Dinge allein den Dollar anerkennt, höher zu schätzen als die vermeintliche deutsche Gefühls- und Gemütssimpelei, die sich an verrotteten Plunder hängt und „ihre ganze Umgebung mit Gemütlichkeit überspinnt wie mit Spinnweben". Seinen Mangel an Heimatgefühl sucht er auch Anton einzuimpfen und ihn hinüberzuziehen über das

Meer, dahin, wo das große, mächtige Leben pulsiert. Es ist das deutsche Weltbürgertum, die Neigung zur Fremde, die Überschätzung alles Ausländischen, die hier verkörpert uns entgegentritt. Aber Fink bleibt nicht bei dieser Gesinnung. „In dem Gewühl da drüben habe ich erst recht deutlich empfunden, daß ihr auch hier etwas wert seid," sagt er nach seiner Rückkehr zu dem Freunde. Welcher Fortschritt gegen „die Valentine"! Saalfeld ist „drüben" zum Amerikaner geworden und thut sich etwas darauf zu gute, es zu sein; Amerika ist und bleibt „das Land seiner Wahl". Fink erkennt in der Fremde, wie tüchtig und liebenswert das deutsche Wesen ist; aus dem heimatlosen Kosmopoliten wird durch den Freund und die Geliebte ein ganzer deutscher Mann, dessen stahlharte Willenskraft und unvergleichliche Geistesklarheit dem Vaterlande zu gute kommt. Aus seinem Hause wird hervorgehen „ein neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, ein Geschlecht von Kolonisten und Eroberern". Diese innere Wandlung Finks ist zu einer Weissagung geworden. Denn das deutsche Volk hat im letzten Menschenalter dieselbe Wandlung durchgemacht. Aus der Weltbürgerei heraus sind wir immer mehr zu einer kräftigen nationalen Gesinnung emporgewachsen; wir haben den Glauben an deutsche Art und deutsches Wesen wiedererlangt und den festen Willen gewonnen, unserer Sprache und unserer Nationalität unter den Völkern der Erde Raum zur Entfaltung zu schaffen, damit sie nicht verkümmern unter den andern.

Da der Roman vor nahezu einem halben Jahrhundert geschrieben worden ist, so muten uns die geschilderten Zustände bei der Schnelllebigkeit unserer Zeit natürlich hier und da schon etwas veraltet an. Hand- und Spanndienste der Bauern giebt es nicht mehr. In den Engrosgeschäften werden die Waren heutzutage wohl nur zum kleinsten Teil vorrätig gehalten; aus den Warenlagern sind Speditionsgeschäfte geworden, wogegen die Versandgeschäfte und die großen, für den Kleinverkehr bestimmten Bazars zu Warenhäusern geworden sind. Die Angestellten großer Firmen wohnen und speisen nicht mehr im Hause und am Tische des Prinzipals; ein derartig patriarchalisches Zusammenleben wäre heutzutage beiden Teilen unbequem. Vor allem aber ist der Arbeiterstand in unserer Zeit ein gänzlich anderer geworden, als ihn Freytag schildert. Bei ihm existiert

das, was wir die soziale Frage nennen, noch nicht von fern, das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber ist vielmehr so ideal wie nur möglich. Die Arbeiter des Geschäfts, vertreten durch das Korps der Auflader, sind ohne jedes Klassenbewußtsein, daher altmodisch treu und anhänglich und nicht sowohl auf den eigenen Verdienst als auf das Gedeihen der Firma bedacht, daneben von einer Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit gegenüber den höheren Ständen, welche unter Umständen gemißbraucht wird. Allerdings schildert Freytag auch nur ein gut bezahltes Elitekorps der Arbeiterschaft, gleichsam eine aristokratische Kaste, welche etwas auf sich hält, ihre Ersparnisse in riesigen eisernen Truhen sammelt — Sparkassen giebt es auch noch nicht — und dem Bürgerstande sehr nahe steht. „Soll und Haben" war für seine Zeit der soziale Roman an sich, für unsere Zeit muß ein solcher erst noch geschrieben werden. Das thut indessen der Teilnahme des Lesers sicher nur in Ausnahmefällen Abbruch; hört man doch von der „sozialen Frage" im heutigen Sinne schon im Leben und in den Zeitungen übergenug. Der Roman kann weder, noch braucht er ein Bild des gesamten Kulturlebens der Gegenwart zu entrollen.

Ein fernerer — und nicht der geringste — Grund, warum der Roman so gefällt, ist sicher der, daß seinen Personen sich Leben und Schicksal nach dem Maße ihrer Gesinnung und ihres Handelns gestalten. Heil und Unheil wird nicht nach blindem Ungefähr Guten und Bösen wahllos zu teil, sondern ein jeder erntet, wie er gesäet hat. Die Sünde wird durch die Sünde gestraft, und auch der Gute muß für die Irrtümer büßen, in die er verfällt. Es gilt heutzutage in der Ästhetik als aufgeklärt und modern, über diese sogenannte „poetische Gerechtigkeit" zu spotten als über einen altfränkischen Hausrat aus der poetischen Rumpelkammer einer vergangenen Zeit. Man citiert das Schillersche Wort von der Tugend, die sich zu Tisch setzt, wenn sich das Laster erbricht; man weist darauf hin, daß es ja häufig im Leben ganz anders komme, und daß das Dichtwerk doch ein Abbild des Lebens sein solle.

Aber die ästhetische Kritik mag reden, was sie will, es bleibt ein unausrottbares Bedürfnis des menschlichen Herzens, in der Dichtung wenigstens „einen Schattenriß von dem großen Ganzen des ewigen Schöpfers" zu bewundern und zu lieben, hier

wenigstens die Weisheit und Gerechtigkeit zu finden, welche die Geschichte und das Leben, scheinbar wenigstens, so oft vermissen lassen. Unser Gemüt und unser sittliches Gefühl verlangen gebieterisch, daß dem Guten Segen und Heil, dem Bösen Verderben und Unheil zu teil werde. „Irrational erscheint das Leben, die Kunst soll keine Brüche geben.“ Der Dichter, welcher in mißverstandenem Streben nach Realistik oder Naturalistik diesem unzerstörbaren Bedürfnis des menschlichen Herzens ins Gesicht schlägt, der wird zwar durch glänzende Begabung einen augenblicklichen Erfolg erlangen können, aber nie eine bleibende Befriedigung, eine dauernde gemütliche Hingabe des Lesers erreichen; denn in der innersten Herzensgrube würde sich trotz aller kühlen Erwägungen etwas gegen solche Zumutungen empören. Man setze nur den Fall, daß Itzig am Schlusse triumphierte, daß Anton und Fink samt den Rothsattels zu Grunde gingen, daß Lenore und Sabine sich in einsamem Herzweh verzehrten! Wer möchte an solcher Geschichte auf die Dauer Gefallen finden? So aber legen wir das Buch mit dem dankbaren Gefühl, daß es noch eine sittliche Weltordnung giebt, und daß „dem Thäter das Leid gebührt“, aus der Hand.

Außer diesem strengen Ernst des sittlichen Gesetzes verklärt endlich ein wahrhaft herzerquickender Humor die Erzählung. Heitere und launige Scenen wechseln nach Shakspearischer Art mit ernsten, ja düsteren, und die durch diese stark erregte und gespannte Seele wird durch jene in wohlthuender Weise beruhigt und entlastet. Als Vorbild mögen dem Dichter in dieser, wie vielleicht in anderen Beziehungen die Romane des Engländers Dickens gedient haben, von denen David Copperfield kurz vor der Abfassung von „Soll und Haben“ herausgekommen war. Wie hoch Freytag diesen Schriftsteller schätzte, beweist der „Dank für Charles Dickens“, den er 1870 kurz vor Ausbruch des Krieges in den Grenzboten veröffentlichte. Er rühmt darin „die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, den wackeren Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtet“, er rühmt bezeichnenderweise die „gewaltigen Schilderungen von Schuld und Strafe, von menschlichen Thorheiten und Lastern, von dem innern Verderb, den diese in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Missethat selbst in die Verbrecher geführt wird.“

Wie bei Dickens, so erscheint auch bei Freytag der Humor in allen Graden von leiser Schalkhaftigkeit bis zu derber Komik; er tritt zu Tage sowohl in den Reden einzelner Personen, z. B. des geistreichen Fink, als auch in der Darstellung ihres ganzen Gehabens und Gebarens. Man denke an Schmeie Tinkeles mit den Locken, Pix mit dem Pinsel, Specht mit dem Kürbis, an die jungen Mädchen in der Tanzstunde, an Ehrenthal als Mann der guten Gesellschaft, an die jüdische Hochzeitsgesellschaft u. s. w. Kaum je wird dieser Humor gesucht oder aufdringlich, nur die kolossale Riesenhaftigkeit und Gutmütigkeit der Auflader, der ewig wiederkehrende Goliat und Zwerg, das Verschlafen des kritischen Tages hat vielleicht etwas Gesuchtes und Übertriebenes. Diese humoristische Ader steht im engsten Zusammenhang mit der Meisterschaft Freytags in der Kleinmalerei und einer gewissen Neigung zu poetischer Beseelung von Tieren und Gegenständen; die Sperlinge auf den alten Weiden, der Hase und die Krähe bei der Schlittenfahrt, die gelbe Katze auf dem Tische greifen jedes in seiner Weise teilnehmend oder leise warnend in die Handlung ein, und ein alter Volksglaube wird verwertet, um allerhand Haus- und Wichtelgeister des Nachts ihren gemütvollen Spuk treiben zu lassen.

Auch abgesehen von dem ersten Kapitel, welches die Vorgeschichte erzählt, umfaßt der Roman einen Zeitraum von vielen Jahren. Der Held wird vor unsern Augen aus einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling zum fertigen Manne. Dennoch ist die Darstellung durchaus stätig und verläuft ohne eigentlichen Sprung, d. h. der Leser braucht nie — wie bei vielen Schriftstellern und noch mehr Schriftstellerinnen beliebte Mode ist — plötzlich eine Anzahl Jahre zu überspringen. Freytag unterläßt es nie, die Perioden, über die er schneller hinwegeilt, in allgemeinen Zügen zu charakterisieren, so daß der Faden nie abreißt. Dagegen wechselt er nicht selten innerhalb desselben Kapitels den Schauplatz und die Personen. Ein solches Kapitel zerfällt dann in kürzere, durch Striche getrennte Abschnitte. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Zerstückelung, auch wenn dem Kapitel eine gewisse innere Einheit nicht fehlt, dennoch leicht etwas Störendes hat. Daher hat — um dies hier gleich vorwegzunehmen — Freytag in dem späteren Romane nach strafferer Zusammenfassung der einzelnen Kapitel gestrebt. Es

fehlt auch in der „Verlorenen Handschrift“ nicht an Schauplatz- und Personenwechsel innerhalb desselben Kapitels, aber trennende Striche finden sich nur noch ausnahmsweise (II, 8), und — was die Hauptsache ist — jedes Kapitel ist durch eine kurze Überschrift charakterisiert und schon dadurch zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt.

Allgemeine Betrachtungen und Gespräche über allgemeine Verhältnisse kommen in „Soll und Haben“ noch fast gar nicht vor; nur die lange Ansprache an den verständigen und an den unverständigen Landwirt im vierten Kapitel des dritten Buches und das Gespräch zwischen Anton und Fink über das Wesen des preußischen Staates und die Wirksamkeit der Hohenzollern — noch dazu in der Stunde des ersten Wiedersehens nach mehrjähriger Trennung — wären hier zu nennen. Die Abwesenheit solcher Einschiebsel gereicht dem Roman ebenfalls zum Vorteil, weil sie trotz der schönen Gedanken und geistreichen Wendungen, die sie enthalten, den Fortgang der Erzählung hemmen und deshalb den Leser langweilen. Später ist Freytag in dieser Beziehung weniger enthaltsam gewesen.

Der Gang der Handlung ist überall sorgfältig motiviert und kunstvoll verflochten, auf Kommendes wird gern durch kleine Züge vorher hingedeutet, auf Geschehenes zurückgewiesen; erst bei wiederholtem Lesen bemerkt man, wie fein das ganze Werk ciseliert und ineinandergefügt ist.

Die Darstellung ist bei aller Fülle doch von jeder unnötigen Breite weit entfernt. Bei den geschäftlichen Vorfällen hätte sie, da die Leser solcher Dinge doch zumeist wenig kundig sind, vielleicht etwas ausführlicher sein können. Der Diebstahl der Hypothek in Ehrenthals Hause ist der erste der in späteren Werken häufiger werdenden Fälle, wo Freytag eine wichtige Begebenheit hinter die Coulissen verlegt und nur aus einzelnen Andeutungen ihren Verlauf und ihre Bedeutung erraten läßt; deshalb bleibt dabei vielleicht manchem Leser manches dunkel. Der Stil ist im einzelnen musterhaft und auch im allgemeinen noch frei von gewissen Lieblingsausdrücken der späteren Zeit, wie „mißfarbig“, „fahren“ auch vom Bach, vom Wind und von ähnlichen Dingen, „mir ist lieb“, „ist's ihnen recht“, „sich behaupten“, „mahnen“, „nicht loben“.

„Soll und Haben“ ist nicht nur ein Unterhaltungsbuch von

edelster Art und eine Dichtung von bleibendem Werte, sondern für die Jahre seiner Entstehung war die Abfassung des Romans geradezu einer nationalen That gleich zu achten. An einem schönen Maiabend des Jahres 1853 — so berichtet der Dichter in der Widmung an Herzog Ernst — stand er eines Abends neben dem herzoglichen Paare oben auf dem Kallenberg. Er trug sich schon innerlich mit dem Plane des Buches. Da fing der Herzog an zu sprechen von der Mutlosigkeit und müden Abspannung der Nation und von dem Berufe der Dichter, gerade in solcher Zeit dem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit zur Freude und Erhebung vorzuhalten. Das waren goldene Worte, und sie fielen auf einen fruchtbaren Boden. Freytag wollte ein Werk schaffen, zwar nicht ohne praktische, nationale Tendenz, aber so, daß die dichterische Idee und die freie Laune von jener nicht überwuchert würde, ein Werk ferner voll innerer Wahrheit, aber ohne sklavische Nachahmung der Wirklichkeit. Beides ist ihm vollkommen gelungen. Die zu Grunde liegende Tendenz drängt sich nicht in unkünstlerischer Weise in den Vordergrund, die Charaktere haben etwas Typisches, sind aber nicht zu Typen erstarrt, sondern zu vollen Menschen ausgestaltet, die Begebenheiten und Schilderungen spiegeln das Leben, wie es ist, wieder und geben doch nicht den rohen, sondern den idealisierten, d. h. den künstlerisch zubereiteten Stoff, die Handlung selbst hat nichts Phantastisches oder nur Außergewöhnliches, sie ist alltäglich und doch durch die Persönlichkeit des Dichters und den Geist, den er ihr einzuhauchen gewußt hat, geadelt. Tausende von Deutschen haben sich in trüber Zeit an dem Dichtwerke gekräftigt und aufgerichtet, aber auch in den hellen Zeiten, die auf jene dunkeln Jahre folgten, ist es ein Lieblingsbuch der Deutschen geblieben bis auf den heutigen Tag, weil es ein Spiegel ist der Tüchtigkeit des deutschen Volkes, der Tüchtigkeit, durch die wir schließlich das geworden sind, was der Dichter mit allen Fasern seiner Seele ersehnte.

## X. Die Fabier und Theoretisches zum Drama.

So überraschend und unberechenbar wie Freytag ist in unserer Litteratur kaum ein anderer Schriftsteller gewesen. Eben hatte er mit den „Journalisten“ den schönsten Bühnen-

erfolg errungen, da wendet er sich der erzählenden Gattung der Poesie zu, um auch in dieser sofort das höchste Ziel zu erreichen. Man hätte nun meinen sollen, daß er bei dem Romane, für den er soeben eine so glänzende Begabung gezeigt hatte, verbliebe, jedoch in jähem Wechsel sprang er zum Drama zurück, aber nicht zu dem Drama der Gegenwart, welches er seit der „Valentine“ angebaut hatte, auch nicht zum Lustspiel, sondern zu einem Stücke aus grauer Vergangenheit und zu einem Trauerspiele von schwerstem Kaliber. Er schrieb im Sommer 1858 seine „Fabier“. Wie ist er darauf gekommen?

Wie aus Aufsätzen hervorgeht, die er in diesen Jahren geschrieben hat, beschäftigte ihn unausgesetzt die Theorie der dramatischen und der schauspielerischen Kunst. Dabei konnte er die Tragödie nicht zur Seite liegen lassen und beurteilte z. B. im Jahre 1855 eingehend Halms „Fechter von Ravenna“ und den tragischen Virtuosen Bogumil Dawison. Da lag es ihm denn nahe, sich selbst einmal an dieser höchsten Aufgabe des dramatischen Dichters und des Dichters überhaupt zu versuchen. Nun waren ihm aber durch den Verkehr mit seinem Freund Mommsen und durch dessen rasch aufeinanderfolgende Schriften die Zustände und Menschen des alten Rom nahe gebracht worden, und seine Phantasie formte alsbald aus den ihm gewordenen historischen Erkenntnissen lebendige Bilder von Menschen und Verhältnissen. So entwickelte sich in seinem Geiste das altrömische Trauerspiel.

Nicht etwa, daß er es — wie man wohl gemeint hat — nur als akademisches Musterstück gedacht und gedichtet hätte; er war vielmehr mit solcher Begeisterung dabei, daß sich ihm beim Erfinden und Schaffen förmlich das Haar auf dem Haupte sträubte. Zugleich verfolgte er mit dem neuen Werke eine Art von erziehlichem Zweck für die Schauspieler. Diesen wollte er das Höchste zumuten, und zwar in einer so schmucklosen Verssprache, daß sie mit bloßem schwungvollem Vortrage, wie er bei den Schillerschen Stücken allenfalls genügte, nichts erreichen könnten; sie sollten gezwungen werden, in jedem Augenblicke selbst zu erfinden, um den Anforderungen des Dichters gerecht zu werden. Auch eine scenische Neuerung wollte er einführen, nämlich einen großen Treppenbau im Hintergrunde der Bühne, auf

dem sich größere Menschenmassen so verteilen ließen, daß sie sich nicht deckten.

„Die Fabier“ wurden im Frühjahr 1859 gedruckt und erschienen, abweichend von den früheren Stücken, auch gleich im Buchhandel. Das Trauerspiel erhielt zwar den Schillerpreis, aber nicht die Ehre der Höchstschätzung; deshalb lehnte der Dichter mit Recht auch das Geld ab. Es wurde verschiedene Male an einigen Bühnen aufgeführt, erlangte aber nirgends mehr als einen Achtungserfolg und ist seitdem, wie der Verfasser selbst voraussah, Buchdrama geblieben. An hinreißenden Schönheiten, an packenden Scenen, an tragischer Wucht fehlt es ihm keineswegs, namentlich der dritte und vierte Akt sind wohlgelungen. Aber einerseits ziehen antike Stoffe heutzutage überhaupt nicht mehr. Das Publikum will etwas Modernes oder wenigstens etwas aus der deutschen Geschichte. Was ist ihm das alte Rom und der Streit zwischen Patriziern und Plebejern? Eine unangenehme Erinnerung aus der Schulzeit, weiter nichts. In der That ist die Welt, in welche uns „Die Fabier“ führen, eine unserm innersten Wesen fremde, harte und rauhe, in die wir uns nur schwer hineinversetzen können; der Kampf zwischen Vater und Sohn ist für unser Empfinden gräßlich. Man hat das Stück unserm Gesichtskreis dadurch näher zu bringen gesucht, daß man es für eine Art Allegorie erklärte, mittelst welcher der Dichter habe zeigen wollen, wohin die prinzipielle Trennung der Stände führe. Schwerlich hat der Verfasser diese Idee auch nur als Nebenabsicht gehabt. Die Verhältnisse sind von den modernen zu himmelweit verschieden.

Auf einige andere Punkte, welche der Wirkung dieses Trauerspiels erheblich Eintrag thaten, hat der Dichter selbst später aufmerksam gemacht. Die Anforderungen, welche seine Aufführung an die Schauspieler stellte, hätten nur bei einer ganz außergewöhnlichen Begabung erfüllt werden können. Ferner erfährt der Zuschauer erst spät, wer eigentlich der Held ist, und kann sich überhaupt für keine der Hauptpersonen recht von Herzen erwärmen. Endlich ringen nicht zwei, sondern drei Parteien miteinander, wodurch die Verknotung der Handlung etwas künstlich und das Interesse der Zuschauer zersplittert wird. Der Dichter erkannte, daß diese Schwäche des Baues

von seiner jahrelangen Entfernung vom Theater herrühre, daß er mehr wie ein Geschichtsschreiber als wie ein Dichter verfahren sei, indem er ein ganzes Geschlecht als den tragischen Helden setzte, was im Drama nie durchführbar ist; denn hier gestaltet sich jeder Kampf zwischen Völkern, Ständen oder Prinzipien sofort zu einem Kampfe zwischen einzelnen Personen.

So führte die Praxis den Dichter durch solche Erwägungen zur Theorie zurück. Was er früher in den „Grenzboten“ über den Aufbau und die Lebensbedingungen des ernsten Dramas geschrieben hatte, das arbeitete er jetzt nochmals durch, erweiterte es wesentlich und schuf so im Winter 1863 seine „Technik des Dramas“, eine Art dramaturgisches Handbuch, welches, ohne große, neue Gesichtspunkte aufzustellen, höchst praktisch und brauchbar alles zusammenstellt, was der Dichter bei seiner Arbeit im Auge behalten muß, wenn er ein wirksames Drama schaffen will. Das Buch hatte zugleich für seinen Verfasser einen praktischen Zweck. Es sollte ihm die Masse der jungen, Rat und Urteil suchenden Dichter vom Halse schaffen. Seit der Veröffentlichung des „Grafen Waldemar“ wurde er nämlich mit dramatischen Werken jüngerer Kollegen, die von ihm anerkannt oder belehrt zu werden wünschten, wahrhaft überschwemmt. Er war nun zwar von Natur sehr geneigt, wirkliche Talente zu fördern, und mancher junge Dichter verdankte seinem Rate oder seiner Empfehlung viel, aber dieser Überfülle von Zusendungen, von denen die meisten noch dazu wertlos waren, wäre niemand gewachsen gewesen. Er hatte es sich nun sehr schön ausgedacht, in der Folgezeit einfach auf seine „Technik“ verweisen zu können und damit die Bittenden los zu werden. Allein es kam natürlicherweise gerade umgekehrt. Denn er wurde nun gleichsam als eine Art Gesetzgeber und Richter angesehen, und die Zusendungen vermehrten sich gegen früher statt abzunehmen, und zwar pflegten die jungen Dramatiker jetzt im Begleitschreiben zu versichern, daß sie die „Technik“ gründlich studiert und ihre Weisungen sorgfältig beobachtet hätten. Leider vermochte Freytag nur selten das zuzugeben.

Vielleicht mehr noch als auf dem Gebiete der dramatischen Poesie hat „die Technik des Dramas“ auf einem andern Gebiete

Einfluß gewonnen, für welches sie ursprünglich durchaus nicht bestimmt war, auf dem des Unterrichts. Sie ist das Grundbuch geworden, aus welchem alle die unendlichen Zergliederungen, Dispositionen, ja selbst graphische Darstellungen klassischer Dramen für höhere Lehranstalten hervorgegangen sind. Sie hat in dieser Hinsicht sicher viel Gutes gewirkt, aber auch bisweilen auf einen Abweg geführt. Sie lenkte nämlich vielfach von dem eigentlich Wesentlichen, d. i. der Betrachtung des inneren Gehaltes, der Charaktere und der aus ihnen fließenden Handlungen, auf das rein Technische ab, als sollte die Schule ihre Zöglinge zur Ausübung der dramatischen Dichtkunst anleiten, sie zu zukünftigen Tragikern heranbilden, und nicht vielmehr allein freudigen Genuß anregen und teilnahmevolles Verständnis erwecken für die in den Dichterwerken dargestellten Menschenschicksale.

Auch später noch bethätigte Freytag sein warmes Interesse für das deutsche Drama und die deutsche Schauspielkunst durch mehrere kurze, aber höchst wertvolle Aufsätze. Mit ernsten Worten warnte er besonders vor der Erbauung großer, prachtvoller Theater, welche zunächst die Kunst des Schauspielers, im weiteren Verlaufe dann die des Dichters verdürben. In den gewaltigen Räumen der modernen Schauspielpaläste, welche für die Aufnahme möglichst großer Zuschauermassen bestimmt sind, entgehen dem Ohre die feinen, charakteristischen Accente des gesprochenen Wortes, dem Auge die unbedeutenden, aber um so bedeutsameren Bewegungen der Gesichtsmuskeln und Hände. Die unabläſſige Anstrengung der Stimme macht eine lebendige Modulation der Rede unmöglich, die Größe des Bühnenraums und die Entfernung vom Publikum zwingt den Darsteller zu allerhand Gewaltmitteln und vergröbernden Karikierungen, um nur die Augen der Leute auf sich zu ziehen. So verfällt rasch das sorgfältig ausgebildete, lebenswahre Spiel, wie es auf den früheren kleinen Bühnen großgezogen worden war, und nur die Mittelbühnen, welche Deutschland noch hat, z. B. in den thüringischen Residenzstädten, bewahren unsere Schauspielkunst von völliger Verwilderung und Untergehen in leidiger Manieriertheit.

Der gebildetere, anspruchsvollere Teil der Zuschauer zieht sich seitdem mehr und mehr vom Theaterbesuch zurück. An seine

Stelle tritt eine schaulustige Menge, welche wenig von der Kunst des Darstellers verlangt, um so mehr aber von der des Dekorateurs, Theaterschneiders und Maschinisten. Daher denn auch das jede wahre Kunst erstickende Überwuchern sogenannter reicher Ausstattungen, phantastischer Beleuchtungseffekte und glänzender Kostümkünsteleien. Und der Dichter? Er fühlt sich nicht mehr verstanden, die feinen Wirkungen, die er beabsichtigt, kommen nicht zur Geltung, er muß den Schauspielern in dem Suchen nach Effekten und der Vergröberung der Wirkungsmittel folgen.

Zurück also zu der kleinen Schaubühne der älteren Zeit; keine „riesenhaften, dramatischen Prachtkästen" mehr, sondern bescheidene Häuser, die nicht mehr als tausend Personen fassen und einen mäßigen Bühnenraum mit einfachen scenischen Vorrichtungen haben. Die Schauspieler würden sich in diesen zwar anfangs beengt und unheimisch vorkommen, bald aber alle Kraft daran setzen, um den nahen Zuschauern zu gefallen, und daher an Stelle unwahrer Angewöhnungen ernste Arbeit und selbständiges Schaffen setzen. Natürlich müßten solche Bühnen aristokratische Anstalten sein und ein erhöhtes Eintrittsgeld fordern. Mögen reiche Gemeinwesen daneben für Oper und Ballett noch glänzende Prunkhäuser errichten.

Leider ist dieser Warnungsruf der erfahrenen Altmeisters bisher ungehört geblieben; die Scheidung zwischen Opern- und Schauspielhäusern ist nicht beliebt worden, die Theater werden immer massiger und „großartiger", und in Anstalten wie dem „Olympiariesentheater" zu Berlin ist bereits die Folge eingetreten, welche Freytag voraussagte: das Schauspiel ist, wie in der römischen Kaiserzeit, zur Pantomime geworden, das Theater nähert sich immer mehr dem Cirkus.

## XI. Leipzig und die Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Während Freytag seine Sommer in freischaffender Muße auf dem idyllischen Landhause zu Siebleben zubrachte, lebte er im Winter als Litterat und Tagesschriftsteller „im Schatten der Bücherschränke" zu Leipzig. Er hatte eine ziemlich anspruchslose Wohnung im zweiten Stock eines Hauses der Königsstraße

inne. Dicht dabei lagen einerseits die Geschäftsräume der Grunow'schen Buchhandlung, wo die „Grenzboten" erschienen, und andererseits das Haus seines Freundes und Verlegers Salomon Hirzel. Seit den „Journalisten" stand Freytag mit ihm in geschäftlicher Verbindung, und aus der Geschäftsfreundschaft war bald eine echte menschliche Freundschaft geworden. Salomon Hirzel stammte aus demselben alten Züricher Patriziergeschlecht, dem auch der Arzt Hirzel angehörte, welcher einst die von Klopstock in der berühmten Ode besungene Fahrt auf dem Züricher See veranstaltet hatte. Er war ein kluger vornehmer Geschäftsmann von reicher Bildung, überlegenem Urteil und sarkastischer Laune. Was ihn mit Freytag vereinigte, waren die gemeinsamen litterarischen Interessen. Er war ein gründlicher Kenner der deutschen Litteratur seit dem Reformationszeitalter, ganz besonders ein enthusiastischer Verehrer Goethes. Was auf diesen Bezug hatte, sammelte er alles mit einem wahren Bienenfleiße und nicht geringen Kosten. So brachte er aus Ausgaben, Drucken, Handschriften, Briefen, Bildern und Zeichnungen die bei weitem vollständigste Goethebibliothek zusammen, welche existiert, einen kostbaren Schatz, den er bei seinem Hinscheiden im Jahre 1877 der Universitätsbibliothek zu Leipzig hinterlassen hat. Aber auch seltene Drucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert waren in seiner Bibliothek in Menge vorhanden, und diese kamen Freytag für seine Studien über Leben, Sitten und Anschauungen vergangener Zeiten wohl zu statten.

Überhaupt sammelte damals in Leipzig der ganze Kreis von Männern, in welchem Freytag verkehrte. Das mußte auch ihn anregen, die schon in Breslau begonnene Sammelthätigkeit jetzt am Mittelpunkte des antiquarischen Büchervertriebes wieder aufzunehmen. Er warf sich auf das fünfzehnte und die folgenden Jahrhunderte bis zum Beginn der klassischen Litteratur und trug eine Menge fliegender Blätter und kleiner Büchlein aus jener Zeit zusammen, welche einst dem Volke das gewesen waren, was ihm jetzt die Zeitungen sind: Mittel der Belehrung, Unterhaltung und Erheiterung. Das Leben des eigentlichen Volkes, d. h. des kleinen Mannes, wie es unter der politischen Geschichte schwer erkennbar und dunkel dahinflutet, hatte für Freytag stets einen außerordent-

lichen Reiz besessen. Die Romantik, besonders aber die aus ihrem Schoße hervorgegangene Germanistik, war den bereits von Herder und dem jungen Goethe gegebenen Anregungen weiter gefolgt. Es waren Volkslieder, Volksmärchen, Volkssagen und -Sitten gesammelt und wissenschaftlich beleuchtet worden. Freytag war von dieser Strömung mächtig ergriffen worden und hatte — wie wir gesehen haben — schon in Breslau allerhand Züge zur Geschichte des Volksgeistes aus den Chronisten des Mittelalters zu sammeln begonnen. In dieselbe Richtung trieb ihn seine politisch-liberale Gesinnung und die Wertschätzung der bürgerlichen Stände; das Volk war ihm wichtiger als die Fürsten und ihre Kabinette. Endlich hatte er eine gewisse gemütliche Anteilnahme an dem Thun und Leiden der Menschen schon aus dem Vaterhause mit in die Welt genommen. Das waren die Elemente, welche seiner Geschichtsforschung von vornherein die Richtung auf das Kulturhistorische, Volkstümliche gaben. Die Wandlungen des Volksgeistes interessierten ihn mehr als die der hohen Politik, und die Bahnen, die er einschlug, waren somit das gerade Gegenteil von der Geschichtsschreibung Rankes, welche ihn — wie er sich ausdrückte — erkältete.

Aus seiner eigenen und seiner Freunde Sammlung gewann Freytag bald eine Fülle von Einblicken in das Volksleben der Vergangenheit und eine Masse Kenntnisse über Zustände und Sitten der Vorfahren, die sich aus größeren Werken nicht gewinnen ließen. Die erste Verwertung fanden diese Studien in den „Grenzboten“, dann verwertete er zu gelegener Zeit die dort veröffentlichten Artikel und stellte sie in historischer Folge zusammen. So entstanden 1859 die Salomon Hirzel gewidmeten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, welche das Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges zum Gegenstand und die Person des großen Reformators zum Mittelpunkt hatten. Da das Buch offenbar einem Bedürfnis entgegenkam, so schrieb der Verfasser in den nächsten Jahren „Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die 1862 herauskamen und sich um Friedrich den Großen und seinen Staat gruppierten. Als dann der Verleger neue Auflagen wünschte, wurden beide Bücher unter einem Titel zusammengefaßt und der noch fehlende Anfang vorgeschoben, so daß nun

die gesamte deutsche Vergangenheit von der Römerzeit bis zum Jahre 1848 in Bildern vorlag.

Kulturgeschichtliche Werke, welche Zustände, Sitten und Gewohnheiten systematisch und bis ins einzelne hinein darstellen, werden über der ungeheuren Fülle des Stoffes leicht langweilig, Freytag vergleicht sie mit Trödelläden voller alter Kleider, denen die Menschen fehlen. Darum schaffte er die Menschen herbei, indem er sie wo möglich selbst sprechen ließ, d. h. er gab Aufzeichnungen, die aus der Vergangenheit auf uns gekommen sind, einfach wieder. Um diesen Kern gruppierte er dann seine Ausführungen und Hinweise und verstand es vorzüglich, aus den Schicksalen der einzelnen das für ihre Zeit Gemeingültige, Typische, das, was in ihnen das eigentlich Charakteristische ist, herauszuheben. Auf diese Weise erfüllte er die toten kulturgeschichtlichen Stoffmassen mit dem warmen Hauche des Lebens. Durch diese ausgiebige Benutzung alter Hauschroniken, Reisetagebücher, Briefe und Selbstbiographieen namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts hat er bahnbrechend gewirkt. Denn er bewies dadurch zuerst, welche Schätze kulturgeschichtlichen Stoffes in diesen oft unscheinbaren Aufzeichnungen aus alter Zeit enthalten sind, und die Forschung hat seitdem auf derartige Berichte und Hinterlassenschaften ein schärferes Auge gehabt als früher und immer mehr dergleichen aus dem Staube der Archive ans Tageslicht gezogen.

Freytag wollte kein gelehrtes Werk schaffen, das überließ er „den Kürassieren der Wissenschaft“; sein vierbändiges Buch sollte nur ein „bequemer Hausfreund“ für gebildete Familien werden. Daher fehlt der ganze gelehrte Apparat der Quellenangaben und Anmerkungen, der sonst derartige Werke für den gebildeten Laien so ungenießbar macht. Dadurch setzte sich Freytag zugleich in bewußten Gegensatz gegen die damalige Fachgelehrsamkeit, welche grundsätzlich nur für gelehrte Fachgenossen arbeitete und in steifer, unnahbarer Vornehmheit jede sogenannte „Popularisierung der Wissenschaft“ hochmütig ablehnte — übrigens eine spezifische Untugend deutscher Gelehrter, ein Zopf, der jetzt glücklich abgeschnitten sein dürfte. Freytag hat in seinen „Bildern“ zu dieser hochnötigen Operation einen der ersten Schnitte gethan.

Welche Fülle von Gelehrsamkeit aber trotz des leichten

und gemeinverständlichen Stils, trotz der deutschen Lettern, trotz der Abwesenheit des üblichen gelehrten Ballastes in dem Buche steckt, das ahnt der harmlose Leser gar nicht. Freytag selbst giebt nur beiläufig an, daß er für das Werk einige tausend kleiner Flugschriften durchgesehen habe. Welch ungeheure Arbeit in dem Buche niedergelegt ist, das bemerkt mit steigendem Staunen erst der Fachmann, der auf dem gleichen Gebiete thätig ist; denn der allein kann erkennen, welche Summe von Quellenforschungen oft in einem kurzen Satze, in einer hingeworfenen Bemerkung enthalten ist.

Freytag ist nicht von der Volkswirtschaft oder der Nationalökonomie aus — diese Wissenschaft war zu seiner Zeit noch nicht so bedeutsam und vielbegehrt wie heutzutage —, sondern von der Litteraturgeschichte auf die Kulturgeschichte gekommen. Darum liegen ihm die geistigen und sittlichen Zustände der Vergangenheit weit mehr am Herzen als die materiellen und wirtschaftlichen. Zwar hat er diese überall besprochen, aber nicht in den Vordergrund geschoben. Er ist frei von der materialistischen Geschichtsauffassung, daß der Mensch sei, was er esse; sein leitender Gesichtspunkt ist vielmehr der, daß der Mensch das Erbe seiner Vorfahren im guten und schlimmen Sinne mit sich herumtrage, daß in ihm seine Ahnen nachleben und nachwirken. Die fernste Vergangenheit steht ihm zu der Gegenwart in weit engerer Beziehung, als der moderne Mensch gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. „Zweitausend Jahre — sagt er — haben in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Charakter der Deutschen weit weniger geändert, als man wohl meint; es rührt und stimmt heiter, wenn wir in der Urzeit noch genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt."

Die Aufgabe, die sich Freytag gestellt hat, ist also hauptsächlich die, das Gemütsleben der Vorfahren zu schildern. Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind in erster Linie eine Geschichte der deutschen Volksseele oder — wie man es ausgedrückt hat — der deutschen Lebensideale. Mehr z. B., als was der Krieger für Waffen und Geräte trug, interessiert ihn, was für Gefühle er im Feldlager und im Gefechte hatte, welche Gedanken er sich über seinen Kriegsherrn, seinen Beruf und seine Ehre machte. Selbstverständlich sind die äußeren Zu-

stände nicht zu kurz gekommen; geben sie doch den geistigen und gemütlichen Dingen Farbe und Leben. Wir erfahren, wie es auf der altgermanischen Dorfflur, auf der Ritterburg, auf dem Marktplatz einer Stadt beim Beginn unseres Jahrhunderts ausgesehen hat, aber alle Schilderungen sind gleichsam durchgeistigt von der beständigen Beziehung auf die Seelenzustände der Menschen.

Wenn wir modernen Leser also auch vielleicht im Hinblick auf die uns peinigenden Fragen eine stärkere Hervorkehrung der wirtschaftlichen Entwicklung und der sozialen Verhältnisse wünschen möchten, so werden trotzdem auch wir die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" als die beste Kulturgeschichte, die wir bis jetzt noch haben, anerkennen.

Durch dieses Werk hat Freytag für alle Zeit eine hohe Stelle auch in der deutschen Wissenschaft errungen; der Kulturhistoriker in ihm steht dem Dichter kaum nach. Leider hat er auf dem von ihm eröffneten Wege zur Zeit noch nicht so zahlreiche Nachfolge gefunden, wie man wünschen möchte. „Auf diesem Gebiete sind noch viele Eroberungen zu machen," schrieb er noch sechs Monate vor seinem Tode an einen Freund — freilich gehört ein Eroberer von Freytags Schlag dazu, sie zu machen.

Freytags Arbeitszimmer in Leipzig, aus welchem dem Besucher in der Regel ein schier undurchdringlicher Cigarrenqualm entgegenschlug, war kein stilvoll ausgestattetes, von raffinierten Bequemlichkeiten strotzendes modernes Dichterzimmer, sondern ein kleines, schlicht eingerichtetes, bequemes Gelaß, in welchem nicht einmal die Bibliothek des Dichters vollständig Platz hatte; das Mobiliar war altmodisch-einfach, aber bequem und anheimelnd: ein Sofa, ein Tisch mit Büchern, einige Polsterstühle, ein Pult, über welchem Bilder seines Freundes Karl Mathy und der französischen Schriftstellerin George Sand, deren Romanen er viel zu danken hatte, hingen; außerdem ein kleiner Schreibtisch am Fenster, an welchem sein Sekretär zu sitzen pflegte, der „alte Drechsler", ein hagerer, weißköpfiger Greis mit klugem, aber mürrisch dreinschauendem Gesichte, den Freytag mit rücksichtsvoller Freundlichkeit behandelte; ihm pflegte er seine Arbeiten in die Feder zu diktieren. Bis gegen zwölf Uhr pflegte er zu arbeiten und zu

diktieren, dann nahm er kurze Besuche an und ging „nach alter deutscher Sitte“ schon um halb eins zum Mittagessen. Eine längere Sprech- und Plauderstunde hielt er nachmittags in der Dämmerung zwischen fünf und sieben ab. Bei einer Cigarre



Karl Friedr. Wilh. Ludwig.

besprach er hier mit den vertrauteren Freunden, welche Zutritt zu seinem Hause hatten, die politischen, litterarischen und künstlerischen Tagesneuigkeiten. Da verkehrten außer Hirzel und den drei befreundeten Universitätsprofessoren der berühmte Physiologe Professor Ludwig, Karl Mathy, der Direktor der allgemeinen Kreditanstalt, Wachsmuth, der zweite

Bürgermeister von Leipzig, Stephani, ferner Redakteure der „Grenzboten", wie sie nebeneinander wirkten oder aufeinander-folgten, Max Jordan, Moritz Busch, Julius von Eckardt, Alfred Dove, und manches anregende und weitere Frucht bringende Wort ist in diesem engeren Kreise gesprochen. Auch die häusliche Geselligkeit seines Verkehrskreises rühmt Freytag als einfach und ehrbar. Bei den gegenseitigen Einladungen gab es einen, höchstens zwei Gänge und keinen teuern Wein. Er beklagt, daß das gesellige Leben in Deutschland jetzt so viel üppiger, kostspieliger und anspruchsvoller geworden sei, selbst in Kreisen, welche vielmehr zur Pflege des Geistes berufen seien, z. B. bei den Gelehrten und Professoren, die durch das üppige Gesellschaftsleben und die opulenten Soupers sogar in ihrer Arbeit vielfach gehemmt würden.

Zweimal wöchentlich, am Dienstag und Freitag, ging er dann um sieben Uhr in die Kitzinggesellschaft, so genannt von dem bekannten großen Bierlokale in Leipzig, wo sich dieser weitere Kreis seit den fünfziger Jahren um ihn zu scharen pflegte. Später, in den sechziger Jahren, fanden diese Zusammenkünfte in dem engen und unbequemen Hinterzimmer eines Bierhauses der Wintergartenstraße statt, die Gesellschaft behielt indessen ihren alten Namen bei. Freytag bezeichnet es einmal als einen üblen Brauch, wenn der Mann den Abend im Klub oder in der Restauration verlebt. Demgemäß trennte man sich schon um acht Uhr wieder, um zum Abendessen zu gehn. Die Personen, welche an der Tafelrunde teilnahmen, wechselten natürlich, die Tafelrunde selbst blieb. Außer den näheren Freunden Freytags, die wir schon kennen, verkehrten hier noch andere Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens, Buchhändler, Kaufleute, wohlhabende Bürger der Pleißestadt, auch jüngere Gelehrte und Juristen, denen ihre Zugehörigkeit zum „Kitzing" von den damals noch partikularistisch und preußenfeindlich gesinnten Staatsbehörden vielfach verübelt wurde. Diese jüngeren Männer blieben auch wohl noch nach acht Uhr eine Weile zusammen, um die empfangenen Eindrücke zu besprechen.

Der beherrschende Mittelpunkt des Kreises war Freytag, nicht als ob er diese Herrschaft erstrebt hätte, aber es machte sich von selbst, daß er in der Hauptsache das Wort führte und

die andern ihm, als dem überlegenen Geiste, zuhörten. Daß in dem wundervollen Jahrzehnt, in welchem der schwächliche Staatenbund sich zum starken deutschen Bundesstaat entwickelte, welches an plötzlichen Wendungen, gefährlichen Krisen, äußeren



Gustav Freytag.
Nach einem Holzschnitt der Illustrierten Zeitung i. J. 1856.

und inneren Kämpfen so reich war, die Politik den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete, wird keinen Wunder nehmen. Aber niemand von den um Freytag Versammelten betrieb die Politik als Geschäft, niemand war mit seinen persönlichen Interessen am Gange der großen Politik beteiligt,

niemand war auf irgend eine Doktrin eingeschworen, sondern ein jeder schöpfte aus seiner eigenen Lebenserfahrung sein Urteil über die politischen Dinge; das hielt die oft sehr lebhaften Debatten dieses Kreises fern von verbissener Zänkerei und leidenschaftlicher Rechthaberei; das Politisieren konnte bei Männern dieses Schlages, bei einem Mittelpunkt, wie Freytag war, nicht zu öder Kannegießerei ausarten.

Eine vortreffliche Charakteristik des Geistes und des Tones der in stetem Fluß befindlichen und doch stets dieselbe bleibenden Tafelrunde gab Freytag selbst in den Abschiedsworten, welche er am 11. August 1863 dem neunundzwanzigjährigen Heinrich von Treitschke, den er wegen seines kräftigen, ritterlichen Wesens und seiner tapferen preußischen Gesinnung liebgewonnen hatte, bei seinem Scheiden aus dem Kreise mit auf den Weg gab. Er rühmte darin die „milde Wärme", die „einfache, unbefangene Art des Tisches", welche derselbe nicht zum kleinen Teil der Atmosphäre der wackern Stadt Leipzig verdanke, und die jedem Teilnehmer in traulicher Erinnerung bleibe. Doch seien — so führte er weiter aus — die Mitglieder der Tafelrunde nicht bloß durch den Zauber guter Kameradschaft verbunden, sondern durch das Zusammenklingen der Überzeugungen, es sei eine politische Freundschaft, welche die einzelnen verbinde, und das politische Glaubensbekenntnis sei es, welches ein jeder für den besten Inhalt seines Lebens halte, und welches die Einzelnen nicht nur in dem Kreise der Freunde, sondern, wenn es darauf ankäme, vor dem ganzen Deutschland als ehrliche und treue Gesellen vertreten würden.

Doch bevor die politischen Verhältnisse die Gelegenheit boten, das Wort wahr zu machen, hatte der Dichter seinen zweiten großen Roman vollendet, in welchem die Leipziger Gelehrten und geselligen Verhältnisse ihren poetischen Niederschlag fanden.

## XII. Die verlorene Handschrift.

Moritz Haupt hatte einst im vertrauten Gespräch mit Freytag den Plan ausgesponnen, die Reste einer Klosterbibliothek, welche in einer kleinen westfälischen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses liegen sollten, zu durchforschen, weil darunter leicht eine verlorene Handschrift des Livius stecken

könne. Der Besitzer sollte ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann sein. Die Freunde wollten den alten Herren rühren, verführen, nötigenfalls unter den Tisch trinken und kosteten das Vergnügen, den schon so dicken Livius noch dicker zu machen, recht gewissenhaft zum voraus durch. Aus der Entdeckungsreise wurde nichts, aber der Gedanke bildete den Fruchtknoten, aus dem der Roman „Die verlorene Handschrift" sich entwickelte, welcher im Herbst 1864 erschien. Er beginnt mit einem Gespräch, ähnlich dem wirklich gehaltenen.

Der Professor der klassischen Philologie, Felix Werner, hat eine alte Notiz gefunden, daß der letzte Mönch des Klosters Rossau eine Handschrift des Tacitus in dem seinem Kloster benachbarten Hause Bielstein zur Schwedenzeit samt anderem Klostergut „deponiert" habe. Er bespricht den Wert dieser Nachricht eingehend mit seinem Freunde, dem Privatgelehrten und Dr. phil. Fritz Hahn. Beide machen sich zur Entdeckung und Hebung des Schatzes auf den Weg. Sie langen im Hause Bielstein an, werden von dem Gutsherrn Bauer anfangs unfreundlich empfangen, gewinnen aber bald durch ihr festes und ehrliches Auftreten sein Vertrauen. Die Handschrift zwar findet sich nicht; dafür heiratet aber der Professor die Tochter „vom Stein", die schöne Ilse, wie weiland Saul, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und dabei ein Königreich fand. Die junge Frau wird nun in die große Stadt verpflanzt und gerät in dem neuen, ihr gänzlich fremden Leben in innere Kämpfe und Zwiespalt mit sich selbst, aus dem sie sich, von der Hand ihres Gatten geleitet, allmählich herauszuarbeiten im Begriff ist.

Da erscheint der Erbprinz ihres Heimatlandes samt seinem kammerherrlichen Mentor, um sich auf Befehl seines Vaters in der Universitätsstadt eine Art höherer Bildung anzueignen. Ilse tritt ihrem Landsmann, dem zukünftigen Landesherrn ihres Vaters, dessen trübseliges, gebundenes Wesen ihr nach kurzer Zeit Mitleid einzuflößen beginnt, menschlich näher und wird ihm eine treue und teilnehmende Beraterin. Bei einem unangenehmen Ehrenhandel, in welchen der Prinz zufällig geraten ist, kräftigt sie den ihm innewohnenden gesunden Kern so, daß er mit männlichem Entschluß den angebotenen Stellvertreter verwirft und das Duell heimlich selbst abmacht. Von nun an

hängt er an ihr mit dem schwärmerischen Enthusiasmus einer unverdorbenen, zartfühlenden Jugend.

Indessen tritt hinter dem Prinzen bald dessen Vater, der regierende Fürst, hervor. Dieser war schon früher, gerade als der Professor zum erstenmal auf dem Bielstein weilte, gelegentlich einer Jagdpartie dort eingekehrt. Er hatte mit dem Professor das übliche, fürstlich-anständige Gespräch angeknüpft und an dem geschlossenen und klugen Auftreten des Gelehrten ein gewisses Wohlgefallen gefunden. Noch mehr freilich an der hohen Gestalt und dem blonden Haar der schönen Ilse. Jetzt läßt er mit einem Male an den Professor die Aufforderung ergehen, sein nicht unbedeutendes Antikenkabinett zu ordnen, und verspricht ihm zugleich allen möglichen Vorschub, wenn er etwa in seinem Lande auf die verlorene Handschrift fahnden wolle.

Diese Aussicht bewegt den Professor, dem fürstlichen Rufe zu folgen. Seine Frau begleitet ihn in die Residenz, und das Ehepaar wird in einem Pavillon des Parkes einlogiert, in welchem schon früher „fürstliche Amoretten" gewohnt haben. Während der Professor sucht und forscht, seine Seele immer ausschließlicher auf die alte Handschrift richtet und dabei die Neigung der Prinzessin, der verwitweten Tochter des Fürsten, gewinnt, zieht der Fürst mit sicherer und erfahrener Hand das Netz über dem Haupt der schönen Ilse zusammen. Diese ahnt das drohende Verderben und beschwört ihren Gatten, der in einem Lustschlosse der Prinzessin mit dieser gemeinsam nach der Handschrift suchen will, sie „nur diesen einen Tag nicht zu verlassen". Er thut es dennoch, von dem gaukelnden Phantom bethört, das ihm den Sinn berückt. An diesem Tage hat sich „zufällig" das dienende Mädchen von Ilse beurlauben lassen, und der Fürst wagt nun den Panthersprung gegen das Reh. Er erscheint, um zu hören, „wie sie die Einsamkeit erträgt" und erklärt ihr im Laufe des Gesprächs unverblümt seine Liebe. Sie weist ihn entrüstet ab, muß jedoch gleich nach seinem Weggange merken, daß sie von Aufpassern umgeben ist. Ihr Versuch, durch ihren Diener einen Wagen in der Stadt zu erhalten, scheitert. Die Flucht gelingt nur mit Hilfe ihres Leipziger Hauswirtes, des Herrn Hummel, der gerade zur guten Stunde erscheint, sie mit List herausschafft und selbst an ihrer Stelle zurückbleibt; sie flieht zu ihrem Vater. In der Nacht dringt

dann der Fürst durch einen verborgenen Gang und eine heimliche Spiegelthür in ihr Gemach, trifft aber statt ihrer nur den wackeren Hutfabrikanten.

Der Professor glaubt inzwischen im Schlosse der Prinzessin Bruchstücke der gesuchten Handschrift gefunden zu haben. Die von ihm entdeckten Pergamentblätter sind indessen nur eine Fälschung seines Hilfsarbeiters, des Magisters Knips, veranlaßt von dem Fürsten selbst, der durch diesen plumpen Köder den Gelehrten und durch ihn wieder sein Weib bei sich festhalten wollte. Am andern Tage fährt der Fürst, durch seine unbefriedigte Leidenschaft fast zur Raserei gebracht, in das Lustschloß hinüber und wagt hier einen heimtückischen Mordversuch gegen den Gelehrten, der nun schleunigst in die Residenz zurückeilt, dort die Flucht seiner Gattin erfährt und ihr alsbald nachreist.

Auf dem Bielstein strömen dann zum Schluß alle Personen des Romanes zusammen. Der Fürst, der, von blinder Leidenschaft bethört, ebenfalls dorthin fährt, stürzt beim Passieren der zum Bielstein führenden Brücke in den hochangeschwollenen Bach, wird von dem Landwirt gerettet und ins Haus gebracht, ist aber unheilbarer Krankheit verfallen. Der Erbprinz, der „um die Landwirtschaft zu lernen“ schon längere Zeit in der Nähe weilt und eben von Ilse Abschied genommen hat, ist seinem Vater nachgesprungen und von Herrn Hummel herausgezogen worden. Ilse flüchtet selbst vor dem nunmehr ungefährlichen Feinde in die Grotte, wo ihr ihr Mann zuerst näher getreten war. Dieser sucht und findet sie dort wieder. Die Neuvereinigten müssen, durch das Wasser von dem Gute abgeschnitten, die Nacht in der Höhle zubringen. Am Morgen wühlt hinter ihnen der Hund des Herrn Hummel zwar nicht die Handschrift selbst, aber ihren elfenbeinernen Deckel auf.

Auch Hummels Tochter Laura findet sich mit ihrem geliebten Fritz Hahn auf dem Bielstein ein, und der Roman dieses Paares, der die Haupterzählung als heiteres Gegenbild begleitet hatte, findet hier ebenfalls seinen befriedigenden Abschluß. Ein Jahr später findet eine fröhliche Doppeltaufe statt.

Auch dieser Roman wurzelt durchaus in Selbsterlebtem. Die Universitätsprofessoren und das akademische Leben und Treiben hatte Freytag gründlich in Breslau und Leipzig kennen gelernt. In der entschiedenen, unnachsichtlichen Strenge Pro-

fessor Werners erkannte sich Moritz Haupt zum guten Teile selbst wieder. Das Leben auf großen Gutshöfen war dem Dichter während seiner Ferienreisen von Berlin aus bekannt geworden; der feste und sichere, zum Herrschen und Schaffen geborene Landwirt Bauer ist der Amtsrat Koppe in Wollup (vgl. S. 37). Die „Thalstraße" ist die Rosenthalgasse in Leipzig. Freytag hatte dort kurze Zeit bei einem Strohhutfabrikanten gewohnt, neben dessen Hause sich ein Filzhutgeschäft befand. Sein Hauswirt war groß darin, seinen Garten durch immer neue Erfindungen auszuschmücken; daher die weiße Muse, die Hängelampen, das chinesische Sommerhaus. Auch die beiden Hunde, Breihahn und Speihahn, haben thatsächlich in diesem Hause gelebt und gekläfft; sie sind auch beide von böswilligen Nachbaren vergiftet worden. Breihahn starb, Speihahn blieb am Leben, wurde aber so struppig und menschenfeindlich, daß ihn sein Besitzer wieder aufs Land geben mußte.

Die Fälschungsgeschichte hatte sich im Jahre 1856 ebenfalls zu Leipzig abgespielt. Ein Grieche, Simonides, hatte 72 Palimpsestblätter einer Handschrift des Alexandriners Uranios, ägyptische Königsgeschichte enthaltend, in Leipzig dem Professor Dindorf verkauft, wie Magister Knips sein gefälschtes Tacitusblatt dem Professor Struvelius. Dindorf bot die Handschrift weiter der Berliner Akademie der Wissenschaften an, und die großen Gelehrten dieser Körperschaft ließen sich wirklich täuschen. Lepsius streckte der Akademie zum Zwecke des Ankaufs sogar die Summe von 2500 Thalern aus eigenen Mitteln vor. Unterdessen hatte in Leipzig Professor Tischendorf in kollegial-freundschaftlichem Eifer die Fälschung erkannt und sie seinem Kollegen Dindorf dargelegt. Der aber hatte nichts davon hören wollen und sich Tischendorf gegenüber so wie Struvelius Werner gegenüber benommen. Schließlich erschien Lepsius mit dem preußischen Polizeipräsidenten Stieber in Leipzig, bei Simonides wurde Haussuchung gehalten und eine Menge chemische Tinten und andere Fälschungsmittel gefunden. Simonides suchte sich herauszulügen und blieb in der That unbestraft; denn in Preußen hatte er kein Verbrechen begangen, und in Sachsen war kein Kläger wider ihn aufgestanden. Er kam daher wie Knips mit Landesverweisung und mit dem erhebenden Gefühl, die größten Gelehrten getäuscht zu haben, davon. Freytag hatte über diesen

Fall, der damals riesigen Staub aufwirbelte, einen eigenen Artikel in den Grenzboten geschrieben.

Die Charaktere sind wie in „Soll und Haben“ typisch, ohne doch lediglich Typen zu sein. Der in allen wissenschaftlichen Dingen so scharfsinnige und gelehrte, in der Welt aber so zerstreute, hilflose und unerfahrene Professor Raschke, die gelehrte Frau Flaminia Struvelius, der reiche und elegante Mediziner sind Gestalten, wie man sie an jeder deutschen Hochschule finden konnte, zum Teil noch heute finden kann, obwohl die Raschke mittlerweile so ziemlich ausgestorben sein dürften. Der Fürst zeigt die Verderbnis des älteren Geschlechtes, welches in der napoleonischen Zeit heraufgekommen ist, der Erbprinz die Wirkung der kleinstaatlichen Enge und des fürstlichen Absolutismus jener Zeit, die Prinzessin ist die mit allen Fasern ihrer Seele nach Verkehr mit bedeutenden Männern strebende geistreiche Frau, Herr Hummel der Vertreter des ehrenfesten, selbstbewußten, durch eigene Kraft emporgekommenen Bürgertums; er hat eine gewisse Verwandtschaft mit Piepenbrink, überragt ihn jedoch bei weitem; seine Tochter Laura hat in glücklicher Mischung vom rauhen Vater Willenskraft und Energie, von der zarten Mutter poetische und phantastische Neigungen geerbt. Ihr Geliebter, Fritz Hahn, anfangs ein etwas verweichlichtes Muttersöhnchen, entwickelt im Kampfe mit dem rücksichtslosen und groben Hummel sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz, durch die Liebe zu Laura wird er der Welt der bloßen Büchergelehrsamkeit entrückt und für eine praktische und wahrhaft nützliche Thätigkeit gewonnen.

Ilse, die eigentliche Heldin des Romans, ist im Kreise ihrer Geschwister ein wenig Lotte, hat aber nach des Doktors Äußerung auch ein gutes Stück von einer Thusnelda. Sie ist das zu dem Gatten liebend und glaubend aufschauende Weib, dann aber wieder die altsächsische Heldenjungfrau, welche mit funkelnden Augen dem Feind ihres Stammes Flüche ins Gesicht schleudert. In der Charakteristik, die der Dichter selbst von ihr giebt, hört man den Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sprechen: „Von all den blondhaarigen Ilsen, welche seit zwei Jahrtausenden auf dem Stein gehaust hatten, war etwas an ihr hängen geblieben, ein Stück Alraune, Methspenderin, Reiterstochter, Pietistin.“ Sie ist ein wahres,

geradsinniges, klares Gemüt, aber hinter ruhiger Milde birgt sich starke Leidenschaft. Ihr Gatte, der Professor, ist ein hochsinniger, gedankenvoller, sittlich sehr feinfühliger Gelehrter, den indessen das Bewußtsein seiner eigenen unbestechlichen Lauterkeit leicht zu übergroßer Strenge und Schärfe gegen andre verleitet; etwas Erwärmendes hat er mit seiner stets gleichgemessenen Ernsthaftigkeit, seinem völligen Mangel an Humor nicht.

Die Idee des Romans drückt Freytag selbst mit folgenden Worten aus: „In die unsträfliche Seele eines deutschen Gelehrten werden durch den Wunsch, Wertvolles für die Wissenschaft zu entdecken, gaukelnde Schatten geworfen, welche ihm die Ordnung seines Lebens stören, zuletzt durch schmerzliche Erfahrungen überwunden werden.“ Des Professors Unrecht beginnt da, wo er in der Residenz anfängt, die Fühlung mit dem innern Leben seiner Gattin zu verlieren, und vollendet sich damit, daß er ihre flehentliche Bitte: „Bleibe bei mir, mein Felix!“ kühl abschlägt, sie in ihrer fürchterlichen Unsicherheit und Angst allein in ihrem vergoldeten Käfig zurückläßt und sein unschuldiges Vögelchen den Klauen des fürstlichen Geiers preisgiebt, um mit der schönen, geistreichen Prinzessin auf einem alten Schlosse Handschriften zu suchen. „Jeder hüte sich,“ sagt der Dichter, „daß ihm seine Träume nicht die Herrenrechte des Geistes verringern;“ „auch gute Träume können abwenden von dem geraden Wege der nächsten Pflicht.“ Das geschieht hier dem Professor.

Als nachher die Hüllen, mit denen er Ohr und Auge gegen die ihn umwandelnden Gestalten abgeschlossen hatte, von seinem Haupte gerissen werden, da muß er erleben, was dem Manne die schwerste Demütigung ist. „Ich habe nicht verstanden, sie zu schützen, bei Fremden hat sie Trost gefunden, den ihr der eigene Mann weigerte; ich bin zu einem schwachen Träumer geworden, unwert der Hingabe dieses reinen Lebens.“ Diese Demütigung läutert und kräftigt ihn. Entschlossen und tapfer versucht er zuerst, mit dem Fürsten abzurechnen und ihn für die Zukunft unschädlich zu machen, dann kehrt er zu Ilse zurück, „als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung seines Weibes sucht“.

Aber auch in einer anderen Beziehung wird er gedemütigt und geläutert — und das ist eine Nebenidee des Romans.

Gegen seinen Kollegen Struvelius, der sich durch die Fälschung des Magisters hat täuschen lassen, ist er über Gebühr hart und unversöhnlich gewesen, ja selbst von einer gewissen pharisäischen Überhebung nicht frei geblieben. Er hat ihm „Unehrlichkeit der Empfindung", unmännliche Furcht vor einer Niederlage, mangelnden Wahrheitssinn vorgeworfen und erklärt, daß er für solche Schwächen keine Vergebung kenne, daß er bei Beurteilung des sittlichen Verhaltens seiner Bekannten es grundsätzlich verschmähe, ein bescheidenes Maß anzulegen. Und dann muß er erleben, daß er durch denselben Betrüger genau ebenso und zwar gerade da getäuscht wird, wo sich sein Selbstgefühl am kräftigsten erhob. Seinem Freunde Raschke gegenüber muß er nun dieselbe Rolle spielen wie Struvelius vor ihm, die des durch einen Wahn verblendeten und wider Willen überführten Leichtgläubigen.

Doch neben dem Professor steht als gleichbedeutend Ilse. Ihre Entwicklung zum Weibe ist die zweite oder, wenn man will, dritte Grundidee des Romans. Sie hatte ihre Mädchenzeit zwischen Herden und Garben in höchst einförmigem Verkehr, in einem festumgrenzten Kreise von Pflichten und in strengem Glauben an Autoritäten, geistige und weltliche, zugebracht. Ihr Gemüt war „wie im Halbschlaf" geblieben. Mit dem Eintreten des Professors in ihren Gesichtskreis erwacht sie zum Bewußsein; als seine Gattin gerät sie dann in den Strom der Welt, der Einblick in ihr bis dahin fremde Gebiete des Wissens und Lebens erweckt in ihrer Seele Unsicherheit und Zweifel, neue Gedanken arbeiten in ihr heftig gegen alte Vorstellungen; sie muß mit Schmerzen wahrnehmen, daß ihr Gatte anders denkt als sie, daß der einzelne Mensch und sein Leiden ihm wenig gilt gegen die großen Gedanken, die in ihm wohnen, daß er in einer klaren aber kalten Luft lebt, in der sie friert. All die Zweifel und Kämpfe, welche die neue geistige Atmosphäre in ihr wachruft, vermochte der Dichter nicht aufzuzählen; er erklärt das mit dem Zwange, den „die leichtgebaute Erzählung" ihm auflege; einige Gespräche mit ihrem Gatten über den Zweck des Lebens, über Glauben und Wissen, über Werden und Vergehen hat er gleichsam als Probe gegeben.

Als treue Gattin und liebendes Weib bemüht sie sich redlich, in die Gedankenwelt ihres Mannes einzudringen, aber sie ist

lange Zeit unglücklicher, als der Gatte ahnt. Als dann der Prinz wegen des drohenden Zweikampfes ihren Rat erbittet, gerät sie in einen schweren Gewissenskampf, von welchem sie dem Gatten kein Wort sagen darf. Auch die Autorität, der sie bis dahin folgte, die Lehre der Kirche, versagt sich ihr hier. So muß sie aus ihrem eigenen Busen die schwere Entscheidung holen, bei der es sich um Leben und Tod eines Fürstensohnes handelt. Auf diese Weise lernt sie zuerst, daß es neben dem äußeren Sittengesetz ein höheres inneres giebt. Diese Erkenntnis hat sie bald darauf zu bewähren. Das Schwerste, was es für eine Frau giebt, tritt an sie heran: sie wird irre an der Liebe ihres Gatten; der giftige Hauch der Unreinheit berührt sie, und nicht ganz ohne ihre Schuld, wie sie wohl fühlt; sie ist zu herzlich gewesen gegen Fremde und hat ihnen dadurch ein Recht auf sich gegeben. In der Stunde der tödlichen Gefahr vermag sie indessen, durch die früheren Erlebnisse gestählt, aus der Tiefe ihres eigenen Lebens entscheidendes Urteil und rettenden Entschluß zu schöpfen. So ist aus einem in engem Kreise gebundenen, sich selbst und die Welt nicht verstehenden Mädchen durch Zweifel und Kampf hindurch ein geistig und sittlich durchgebildetes und in Prüfungen bewährtes Weib geworden.

Es ist von Freytag selbst ausgesprochen, daß die Hauptidee der „Verlorenen Handschrift“ ungefähr dieselbe ist wie die von „Soll und Haben“. Auch die Handlung beider Romane gleicht sich; denn in beiden laufen die Geschicke zweier Paare nebeneinander her, von denen das eine auseinander kommt, sich aber wieder zusammen findet. Der Professor entspricht als Träger der Idee Anton Wohlfart; auch haben beide bei aller Verschiedenheit der Lebensstellung und Lebensführung die strenge Gewissenhaftigkeit und den herben sittlichen Stolz, der von Kompromissen mit dem Halben und Unwahren nichts weiß, miteinander gemein. Auch andere Personen beider Romane tragen unzweifelhaft verwandte Züge. Fritz von Fink erkennen wir in der freilich nur eine unbedeutende Nebenrolle spielenden Gestalt Viktors, der sich „das traurige Geschäft, Prinz zu sein“, durch dumme Streiche erträglich zu machen sucht, der Erbprinz teilt mit Bernhard Ehrenthal die edle Gesinnung, die jugendliche Schwärmerei für ein überlegenes Weib und das gedrückte und eingeengte Wesen. Der Magister Knips endlich ist mit seinem

Bestreben, sich aus ärmlichen Verhältnissen nötigenfalls auf krummen Wegen herauszuhelfen, mit seiner bedeutenden Intelligenz und Geschicklichkeit, die ihn auf verderbliche Pfade fortreißt, mit seinem Bewußtsein, denen, die sich über ihn dünken, überlegen zu sein, mit seiner Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe anderer, die er äußerlich und innerlich schädigt, ein andrer Veitel Itzig. Auch der Ausgang beider ist ähnlich, und wie Itzig, so steht Knips in einem wohlthuenden Verhältnis der Pietät zu seiner alten Mutter und einem gewissen Verhältnis der Dankbarkeit zum Haupthelden: Veitel will Anton das Rittergut kaufen, weil er die Bocher in der Stadt für ihn ausgehauen hat, und Knips vermacht scheidend dem Professor seinen größten Schatz, den Homer von 1488.

Trotz aller dieser Ähnlichkeiten wird kein Leser die Empfindung haben, daß der Dichter sich wiederholt habe. Das macht die Verschiedenheit der Anlage und der Behandlung. Die „Verlorene Handschrift" spielt in höheren Schichten der Gesellschaft als „Soll und Haben", in denen nicht materielle, sondern geistige Interessen die Handlungen der auftretenden Personen bestimmen und ihren Gesichtskreis beherrschen. Freilich steht die „Verlorene Handschrift" gerade deshalb der großen Masse des Lesepublikums weniger nahe. Nicht jedem wird es leicht, die antiquarischen, philologischen und historischen Verhältnisse zu verstehen, welche die Handlung bestimmen. Das erste Kapitel z. B., in welchem der Dichter dem Leser, wie er selbst sagt, „etwas zumutet", hat sicher schon manchen und besonders manche zurückgeschreckt.

Überhaupt sind im Gegensatz zu „Soll und Haben" (S. 119) eine große Menge von Unterredungen und Betrachtungen über allgemeine Gegenstände in die Erzählung eingeschoben. Abgesehen von den Gesprächen über Tacitus und seine Geschichtsschreibung, die sich öfter wiederholen, lesen wir Auseinandersetzungen über Bildung und Unbildung, Wissenschaft und Volk, Zusammenhang des Menschen mit der Natur, Stellung des einzelnen zur Gesamtheit, des Forschens zum Glauben, des Fürstentums zur Nation, der Hofetikette zur Menschenwürde. Dann kommen wieder Erörterungen über den Cäsarenwahnsinn in Altertum und Gegenwart und über andere an sich sehr interessante und wichtige Gegenstände, die aber doch den Fortschritt der Hand-

lung oft störend unterbrechen und vielen Lesern nicht eben kurzweilig erscheinen werden. Auch kommt es vor, daß die Entschlüsse der handelnden Personen durch solche langwierigen Erörterungen entscheidend beeinflußt werden, z. B. am Ende des vierten Buches, wo die Prinzessin durch die feinen und tiefen, aber etwas langen und schwierigen Darlegungen des Obersthofmeisters dazu bestimmt wird, den intimen geistigen Verkehr mit dem Professor aufzugeben. Wenn dann gleich darauf die lange Unterredung desselben Mannes mit dem Professor folgt, in welcher die alte absterbende und die neue aufstrebende Zeit gegeneinander in die Schranken treten, so können wir uns nicht verhehlen, daß hiermit für den Geschmack der meisten Leser des Guten etwas zu viel gethan sein dürfte.

Aus allen diesen Gründen dürfen wir uns nicht wundern, daß der Leserkreis der „Verlorenen Handschrift“ nur etwa halb so groß ist als der von „Soll und Haben“, obwohl gewisse Seiten des Romans dem Geschmacke eines großen Teiles des modernen Publikums entgegen zu kommen scheinen. So vor allem, daß der Roman keine Liebes-, sondern eine Ehe-, ja fast eine Ehebruchsgeschichte ist, daß das Leben am Hofe mit seiner parfümierten Verderbnis und seiner trostlosen Öde lebenswahr geschildert, daß endlich auch die Geistlichkeit satirisch durchgezogen wird, nicht in dem einfachen, liebenswerten Dorfpfarrer, wohl aber in dem salbungsvollen Hofprediger und in dem Konsistorialrat mit dem faunischen Gesicht und dem Fuchsschwanz hinterm Frack und in dessen überfreundlicher Gattin.

Die Zustände, welche der Roman darstellt, scheinen den heutigen näher zu stehen als in „Soll und Haben“. Das liegt aber nur daran, daß die akademischen, die wissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Verhältnisse, auch die der kleineren Höfe, längst nicht eine so große Umwandlung im letzten Menschenalter erfahren haben wie die Welt des Handels und Verkehrs und die soziale Schichtung der Gesellschaft. In Wahrheit spielt die „Verlorene Handschrift“ ein oder zwei Jahrzehnte vor „Soll und Haben“. Der Fürst ist in napoleonischer Zeit jung gewesen, im Roman aber etwa 50 Jahre alt. Das führt auf 1830 bis spätestens 1840; daher giebt es in der „Verlorenen Handschrift“ auch noch keine Eisenbahnen, und von Rübenbau und Fabrikanlagen weiß die Landwirtschaft noch nichts, wie

auch die städtische Industrie durchaus noch als Manufakturarbeit erscheint. Die klassische Philologie steht noch auf dem Gipfel ihres Ansehens; neben ihr beginnt die Germanistik und Orientalistik sich erst ihren Platz zu erkämpfen; das Altertum und seine geistigen Schätze sind noch unangetastete Autorität.

Die Komposition beruht wie die von „Soll und Haben" auf dem Gesetze der Abwechslung und des Gegensatzes. Die Erzählung springt von der dunkleren, zuletzt sogar düsteren Geschichte des Professorenehepaares immer wieder zu Laura und Fritz über und zu den Stürmen im Glase Wasser, welche die Rosenthalgasse aufregen. Ein hart an die Tragödie streifendes, ernstes Schauspiel und ein anmutiges Lustspiel, dessen Konflikt man von vornherein nicht allzu ernstlich zu nehmen geneigt ist, sind ineinander gearbeitet und durchdringen sich gegenseitig.

Aber auch abgesehen von Herrn Hummel und seinen Hunden hat der Dichter hinreichend für humoristische Scenen zum Ausruhen und Aufatmen gesorgt. Die Frau Oberamtmann Rollmaus mit ihrer Bildungsbeflissenheit, ihren verballhornten Fremdwörtern (nach Shakespeares Holzapfel und Schlehwein) und ihren nachschleppenden Relativsätzen dient diesem Zwecke, desgleichen anfangs der Magister Knips mit seiner altfränkischen Höflichkeit und seiner unbegrenzten Ehrfurcht vor allen gesellschaftlich über ihm stehenden Personen. Bisweilen streift der Humor etwas über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus, wie bei Vater Sturm; so, wenn Frau Rollmaus sich wundert, daß sie bei Hofe keinen Hof sieht, wenn der Magister durch den ganzen Schloßpark ehrfurchtsvoll mit dem Hut in der Hand geht und im Schlosse bei seiner Arbeit den Frack trägt, oder wenn Ilse als junge Professorenfrau die Studenten wie gefährliche Wilde fürchtet. Nirgends aber sind die humoristischen Scenen der Handlung wie Arabesken aufgesetzt und einfach von ihr abtrennbar. Die Rollmaus, Knips, Lieutenant Baumläufer, ja selbst Hund Speihahn sind zu wichtigen Eingriffen in die Handlung berufen und für den Fortgang der Ereignisse unentbehrlich.

Überhaupt ist der ganze Verlauf der Geschehnisse wieder so fein ineinander gearbeitet, jede Einzelheit so wohl begründet und vorbereitet, wie wir dies von einem so sorgfältigen Arbeiter, wie Freytag ist, erwarten dürfen. Es ist wahrhaft genußreich

bei wiederholter Lektüre zu sehen, wie der Dichter durch kleine, beim ersten Lesen oft kaum beachtete Züge im voraus wichtige Umstände oder Wendungen zu motivieren versteht. Das Einzige, dessen Zweck auf den ersten Blick nicht recht verständlich wird, ist Ilses schwere Erkrankung im vorletzten Kapitel des ersten Bandes; dadurch soll nämlich Ilses längere Kinderlosigkeit erklärt werden, welche der Dichter für den weiteren Verlauf seiner Geschichte bedurfte.

Die Gliederung des Romans ist sehr durchsichtig und regelmäßig. Wie ein Drama zerfällt er in fünf große Akte oder Bücher. Das erste Buch, die Exposition, giebt die Vorgeschichte bis zu Ilses Verheiratung und legt die Verhältnisse klar, aus denen die Handlung entspringt; daher schon hier die erste Begegnung Ilses mit dem Fürsten. Im zweiten Buch haben wir die steigende Handlung, Ilses innere Kämpfe in dem neuen Lebenskreise bis zu ihrer Erkrankung und die erste Einmischung des Hofes in ihr Leben. Das dritte Buch, die Höhe, zeigt Ilse auf der Höhe des Glücks in ihrem Eheleben, in der Gesellschaft und im Verkehr mit dem Erbprinzen. Das vierte, die Umkehr, führt uns in die Residenz und den Pavillon. Die Atmosphäre wird immer schwüler, die Lage der jungen Frau immer gefährlicher. Die Flucht rettet sie und führt zum fünften Buche, der Katastrophe, hinüber, in welcher die Entscheidung allerdings etwas kurz und gewaltsam herbeigeführt wird.

Nach der Abreise des Fürsten zum Bielstein erwartet man, daß dieser der beleidigten Frau und ihrem Vater auf deren Grund und Boden gegenüber trete, und daß so in einem gewaltigen Ringen der letzte Kampf zwischen Recht und Macht, Sittlichkeit und Leidenschaft ausgefochten werde. Statt dessen stürzt der Fürst ins Wasser und büßt Gesundheit und Kraft für immer ein; von einem Kampfe mit ihm kann nicht mehr die Rede sein. Ist das nicht ein unkünstlerischer, willkürlicher Zufallsausgang? Keineswegs. Denn nicht der Zufall wirft den Fürsten in den angeschwollenen Bach, sondern seine eigene, schuldvolle Vergangenheit, die ihm in der Gestalt der Zigeunerin wie ein Gespenst entgegentritt. Ferner langt er als ein geistig und körperlich bereits schwer erkrankter Mann an, so daß der Ausgang des Kampfes keinen Augenblick zweifelhaft sein könnte. Die Art, wie Ilse den kaum Geretteten von der Schwelle des

Vaterhauses weist und selbst das Dach mit ihm zu teilen verweigert, erhebt es über jeden Zweifel, daß ihre Entschlossenheit und sittliche Empörung über jede noch so große Macht und List gesiegt haben würde, hier auf dem heimischen Boden und in der schützenden Obhut ihres Vaters. Der Fürst würde hier nur noch eine klägliche Rolle gespielt haben; deshalb ließ ihn der Dichter lieber in einer äußerst wirksamen Schlußscene vom Schauplatz verschwinden.

Wie er, so wird auch der andere Unhold, der Magister Knips, beseitigt; den übrigen kehrt Friede und Glück wieder, und die Handschriftenfrage wird mit einer überraschenden Wendung gelöst. So wird auch in diesem Roman dem natürlichen Bedürfnis des Lesers entsprechend poetische Gerechtigkeit geübt; denn daß der Professor für die Pflichtversäumnis gegen seine Gattin zu leicht bestraft werde, wie man behauptet hat, ist durchaus nicht richtig. Der stolze Mann leidet für eine verhältnismäßig nur sehr geringe und noch dazu durch wissenschaftlichen Feuereifer herbeigeführte Schuld wahrlich schwer genug. Nur an einer untergeordneten Gestalt nähert sich der Dichter dem heutigen Pessimismus, der in einseitiger Abschilderung der Wirklichkeit mit Vorliebe gute Menschen in Unglück und Verderben stürzt: Gabriel, der Treueste der Treuen, muß an seinem geliebten Mädchen die schwerste Untreue erleben. Doch läßt sein Edelmut gegen die Gefallene und seine stille Wehmut uns erkennen, daß er nicht den Glauben an die Menschheit verloren hat; er wird sich wieder aufraffen und schließlich mit einer andern glücklich werden. Auch die Prinzessin tröstet sich wegen der plötzlichen Abreise ihres Professors und übernimmt eine andere, ihr natürlichere Lebensaufgabe, den Prinzen Viktor als seine Gemahlin zu Vernunft und guter Sitte zu führen.

Was nun zum Schluß noch die politisch-soziale Tendenz der „Verlorenen Handschrift" betrifft, so ist sie im Wesen die gleiche wie in „Soll und Haben", aber etwas anders gewandt; auch tritt sie über den ethischen Gedankengängen und Ideen nicht so in den Vordergrund wie dort. „Soll und Haben" hatte das Bürgertum ausschließlich im Kaufmannsstande geschildert, die „Verlorene Handschrift" ergänzt diese Schilderung und fügt Bilder aus dem Leben der regierenden Kreise hinzu.

Das Bürgertum führt uns der Roman in dreifacher Gestalt vor Augen: die Welt der Wissenschaft und der Universität, die des städtischen Gewerbfleißes und die der ländlichen Gutswirtschaft. In allen drei Ständen herrscht bei einzelnen Schwächen und Schrullen Gediegenheit und Tüchtigkeit, Fleiß und Arbeit, Sitte und Zucht und ein ehrliches, mannhaftes Wesen. Jeder weiß, was er will, und jeder thut, was er soll. Der Professor, der Landwirt, der Hutfabrikant, jeder ist in seiner Art ein ganzer Mann. Hummel hat trotz seiner rauhen, fast barocken Außenseite im Grunde ein edles, warmes Gemüt; er ist ein knorriger und kantiger Geselle, aber ein wackerer Mann, dem der Dichter gewissermaßen die Rolle des rettenden Engels zuerteilt hat. Er bewahrt den feindlichen Konkurrenten, den vielgeschmähten „Strohmann“ vor dem Bankrott, holt die Gattin seines Mieters mit Geschicklichkeit und List aus ihrem goldenen Käfig heraus und zieht zuletzt noch den Erbprinzen aus dem Wasser, ebenso wie der Landwirt den Fürsten, was mit Deutung der Allegorie besagt: das Bürgertum rettet das Fürstentum vor dem Versinken. Die Ehren, die der Hof zu vergeben hat, sind dem seines Wertes bewußten Bürger ärmlich und eitel; der Landwirt lehnt, wie Freytag selbst, stolz den Adelstitel ab, und Heinrich Hummel erklärt den Hofhutmachertitel für Schwindel, ja, ein Mitglied des Fürstenstandes selbst, die Prinzessin, ironisiert in geistvoller Weise das Flittergold, womit der Hof zu lohnen pflegt.

Den Gegensatz zum Bürgertum bildet in der „Verlorenen Handschrift“ nicht der Adel, sondern das Fürstentum und der Hof. Der Dichter hat die innere Fäulnis der regierenden Kreise der vormärzlichen, noch im napoleonischen Geiste wurzelnden Zeit mit unerbittlichem Griffel gezeichnet. Da ist alles Scheinwesen und Heuchelei. Hinter glatten äußeren Formen, verbindlichem Lächeln und huldreichen Worten bergen sich eigennützige Zwecke, oft kalte Abneigung, ja bittere Feindschaft. Der Vater haßt seine Tochter und läßt sie durch Spione belauern, benimmt sich aber in der Öffentlichkeit gegen sie ganz als gütiger Vater und ritterlicher Kavalier, seinen Sohn verachtet und fürchtet er, das Wohl seines Landes ist ihm Nebensache, um seine eigene Person dreht sich sein Denken und Sein, und wenn er etwas Nützliches ausführen läßt (z. B. Chausseebauten,

Antikenkabinett), so ist ihm die Sache selbst nicht der eigentliche Zweck, sondern egoistische, unreine Absichten bestimmen ihn. Großartig ist die Parallele, welche der Dichter zieht zwischen dem gewaltigen, welterschütternden Cäsarenwahnsinn der römischen Imperatoren, wie ihn Tacitus zeichnet, und der im Wesen ganz gleichen, nur durch die engen Schranken des kleinen Staates gehemmten seelischen Krankheit des Fürsten, welche diesen bis zur Fälschung, Verführung, ja bis zum Mordversuch und zuletzt bis zu zweck- und ziellosem, völlig wahnsinnigem Spielen mit dem eigenen Leben führt.

In der That ein dunkles Gemälde! Schwül und dumpfig wie Moderluft weht uns aus Freytags Erzählung die Hofluft an. Der „neuen Zeit" steht der Fürst und seine Kamarilla rat- und thatlos gegenüber, gleich unfähig, sich ihr aufrichtig hinzugeben und ihr Herannahen aufzuhalten. Doch läßt der Dichter auch hier dem Schatten die lichten Stellen nicht fehlen. Die Prinzessin trachtet mit dem ganzen Feuer eines klaren und hochstrebenden Geistes danach, das Große und Gute, welches die neue Zeit bietet, von dem sie aber durch die Schranken ihres Standes abgesperrt ist, auch sich zu erschließen. Der Erbprinz ist eine reine, edle Seele; durch die Dumpfheit der höfischen Atmosphäre, durch das beständige Geleitet- und Gegängeltwerden, durch die Kälte und Rücksichtslosigkeit seines egoistischen Vaters wird ihm sein Leben verdorben und das bißchen Jugendpoesie, was ihm blüht, vergiftet. Aber er wird durch die Kämpfe und Schmerzen, die er durchzumachen hat, innerlich gestählt, und wir fühlen, daß mit seinem Regierungsantritt eine bessere Zeit für sein Land anbrechen wird, eine Zeit, die beeinflußt ist durch die Ideen von Ehre, Männlichkeit und Menschlichkeit, die er in den bürgerlichen Kreisen der Professoren- und Studentenwelt in sich aufgenommen hat.

Auch unter den älteren Hofleuten befindet sich eine in jeder Beziehung achtungswerte Persönlichkeit, der Obersthofmeister, gleichsam das Gewissen des Hofes, der die Prinzessin von dem gefährlichen Spiel, das sie mit dem Professor zu treiben begonnen, in feiner und doch wuchtiger Redeführung abmahnt und auch dem Fürsten in aller Form, aber furchtlos und frei das Bitterste sagt, was einem Herrscher gesagt werden kann, daß er zum Regieren nicht mehr fähig sei. Ja, der Fürst selbst

erweckt trotz dem mit Furcht gemischten Abscheu, den dieser gefährliche Despot uns einflößt, stellenweise unser Mitleid, besonders wenn er in Selbstgesprächen seine Qualen, Leidenschaften und Wünsche, seine entsetzliche innere Verödung offenbart, so daß wir Zeugen werden, wie ein hochbegabter Geist voll grübelnden Scharfsinns und ungewöhnlicher Welt- und Menschenkenntnis durch die unheilbare Krankheit der Throne unrettbar zerfressen und zerstört wird.

Die „Verlorene Handschrift“ zeigt also, wie das die beste geistige und sittliche Kraft der Nation in sich schließende Bürgertum sich aus der gefährlichen Berührung mit dem Fürstentum losringt, und wie sein Geist veredelnd und kräftigend auf dieses einwirkt. Auch dem Bürgertum selbst weissagt der Dichter eine neue, größere Zeit. Indem sich in den Hauptpersonen des Romans Gelehrsamkeit und Geistesbildung mit den erwerbenden Ständen verbinden, entsteht das Geschlecht der Zukunft, „welches stärker die Flügel regen und höhere Forderungen stellen wird“. So ist die Grundstimmung des Romans trotz all der dunkeln Bilder, die er namentlich in der zweiten Hälfte bietet, ebenso wie die von „Soll und Haben“ eine freudige, hoffnungsreiche. Ein verheißender Ausblick in die Zukunft der Nation bildet seinen Schluß.

## XIII. Politik und Leben bis zum großen Kriege. „Karl Mathy.“

Mit dem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft am Schlusse der „Verlorenen Handschrift“ stand die Gegenwart nicht im Einklang. Seit 1862 tobte in Preußen der Kampf um die Heeresreorganisation und der daraus hervorgegangene Verfassungskonflikt. Freytag war mit Freuden in den 1859 gegründeten Nationalverein eingetreten, der unter Rudolf von Bennigsens einsichtsvoller und staatsmännischer Leitung die Einigung und freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes erstrebte. In seiner Blütezeit zählte der Verein 30000 bis 40000 Mitglieder und trug wesentlich dazu bei, die Deutschen für die große Wendung ihres Geschickes vom Jahre 1866 an fähig und vorbereitet zu machen. Auf seine Mitglieder übte er eine mäßigende und erziehende Wirkung aus. Freytag verglich ihn scherzend mit

einer „Bewahranstalt, in welcher eigenwillige und schreilustige Kinder zu politischer Tugend und Weisheit herangezogen wurden“. Aus seinem Schoße hat sich die nationalliberale Partei herausgebildet, welche dem großen Staatsmann, der bald die Geschicke Deutschlands in die Hand nahm, eine vorzügliche Helferin bei der Begründung des neuen deutschen Staates werden sollte. So weit waren die Dinge aber noch nicht gediehen. Die Lage erschien seit der Berufung des Ministeriums Bismarck (September 1862) verfahrener als je.

Freytag stand durchaus auf der Seite des fortgeschrittenen Liberalismus. In den Aufsätzen aus jener Zeit verteidigt er durchaus den Standpunkt der Opposition. „Es darf in Preußen keine Regierung, welche in Feindschaft mit der großen Mehrheit des Volkes und seiner Vertreter dahinlebt, im Amte bleiben, ohne den Staat in die größten Gefahren zu setzen, es darf fortan auch keine neue Regierung gebildet werden, welcher nicht dies Vertrauen zur Stütze wird.“ Sein überlegener Scharfblick zeigt sich aber auch in dieser Hinsicht. Er weist einerseits mit Sorge auf die zuchtlosen radikalen Elemente hin, welche im Volke selbst ihr Haupt erheben, und spricht andererseits es geradezu aus, daß die Militärfrage keineswegs die beste Kampfstätte war, um die Frage zur Entscheidung zu bringen, „ob das erlauchte Haus der Hohenzollern mit dem Volk oder ohne Volk regieren kann“. Zu einer Zeit, wo kein Mensch an den Ernst der mit der Heeresreorganisation verbundenen politischen Absicht glaubte, sondern jeder nur an eine Paradearmee, wo das „So schnell schießen die Preußen nicht“ sprichwörtlich wurde, mahnte er die Oppositionsmänner in dieser „schwierigen Frage“ entschieden zur Mäßigung. Die Grundlagen der preußischen Heeresverfassung seien vortrefflich, und die Opposition werde, wenn sie ans Ruder käme, weit mehr als die von der Regierung geforderten 41 Millionen für das Heer beanspruchen müssen, sie werde statt 63000 Mann jährlich etwa 80000 Mann einstellen müssen und dabei auch die Dienstzeit, im Interesse der Waffentüchtigkeit und Disziplin, keineswegs allzusehr verkürzen dürfen. „Der Übelstand der neuen Heeresorganisation ist nicht der, daß sie zu viel, sondern daß sie zu wenig gefordert hat, daß sie noch nicht genug leistet, um den Preußen die volle Waffentüchtigkeit zu geben, und daß den maßgebenden Gesichtspunkten die Größe

gefehlt hat, welche Wärme und Sympathieen des Volkes aufzuregen vermag."

Was die Reorganisation des Heeres betraf, so war er also an sich dazu geneigt, die Regierungsforderungen zu gewähren, ja noch darüber hinauszugehen. Den Kampf um die „Reorganisation des Staates" dagegen, d. h. um die Verwandlung Preußens in einen Verfassungsstaat, wollte er rücksichtslos durchgefochten wissen, er „füllte ihm Herz und Gedanken", war ihm „Freude und Sorge und das große Interesse unserer Tage". Die schwierigste Gewissensfrage eines handelnden Politikers sei nun die, wie weit er in der Unterstützung einer bekämpften und feindseligen Regierung gehen dürfe und müsse, da, wo es sich um ein offenbares und zweifelloses Landesinteresse handele. Vor der Hand sei zwischen Reaktion und Opposition in Preußen noch kein Ausgleich möglich, und in einer einzelnen Frage, erschiene sie auch als noch so wichtig, dürfe sich keiner von seiner Partei lösen; ein liberaler Mann müsse vor allem fest zu seiner Partei stehen.

Gegen Ende 1863 wurde durch den Tod des Königs Friedrichs VII. von Dänemark die schleswig-holsteinische Frage brennend. Freytag war mit dem gesamten deutschen Liberalismus anfangs für die Kandidatur des Herzogs von Augustenburg, weil er in ihr das einzige Mittel zu sehen glaubte, Schleswig für Deutschland zu erhalten. Bald aber erkannte er, daß dessen Politik mit den Gesichtspunkten eines Preußen nicht übereinstimme. Nach der preußisch-österreichischen Eroberung der Elbherzogtümer war er mit einem großen Teile seiner Parteigenossen im Herzen für Annexion dieser Landschaften durch Preußen, aber noch beherrschte ihn die liberale Doktrin, die seit 1871 kein ernsthafter Politiker mehr verficht, daß der Bevölkerung des Landes selbst die Entscheidung über ihr Schicksal zustehe. Auch bei der lockendsten Versuchung, meinte er, dürfe von diesem „Fundamentalsatz der liberalen Politik" nicht abgegangen werden. „In dem Respekt vor dem Volkswillen liegt das letzte Geheimnis unserer Stärke." Aber auch gegen diesen Fundamentalsatz erhebt bereits der gesunde Realpolitiker in ihm mit Hinweis auf die unberechtigte Tagesstimmung der Bevölkerung, welche über den Kirchturm der Heimat noch nicht hinausreiche,

einen nur zu wohlbegründeten Widerspruch, den der liberale Theoretiker fast gewaltsam zum Schweigen bringen muß.

In demselben 1865 geschriebenen Aufsatze spricht er eine Prophezeiung aus, deren baldige Erfüllung er selbst nicht ahnen konnte. Wenn die preußische Regierung, sagt er, Mut und Kraft hätte, große Eroberungspolitik in Deutschland zu betreiben — die Verhältnisse dafür lägen nicht ungünstig, und ein Erfolg erscheine wohl möglich —, so würde durch die Ergebnisse des Kampfes nicht nur das herrschende System in Preußen sich ändern, sondern auch sehr viele der Unzufriedensten in wenig Jahren völlig bekehrt sein.

Schon das nächste Jahr war es, welches den hier von dem einsichtigen und weitblickenden Politiker vorausgesagten Umschwung brachte. Durch Nord- und Mitteldeutschland bis zum Main ging seit dem Sommer 1866 ein frischer, lebendiger Odem, der veraltete Prinzipien und wurmstichige Theorieen wegfegte und den Leuten neuen Mut und neue Freudigkeit in die Herzen blies. Das unmöglich Geglaubte, es war plötzlich Ereignis geworden, Preußen stand, geführt von dem gewaltigen Staatsmanne der That, an der Spitze der nationalen und liberalen Bestrebungen und hatte sogar sein gutes Schwert mit entscheidender Wirkung für sie in die Wagschale geworfen oder, wie Freytag es ausdrückte, das preußische Volk gab für die von der preußischen Regierung vorgeschlagene einheitliche und freiheitliche Umformung Deutschlands seine Stimme ab durch seine jungen Wahlmänner, die mit ihren Stimmkugeln im Felde standen. Noch war alles im Werden, aber es sah ganz so aus, als sollten diesmal alle Blütenträume der Patrioten reifen, wie es denn auch geschah. So hatten alle diejenigen, die die Sache des deutschen Vaterlandes gegen Engherzigkeit und Willkür verfochten und die erfolglosen Anläufe und Niederlagen der letzten Jahrzehnte in tiefem Schmerz durchlebt hatten, das Gefühl, plötzlich statt gegen einen mächtigen Strom ringen zu müssen, gleichsam von einer schwellenden Kraft getragen zu werden.

Selbstverständlich war Freytag einer der Ersten, der die große Wandlung mitmachte. „Wir werden andere durch diese Zeit," schrieb er schon beim Beginn des Krieges in den „Grenzboten". Sein „altes Preußen" hatte ihn vor einem Decennium erst ausgestoßen und mit Verhaftung bedroht, er war aber trotz

der neuen gothaischen Staatsangehörigkeit dennoch Preuße mit Leib und Seele geblieben, weil er deutsch gesinnt war vom Scheitel bis zur Sohle. Er freute sich der preußischen Noten, welche „die diplomatische Grandezza des Ausdrucks“ so gründlich aufgaben, und „der feurigen Natur des leitenden Staatsmanns, welche sich in ungeduldigen, zornigen Worten Luft machte“; er freute sich, daß seine Prophezeiung, der Krieg müsse auch die innern Zustände Preußens umgestalten, und nach solchem Gewitter könne unmöglich in der alten Weise weiterregiert werden, jetzt in Erfüllung ging, und er erklärte es daher für eine unabweisbare Pflicht der liberalen Partei, mit der Regierung einen aufrichtigen Waffenstillstand zu schließen. Das, was Bismarck später öfter betont hat, sprach Freytag schon im Frühjahr 1866 aus, daß die Grundlage jeder segensreichen politischen Thätigkeit der Kompromiß sei, und die starke Heerespräsenz suchte er den Parteigenossen und Freunden in Schrift und Wort durch den später so oft wiederholten Vergleich annehmbar zu machen, daß die Heeresmacht eine „Versicherung“ sei für den Bestand des rings von überlegenen Militärmächten umgebenen Vaterlandes; die Prämie dafür sei allerdings bedauerlich hoch, aber die Erfahrung habe bewiesen, daß mit einer wohlfeileren Versicherung eben nicht auszukommen sei; die Pflicht der Selbsterhaltung fordere von Preußen solche Opfer. Außerdem hob er nachdrücklich hervor, daß das preußische Kriegsheer eine höchst demokratische und volkstümliche Bildung sei. „In der Schenke eines oberschlesischen Dorfes, wo die Mannschaft einer Kompagnie oder Batterie um die Holztische gedrängt sitzt, essen vielleicht alle Stände und Berufsklassen aus derselben Schüssel. Der Gefreite ist ein großer Kaufmann, der Unteroffizier sein Markthelfer, der adelige Gutsherr Gemeiner, sein Wirtschaftsbeamter der Lieutenant, der Gerichtsrat und ein unsteter Gentleman, welcher im Frieden Vorliebe für aufgesprungene Rocknähte hat, sind Nebenmänner in demselben Gliede; vor einigen Wochen hat der eine den andern in einem Protokoll bearbeitet, in einigen Wochen trägt der andere den einen mitleidig vor die Füße des Feldarztes.“ Ja, Freytag erkannte, daß er bei den kriegerischen Zeiten für einen Journalisten viel zu wenig von militärischen Dingen verstehe; er schaffte sich daher, unterstützt durch Herrn von Stoschs kundigen Beirat, eine kleine Biblio-

thek von Militärlitteratur an und vertiefte sich eifrig in das Studium derselben, wobei ihm die Erinnerung an seine kurze Dienstzeit einigermaßen zu statten kam.

Daß die Mainlinie noch die Geister schied, machte ihm wenig Sorge. Denn er hegte die Überzeugung, daß die Deutschen der verschiedenen Landschaften, wie der verschiedenen Gesellschaftsschichten sich nur kennen zu lernen brauchen, um sich verstehen und lieben zu lernen. In den Dienst dieses Sichverstehenlernens stellte er ja auch seine schriftstellerische Thätigkeit; die Romane, die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die politischen Artikel, sie sollen Bürger und Edelmann, Nord- und Mitteldeutsche, Regierende und Regierte und die Vorfahren den Zeitgenossen näher bringen, den einen das Seelenleben der andern erschließen und so das Band brüderlicher Gesinnung zwischen allen Angehörigen der Nation befestigen helfen.

Die gewaltige Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen hatte sich damals noch nicht aufgethan; sie trat erst nach 1871 zu Tage. Die in der Zeit nach dem großen Kriege je länger, je mehr in den Vordergrund tretenden sozialen Fragen hat er nicht zum Gegenstande seiner politischen Schriftstellerei gemacht. Er unterschätzte die materiellen Dinge und, was mit ihnen zusammenhängt, keineswegs, aber den Beruf, diese neuen, so ungemein verwickelten und schwierigen Probleme nicht nur denkend zu durchdringen sondern auch schriftstellerisch zu behandeln, fühlte er nicht mehr. Das durfte er füglich einer jüngeren Generation, die in ihnen groß geworden war, überlassen. Auch mochte er sich nicht die Freude an dem endlich Errungenen, zu dem auch er sein redlich Teil beigetragen hatte, durch das sich erhebende laute Gezänk mit seinen neuen Parteischlagworten wieder verderben lassen. Seine volkswirtschaftlichen Studien reichten nicht aus, ihm auf diesem Gebiete das Rüstzeug zu geben, ohne welches ein gewissenhafter und gewichtiger Mann nicht in eine solche Arena steigt. Seine Stärke lag in der Behandlung der eigentlich politischen, besonders der innerpolitischen Fragen, die er stets von der sittlichen Seite auffaßte und in einer auf das Gemüt des Lesers wirkenden Weise zu behandeln wußte.

Besondere Kabinettstücke unter seinen politischen Aufsätzen sind die Charakteristiken. Der dem Dichter angeborene Sinn

für das eigentliche Wesen der Menschen und Dinge, seine Fähigkeit, es nicht nur durch unmittelbare Intuition zu erkennen, sondern auch mit treffenden Worten darzustellen, vereinigt sich hier mit dem Scharfblick des geschulten Politikers und der umfassenden Kenntnis des Historikers, so daß dem Leser zu Mute ist, als schaue er durch Freytags Worte in den Kern der geschilderten Persönlichkeiten. Wie vortrefflich ist z. B. das, was er über den Kaiser Napoleon sagt! Er schreibt ihm außer egoistischem Wollen und schwärmerischem Fatalismus „das lebhafte Bedürfnis gemütlicher Stimmungen und eines persönlichen Verhältnisses zu seinen Verbündeten“ zu. „So auffallend der Ausdruck deutschen Ohren klingen mag, die Politik Napoleons III. ist vorzugsweise gemütlich. Allerdings ist diese Gemütlichkeit nicht gerade die eines deutschen Hausbesitzers, aber sie ist ihr so ähnlich, als bei dem Herrn des 2. Dezembers nur möglich ist.“ Das ist ganz das, was Bismarck später kurz und schlagend in die Worte zusammenfaßte: „sentimental und dumm“.

Wenn man ferner bedenkt, wie unbekannt, ja verkannt am Ende der fünfziger Jahre der damalige Prinzregent, spätere Kaiser Wilhelm, noch war, so muß man sich wundern über die treffende und gerechte Würdigung, welche ihm Freytag schon im Jahre 1859 zu teil werden ließ. Er ist nicht nur redlich, gewissenhaft, pflichtgetreu. Er ist — was mehr sagen will — „im reiferen Mannesalter, wo sonst der Horizont des Mannes sich begrenzt, das Neue leicht unhold erscheint, fortdauernd sicherer, innerlich freier, im besten Sinne des Worts liberaler geworden. Es muß edler Wein sein, der sich so vergeistigt. Alle großen Erfahrungen seiner politischen Laufbahn kamen ihm erst in einer Lebenszeit, wo sie eher beschränken als erheben. Ihm aber ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend als produktiv. Er gilt vielmehr bei denen, welche ihn näher kennen, für einen Fürsten, der nicht nur gut zu hören weiß, sondern auch zu wollen und zu befehlen versteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich fester ist als die meisten seiner Umgebung, weil er in Kopf und Herz sichere Begrenzung findet bei großen Entschlüssen. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbständige schöpferische Kraft besitzt,

wird er seinen Preußen wie seinen Gegnern noch beweisen. Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wohl der Kern seines Wesens". Er nennt ihn weiter eine innerliche Natur mit dem sichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüt verleiht, dabei jedoch von einer stillen, aber dauerhaften Willenskraft und stark zu rücksichtslosem Entschluß; „ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein." — Im Jahre 1879 konnte jeder Schriftsteller so oder ähnlich über Kaiser Wilhelm schreiben, im Jahre 1859 gehörte ungewöhnliche Menschenkenntnis und ein durchdringender zugleich und liebevoller Blick dazu, den als „Kartätschenprinzen" Verschrieenen so zu würdigen, wie es in diesen herrlichen Worten geschieht.

Leider hat Freytag nirgends eine zusammenfassende Charakteristik **Bismarcks** gegeben. Es scheint, als habe die Persönlichkeit dieses Gewaltigen bei aller Schätzung seiner großartigen Eigenschaften, seiner außergewöhnlichen Begabung und seines feurigen Naturells von den Zeiten des Verfassungskampfes her für Freytag etwas Fremdes, Unheimliches behalten. Der Dichter war eben eine durchaus „anders geformte Menschennatur" als jener. Dazu kam seine eingewurzelte Abneigung gegen das Junkertum und die Einwirkungen gewisser gothaischer und kronprinzlicher Kreise, namentlich Stockmars, der ein entschiedener Gegner Bismarcks war und blieb. Daher behielt Freytag trotz der Umwandlung, welche das Jahr 1866 in ihm bewirkt hatte, gegen die innere Politik des großen Reichskanzlers eine gewisse mißtrauische Abneigung. In einem Briefe vom September 1885 äußert er sich dagegen über dessen äußere Politik anläßlich der Karolinenfrage sehr anerkennend und sehr treffend: „Der Kanzler erweist seine höchste Staatskunst dann, wenn er durch Zufälle oder eigenen Irrtum in schwierige Lage versetzt ist. Auch hier ist mir sehr interessant und zwingt zur Bewunderung, wie er die verrückten Spaniols zu behandeln weiß. Von seiner Heftigkeit und Reizbarkeit ist in solchen Fällen nichts zu merken. Aber es wird ihnen nichts

geschenkt. Und er mag in der Stille nur bedauern, daß sie durch ihre politische Kläglichkeit bis zu einem gewissen Grade geschützt sind, und daß er sie schonen muß, auch während er ihnen Ohrfeigen zumißt.“

Doch zurück zum Jahre 1866! Die Kriegswochen selbst verbrachte Freytag nicht in dem stillen, abgelegenen Siebleben, sondern in Leipzig. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war er nach Siebleben gegangen, dort sein Haus für den Krieg zu bestellen. Noch vor dem Gefecht bei Langensalza reiste er zurück und beschrieb in einem reizenden Artikel Zustände und Stimmungen der friedlich gesinnten Grenzstadt in den schwülen Tagen vor dem Ausbruch des Sturmes, einem Artikel, der in die Mahnung an den deutschen Bürger auslief, dafür zu sorgen, daß in Zukunft nicht bloß das zufällige Urteil weniger über die höchsten Interessen der Nation zu entscheiden habe, sondern daß die Nation selbst durch ihre Vertreter an der Wahrung dieser Interessen Anteil erhalte. Dann sah er freudigen und vertrauenden Herzens die ersten preußischen Husaren, den Karabiner in der Faust, in die „feindliche“ Stadt einreiten, bei deren Bevölkerung von feindseliger Gesinnung allerdings nichts zu spüren war. Daß Preußen siegen würde, war ihm nicht zweifelhaft; überrascht wurde er nur durch die Schnelle und Größe des Erfolges.

Nach dem Kriege sollte er dann auch — das erste und einzige Mal — thätigen Anteil nehmen an der Politik. Als die Wahlen zum ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes ausgeschrieben wurden, stellte man ihn im Wahlkreis Erfurt als Kandidat der nationalliberalen Partei auf. Er hatte schwere Bedenken gegen die Annahme dieser Kandidatur, weil er wohl fühlte, daß er zum Abgeordneten wie überhaupt zum aktiven Politiker nicht geschaffen sei; allein die Erwägung, daß es für das Gelingen des Verfassungswerks zuletzt auf jede Stimme ankommen könne, bewog ihn, dem Drängen seiner politischen Freunde nachzugeben. Er hielt seine Wahlreden und ging als Abgeordneter des konstituierenden Reichstags nach Berlin. Er machte hier interessante Studien über politische Rechthaberei und parlamentarische Eitelkeit, die er von allen irdischen Eitelkeiten für die häßlichste und schädlichste erklärt, und lernte natürlich viele hervorragende Persönlichkeiten und das ganze Getriebe

der großen und kleinen Politik aus eigener Anschauung kennen. Sein Platznachbar war der Frankfurter Abgeordnete Karl von Rothschild, und es amüsierte ihn, daß der „Kladderadatsch“ dieses Paar mit der Unterschrift „Soll und Haben“ abbildete. Sein eigenes Auftreten auf der Rednerbühne mißglückte. Er war zu befangen, als Schriftsteller auch zu sehr an langsames und ruhiges Ausspinnen der Gedanken gewöhnt, als daß er das Schifflein seiner Rede mit sicherer Schlagfertigkeit durch die Stürme der parlamentarischen Debatte hätte hindurchsteuern können. Es war am 21. März 1867, als der Vizepräsident von Bennigsen dem Abgeordneten Dr. Freytag das Wort erteilte. Es handelte sich um Militär- und Marinewesen des Norddeutschen Bundes. Freytag kam sofort auf eine Petition Leipziger Bürger zu sprechen, des Inhalts, daß sächsische Einjährig-Freiwillige das Recht erhalten sollten, auch in preußischen Truppenkörpern zu dienen. Fortwährende Rufe „zur Sache“ unterbrachen ihn, der Vizepräsident suchte ihn zu schützen mit der Bemerkung, daß der Redner aus dieser Petition unzweifelhaft allgemeinere Folgerungen ziehen wolle. Da Freytag das indessen verneinte, mußte ihn Bennigsen darauf aufmerksam machen, daß diese Petition nicht auf der Tagesordnung stehe, und der Redner verzichtete infolgedessen aufs Wort. Da er, während er sprach, ängstlich in der Tasche zu suchen schien, so verbreitete sich alsbald im Saale das Scherzwort, er suche nach der „Verlorenen Handschrift“.

Freytag that dieser Mißerfolg natürlich wehe, aber er verstand seinen Kummer weltmännisch zu verbergen und büßte auch keineswegs deswegen an Achtung bei seinen Parteigenossen ein, die ihn vielmehr seitdem mit besonderer Herzlichkeit behandelten. Ein Mandat nahm er aber in richtiger Erkenntnis seiner Begabung nicht wieder an. Man hatte ihn so oft „zur Sache“ gerufen, daß er fortab bei seiner Sache, der Schriftstellerei und Journalistik, verblieb. Im übrigen war ihm der Aufenthalt in Berlin, der Verkehr mit so vielen bedeutenden Menschen, welche — wie er zu sagen pflegte — „die großen Geschäfte trieben,“ von hohem Wert; auch am kronprinzlichen Hof verkehrte er viel und frischte manche alte Bekanntschaft von neuem auf, z. B. mit Herrn von Normann, dem Leiter des kronprinzlichen Kabinetts.

* * *

Leider wurden die anregenden und großen Eindrücke, welche ihm die Hauptstadt bot, getrübt durch schweres häusliches Leid. Bei seiner Gattin entwickelte sich in immer bedrohlicherem Maße ein schweres Gehirnleiden. Den Besuchern des Hauses war die Frau Hofrätin, geschiedene Gräfin Dyhrn, schon in den letzten Jahren alt, kränklich und verfallen erschienen; ihr vernachlässigtes Äußere und ihre unsichere Haltung bildete zu dem jugendlich kräftigen Wesen des Gemahls einen auffallenden Gegensatz. Jetzt stellte sich heraus, das es ein unheilbares Leiden war, welches an ihr zehrte. Dem Gatten blieb nichts übrig, als der Unglücklichen die letzten schweren Jahre mit Geduld und Freundlichkeit tragen zu helfen. Aus diesen trüben häuslichen Verhältnissen ging die strenge Zurückhaltung hervor, die der Dichter andern gegenüber in allem, was seine Familienangelegenheiten betraf, beobachtete. Sein häusliches Leben durfte im Gespräche mit ihm nicht erwähnt werden; nur drei oder vier ganz intimen Freunden, Hirzel, Mathy, Wachsmuth, gelang es, die Schranke zu durchbrechen und einen Einblick in diese, sowie in die nach dem Tode seiner ersten Gattin sich entwickelnden Verhältnisse zu gewinnen.

So wurde der Dichter gerade in dem, wo sich der Mensch am liebsten und freiesten giebt, zur Abgeschlossenheit gezwungen und sein angeborener Hang zum Fürsich- und Alleinleben verstärkt. Er war und blieb stets ein opferwilliger Freund, aber er gab lieber, als daß er nahm. Über seine späteren Lebensjahre ist daher nicht viel mehr bekannt geworden, als was er selbst in den „Erinnerungen“ von sich erzählt hat; hat ihn doch auch von den Freunden seines Jugend- und Mannesalters keiner überlebt, der jetzt nachträglich noch Auskunft geben könnte. Auch eine Nichte, die älteste Tochter seines Bruders, ein blühendes Mädchen, die er wie sein eigenes Kind liebte, wurde ihm in dieser Zeit, 1867, durch den Tod entrissen. Sie hatte sich bei einer Krankenpflege den Keim der Schwindsucht geholt und siechte nun in Bad Soden hoffnungslos dahin. Als er von ihrem Sterbelager ins Freie trat, fühlte er sich heftig am Arm gefaßt. Es war der alte Freund und Genosse von den „Grenzboten“ her, Jakob Kaufmann. Auch ihn sah er als einen Todkranken; die Ärzte hatten ihn von London als hoffnungslosen Patienten dorthin geschickt. Freytag pflegte den Schwindsüch-

tigen, von furchtbarem Husten Gequälten zwei Sommer in Siebleben; die Winter brachte der Kranke in Wiesbaden zu; erst im Spätherbst 1871 erlöste ihn der Tod von seinem Leiden.

Nächst Karl Ludwig und Rudolf Wachsmuth war der vertrauteste Freund Freytags Karl Mathy; zehn Jahre lang, bis zu dessen Tode, hat er mit ihm in engem Verkehr gestanden. Mathy hatte ein äußerst wechselvolles Leben hinter sich, er war Jurist, Redakteur, Abgeordneter, Schulmeister in der Schweiz, politischer Flüchtling, Buchhändler, Journalist, badischer Staatsbeamter und Bankdirektor gewesen. In Gotha war Freytag zweimal, in den Jahren 1849 und 1854, bei Gelegenheit politischer Beratungen mit ihm zusammengetroffen. Für längere Zeit siedelte Mathy dann Neujahr 1858 nach Gotha über, wo er die Leitung der dortigen Privatbank übernommen hatte. Bereits Ende 1859 ging er als Direktor der Allgemeinen deutschen Kreditanstalt nach Leipzig. Hier wie dort traten beide Männer in ein außerordentlich inniges Verhältnis. Sie hatten die politischen Anschauungen, die bürgerliche Denkart, die journalistische Ader gemein.



Karl Mathy.

Mathy war ein ungewöhnlich kluger und kräftiger Mann; er hatte in seinem Wesen eine Gewalt und furchtlose Entschlossenheit, welche Bewunderung bei den Freunden, leidenschaftlichen Haß bei den Gegnern erregte. Sein vielbewegtes, ruheloses, an Glücksumschlägen und Kämpfen reiches Leben hatte ihm eine hohe Summe von Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis gegeben, ohne doch sein bescheidenes und warmes Gemüt zu verhärten oder ihm die Richtung der Seele auf hohe Ideen zu hemmen. So hatte er überall, wohin ihn seine wechselvolle Laufbahn geführt hatte, eine Schar

warm an ihm hängender persönlicher Freunde hinterlassen. In Gotha verkehrte er auch bei Hofe, und bei der herzoglichen Tafel war es, wo ein Engländer, auf ihn weisend, seine Nachbarin fragte: „Wer ist der Deutsche? Er muß ein sehr bedeutender Mann sein, denn er hat keinen Orden.“ Mit Freytag verband ihn auch noch seine reiche litterarische Bildung und die herzliche Teilnahme, die er dem dichterischen Wirken des Freundes widmete. In Leipzig schloß er sich natürlich der Kitzinggesellschaft an. Der jeweilige Redakteur der „Grenzboten“ pflegte bei diesen Sitzungen darauf zu passen, wenn er kluge und neue Ansichten zum besten gab, und gedachte dann wohl leise bittend seiner Zeitschrift, worauf Mathy ebenso leise Gewährung winkte und zu Freytag beim Hinausgehen sagte: „So ist es recht, er müht sich um sein Blatt.“

Nur bis zum Jahre 1862 dauerte das Zusammenleben der Freunde in Leipzig. Zu Ende dieses Jahres kehrte Karl Mathy in sein Heimatland Baden zurück. Der Minister des Auswärtigen, der vortreffliche Freiherr von Roggenbach, der seine hervorragende Kraft ungern für den Dienst des Landes vermißte, hatte ihn wieder für den badischen Staatsdienst gewonnen und in eine hohe Stelle der Domänen- und Finanzverwaltung berufen. Fortab reiste Freytag alljährlich auf einige Tage nach Karlsruhe und freute sich des raschen Gedeihens und der klugen, energischen Thätigkeit des Freundes, welcher im Sommer 1866 nach der deutschen Katastrophe an die Spitze der Geschäfte des Landes gerufen wurde, bestimmt, das neue Verhältnis zu Preußen anzubahnen und den Eintritt in den neuen deutschen Bundesstaat vorzubereiten. Doch hatten die Aufregungen des Kriegsjahres und die schwierigen, schöpferischen Arbeiten der darauf folgenden Zeit seine Kraft erschüttert. Als Freytag im Herbst 1867 bei ihm in Karlsruhe weilte, sah er nicht ohne Besorgnis, daß sein Aussehn und seine Haltung verändert waren, und mitten im Gespräch faßte ihn Mathy plötzlich am Arm und forderte leise, damit es seine im Zimmer befindliche Gattin nicht höre, das Versprechen, daß der Freund auf die Nachricht von seinem Tode nach Karlsruhe kommen wolle.

Wenige Monate darauf, im Februar 1868, traf diese Nachricht ein. Freytag eilte in Erfüllung seines Versprechens nach Karlsruhe, und in der Stunde des Wiedersehens bat ihn die

Gattin des Verstorbenen, daß er das Leben des Freundes beschreiben möge. So entstand das Buch „Karl Mathy“. Freytag hatte schon vor Jahren von dem Verstorbenen eine Schilderung seines Schulmeisterlebens zu Grenchen in der Schweiz erbeten und für die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ verwertet. Jetzt erbat er die Briefe Mathys von den Adressaten zurück, soweit sie ihm bekannt waren, ließ sich von Freunden des Verstorbenen berichten und schöpfte aus den Tagebüchern desselben. Auf diese Weise kam hinreichender Stoff zusammen; das Buch wurle im Sommer 1869 zu Siebleben geschrieben, 1870 kurz vor Ausbruch des Krieges veröffentlicht.

Die Lebensbeschreibung ist infolge der gewaltigen, gleich nach ihrer Herausgabe eintretenden Ereignisse weniger beachtet worden, als sie verdiente. Denn sie ist nicht nur ein Denkmal freundschaftlicher Gesinnung, sondern gewissermaßen eine Fortsetzung der „Bilder“. Diese schließen mit den schweizerischen und dörflichen Erlebnissen und Thaten Karl Mathys. Die Biographie führt sie weiter bis an die Schwelle des großen Jahres. Sie giebt ein vorzügliches Bild der Zustände, der Ent- und Verwickelungen, des unruhigen Durcheinanderwogens der politischen Bestrebungen im Westen und Süden unseres Vaterlandes. Wie sie einige Kenntnis der historischen Ereignisse und Verhältnisse jener Zeit voraussetzt, so ist sie auch wieder in hohem Maße geeignet, die geschichtliche Anschauung zu klären und zu vertiefen. Was sie menschlich besonders anziehend macht, ist, daß wir in ihr den Entwicklungsgang und das Charakterbild eines durchaus selbstgemachten Mannes erkennen, der sich in den verschiedensten Lebenslagen und Berufsarten bewegt und keiner Arbeit geschämt hat, der Buchdrucker und Dorfschulmeister gewesen ist und es durch eigene Kraft und Begabung zu hervorragender politischer Bedeutung und zuletzt zur höchsten Stelle in einem deutschen Staate gebracht hat. So ist diese Biographie vorzugsweise geeignet, vorbildlich zu wirken, und wenn sie kein Jugendbuch ersten Ranges geworden ist, so liegt das einerseits daran, daß die darin geschilderten Verhältnisse vielfach recht verwickelt, unjugendlich und unerquicklich sind, und andrerseits an einer gewissen Breite der Darstellung. Für gereifte Männer bleibt das Buch eine höchst interessante und zugleich belehrende Lektüre.

## XIV. Der Krieg gegen Frankreich und „Die Ahnen“.

Noch im Spätherbst des Jahres 1869 legte Freytag in sein Buch „Karl Mathy“ die Frage an den verstorbenen Freund ein: „War es Täuschung, als du den Worten und der Gesinnung eines andern hochsinnig vertrautest, oder wird das Ende erweisen, daß du recht gehabt? Du hast nach deinen bescheidenen Machtmitteln gethan, was du mußtest. Der andere hat die Ausführung auf sein Leben und Haupt genommen. Wir harren.“ Dies Harren sollte Freytag und seine Freunde nicht täuschen. Das Ende erwies, daß nicht Freytags in jenen Worten leise durchklingender Zweifel, sondern Mathys hochsinniges Vertrauen recht hatte. Der „andere“ führte, was er auf sein Leben und Haupt genommen hatte, nämlich die dauernde Vereinigung Süddeutschlands mit Norddeutschland, schon im Jahre darauf zum Ziele. Der große Krieg, der das, wofür Freytag seit fünfundzwanzig Jahren mit seiner Feder gekämpft hatte, so überraschend schnell und glücklich vollendete, brach aus. Unser Dichter sollte ihn nicht fern von den Ereignissen in der Arbeitsstube, sondern als Augenzeuge der großen Thaten im Feldlager erleben.

Im Juli des großen Jahres 1870 erhielt er unerwarteterweise die Aufforderung, in das Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und den Feldzug als Berichterstatter im Auftrage des hohen Herrn mitzumachen. Was hätte ihm erwünschter kommen können? Unter den günstigsten Verhältnissen konnte er hier das große Drama miterleben. So zog er denn „in der Wetterwolke, welche über Frankreich dahinfuhr“, mit dahin. Am Abend des 11. August hatte er mit dem Kronprinzen auf der Höhe der Vogesen in dem Gebirgsdorfe Petersbach die merkwürdige und bedeutsame Unterredung, von welcher noch die Rede sein wird. Dann kam der Tag von Sedan. Freytag erlebte den weltgeschichtlichen Augenblick, als der General Reille auf der Berghöhe von Donchery ansprengte und dann mit entblößtem Haupt über das Ackerfeld auf den König zuging, der ihn im Halbkreis seiner Generäle, auf den Säbel gestützt, erwartete.

Allmählich aber wurde es ihm peinlich, den bloßen „Schlachtenbummler“ zu spielen; auch sah er sich durch seine persönlichen

Beziehungen zum Hauptquartier in der Wahrheit der Berichterstattung vielfach gehemmt. Darum nahm er in Reims seinen Urlaub und reiste mit einem Feldjäger zurück. Es war eine seltsame Fahrt, wie durch ausgestorbenes Land, kein Mensch, kein Stück Vieh, kein Wagen meilenweit zu sehen. In den Dörfern war überall telegraphisch frisches Fuhrwerk bestellt worden. Trotzdem empfing der kommandierende Landwehroffizier die Ankommenden zwar überall sehr höflich mit gutem Rotwein, erklärte aber stets, ein Wagen sei nicht aufzutreiben gewesen. Dann ging der Feldjäger allein in die Höfe, danach zu suchen, und brachte immer nach kurzer Frist einen an. Nur einmal stand einer schon bereit, und zwar an einem Orte, wo ein Unteroffizier den Befehl hatte. So ging es zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag ununterbrochen weiter; oft stieg der Feldjäger in der Dunkelheit an Kreuzwegen ab und suchte nach den Wegzeichen. In Pont-à-Mousson trennte sich Freytag von seinem Begleiter und fuhr über Nancy, wo ihm das französische Gesindel auf dem Bahnhofe das übliche „à bas les Prussiens!“ zubrüllte, in den Elsaß und nach Hause.

Die Frucht dieser Reise in Feindesland sind erstens die Kriegsartikel in den „Grenzboten“ und im „Neuen Reich“, nicht eben zahlreich, aber zu dem Besten gehörig, was es in dieser Art giebt, keineswegs bloße Schilderung und Erzählung, sondern, wie der Charakter der Zeitschriften, für die sie bestimmt waren, es verlangte, voller Betrachtungen, Parallelen und feinsinniger Erwägungen über die augenblickliche Lage und die voraussichtliche Gestaltung der Zukunft. Aus diesen feinen Kabinettstücken ist auch zu ersehen, welch gediegenes Verständnis militärischer Dinge sich Freytag durch Studien und Erkundigungen bei den besten Autoritäten angeeignet hatte. Wie alles, was er angriff, so vertiefte er auch diesen Gegenstand einerseits durch die historische und andererseits durch die psychologische Betrachtungsweise. Beide in vorzüglicher Vereinigung zeigt z. B. der vortreffliche Aufsatz „Schlachtenmut der Deutschen sonst und jetzt“, geschrieben zum Siegeseinzug der heimkehrenden Truppen, in welchem er die Stimmungen und Gefühle des kämpfenden deutschen Kriegers durchgeht, von den Römerschlachten an bis zum Kompagnieangriff des eben siegreich beendeten Krieges — ein Aufsatz, der des höchsten Interesses sicher ist, besonders derer,

die je in sich selbst Schlachtenmut und Kanonenfieber erlebt haben. Der letzte Artikel in dieser Reihe: „Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule", geschrieben zum 2. September 1873, schildert die ungeheuern Fortschritte, welche das preußische Volk in den letzten sechzig Jahren besonders in materieller Beziehung gemacht hat, mahnt aber auch das neue Geschlecht, die Tugenden des alten, die Bescheidenheit, opferwillige Anspruchslosigkeit und treue Pflichterfüllung nicht über den modernen Errungenschaften einzubüßen. Damit wird ein Ton angeschlagen, der auch in den „Erinnerungen" vernehmlich wiederklingt, und der von uns gar nicht genug beherzigt werden kann. Wie ein warnender Erzieher und treuer Lehrer steht der erfahrene und weltkundige Mann vor seinem heißgeliebten deutschen Volke und weist es auf die Abwege und Gefahren hin, die seiner Zukunft von der neuen, äußerlich so glänzenden Entwicklung drohen.

Die zweite, ungleich bedeutendere Frucht der siebziger Heerreise ist zugleich die letzte und umfangreichste Dichtung Freytags. Schon vor Jahren, als er zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" seine Studien machte, hatte Moritz Haupt gelegentlich geäußert, daß diese zu Vorstudien werden müßten für einen historischen Roman. Seit 1867 trug er sich ernstlich mit der Idee eines solchen. Es lockten ihn „Situationen und Farben und vieles Originelle in dem poetischen Empfinden der alten Knaben". Die lange Beschäftigung mit den Seelenzuständen der früheren Generationen mußte allmählich den produktiven Trieb des Dichters zu dem Versuche reizen, die kulturhistorischen Bilder, die vor seinem Geiste schwebten, in poetische umzusetzen. Als dann der nationale Frühling kam, viel herrlicher, als er selbst je gedacht hatte, da reiften diese Keime zu Früchten. Während er auf den Landstraßen Frankreichs im Gedränge der Männer, Rosse und Fuhrwerke einherzog, fielen ihm immer wieder die Einbrüche der alten Germanen in das römische Gallien ein; er überdachte, wie die deutschen Heere und ihre Führer sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben. Eine kleine Frucht dieses Nachdenkens war der eben erwähnte Aufsatz über den Schlachtenmut, eine große wurden „Die Ahnen", und niemand anders teilte er die neue Idee eher mit, als dem preußischen Kronprinzen damals, als dieser

gerade zu Ligny leidend auf dem Feldbette lag. Der hohe Herr war sehr damit einverstanden und legte dem Dichter nahe, das Werk der Kronprinzessin Viktoria zu widmen, was dann auch geschehen ist. Auf dem Titel steht „Roman". „Die Ahnen" sind aber eine Sammlung von acht Romanen, deren jeder vollständig abgeschlossen dasteht und durchaus als Ganzes genossen und aus sich heraus verstanden werden will. Die Fäden, welche die Reihe verbinden, sind zwar nicht versteckt, aber verhältnismäßig zart und können daher leicht übersehen werden.

Der erste Roman, „Ingo" betitelt, hat zum historischen Hintergrund die Kämpfe der alten Germanen mit den Römern und das Reckentum heimatloser Helden. Ingo widersteht in Treue gegen sein Weib, die schwererrungene Irmgard, den Ansprüchen der mächtigen Königin Gisela, der Witwe des Türingerkönigs Bisino, die ihn zum Manne begehrt. Nach einer kurzen Zeit des Glücks auf der neu erbauten Idisburg erliegt er der Rache der Beleidigten; sein Weib läßt sich mit ihm unter den Trümmern des brennenden Hauses begraben. Das Kind rettet eine treue Magd. Die Eifersucht der beiden Frauen, von denen eine dem Helden in der Jugend verlobt war, die Streitscene zwischen ihnen auf dem Burghof, das Lied des Sängers beim Mahle der Mannen, die Hilfe im Sachsenkrieg, die verhängnisvolle Jagd, die Nachtwache an der Halle, endlich der Brand des Hauses und die mordgrimme Königin vor demselben, alle diese Züge und manche andere sind der deutschen Heldensage, besonders dem Nibelungenlied entnommen und geschickt zu dem neuen Bilde verwoben. Eine höchst gelungene, fast humoristische Gestalt ist der König Bisino, dessen Namen übrigens in Ortsnamen wie Biesenrode, Bösenrode, Bösenburg am Süd- und Ostharz fortlebt. Er ist ein Emporkömmling und Geizkragen, ein Typus bäuerlicher Schlauheit, die sich bei ihm zu einer Art von Staatsraison weiter gebildet hat; so muß es der König unter anderm verstehen, im gegebenen Augenblick zu schweigen, die Augen klein zu machen und überlegen zu zwinkern. Im übrigen weht durch den Roman das volle Pathos der Heroenzeit; Tapferkeit und Treue, aber auch Argheit und Untreue, grimme Leidenschaft und heldenmütige Entsagung, wilde Starrheit und zarteste Empfindung treten oft fast unvermittelt nebeneinander.

Der Zusammenhang dieses Romans mit dem folgenden,

„Ingraban“, wird durch den „Drachenzauber“ gebildet, den Ingo einst in der Alemannenschlacht dem römischen Fahnenträger abgenommen und auf seine Nachkommen vererbt hat. Die Geschichte spielt zur Zeit des Bonifatius und der Bekehrung des inneren Deutschlands. Der Held, anfangs trotziger Heide, wird nach schweren Schicksalen, die er sich durch seine Verwegenheit und Leidenschaftlichkeit bereitet, endlich durch die mächtige Persönlichkeit Winfrieds, durch die aufopfernde Liebe zu der jungen Christin Walburg und durch den Opfertod des jungen Mönches Gottfried dem neuen Glauben gewonnen. Er läßt seinen ererbten heidnischen Talisman durch Winfried verbrennen und fällt nach langem, glücklichem Leben mit seiner Hausfrau und seinen Kindern als Fahrtgenosse Winfrieds bei den wilden Friesen. — Ingraban ist der Vertreter des deutschen Volkes. An die Bekehrung zum Christentum ist der Sieg über die Slawen geknüpft. Nicht eher werden die Türinge der drängenden Sorben Herr, als bis die Stimme des Christengottes, der Glockenton, sie zum Kampfe ruft. Der Gang der Handlung ist nicht immer ganz durchsichtig; einzelne wichtige Ereignisse sind hinter die Coulissen verlegt, z. B. die Flucht Ingrabans aus dem Sorbenlager. Im ganzen steht der Roman hinter dem ersten etwas zurück. Der trotzige, leidenschaftliche, aber treue und tapfere Heide ist in lebensvolleren Farben geschildert als der bekehrte Christ. Vielleicht fühlte der Dichter dies und hängte deswegen das traurige Nachspiel im Friesenlande an, indem er der Dichtung dadurch einen wuchtigeren Abschluß zu geben gedachte; allein dieses durch dreißig Jahre von dem eigentlichen Inhalt der Geschichte getrennte Ereignis bleibt ein unorganisches Anhängsel und ist nicht eben sehr kräftig und wirkungsvoll ausgefallen.

Im dritten Roman, dem „Nest der Zaunkönige“, fällt der Schluß seit Immos Verwundung etwas ab. Die Konflikte werden nicht durch Thaten, sondern durch ein großes Gericht König Heinrichs II., durch Reden und Gegenreden, gelöst. Auch hat die Erzählung keinen großen nationalen Hintergrund, und die Kämpfe König Heinrichs gegen unbotmäßige Markgrafen und Herzöge können einen solchen nicht ersetzen. Gut ist dagegen das Leben in der Klosterschule und der Widerstreit in der Seele des Helden gegen den aufgezwungenen geistlichen Stand

geschildert, und vorzüglich die Art, wie die vier Weisheitslehren, die Immo von dem alten Bertram erhalten hat, sich bewähren.

Weit über den beiden letzten Romanen stehen „Die Brüder vom deutschen Hause“, eines der besten Stücke des ganzen Cyklus. Dieser Roman führt uns in die Zeit der Kreuzzüge und des großen Kampfes zwischen Kaiser und Papst; beide treten persönlich darin auf. Mit einem friedlichen „Mairitt“, edlem Ritterspiel und höfischem Minnedienst beginnt die Erzählung, dann schließt sich Ivo dem Kreuzzug Friedrichs II. an; das bunte Leben in der Hafenstadt Akkon zieht an unsern Augen vorüber; mit großer Anschaulichkeit werden die verworrenen Verhältnisse im heiligen Lande gezeichnet, nicht in allgemeinen Schilderungen, sondern so, wie sie auf das Geschick des Helden bestimmend einwirken. Dieser gerät durch Verrat in die Gefangenschaft der Assassinen des Libanons, deren Verfassung und Zustände mit den idyllischen Thälern, dem „Alten vom Berge“ und den unheimlichen Messermördern sehr fesselnd dargestellt sind. Nachdem Ivo durch einen treuen Gefährten befreit worden ist, gelangt er glücklich in die Heimat zurück, und muß nun erst innerlich, dann äußerlich den härtesten Kampf seines Lebens bestehen. In seiner Seele haben schon lange echte und falsche Liebe miteinander gerungen. Anfangs ist die letztere, „der Dienst der Herrin“, das höfisch-minnesingerische Verhältnis zu der schönen und reichen Gräfin von Meran, einer Nichte des Kaisers, übermächtig. Allmählich aber merken wir, daß der Held „die Magd“ Friderun, die Tochter des freien Bauern Bernhard, seine Jugendgespielin, wahrer und inniger liebt als jene stolze Schönheit. Ihm selbst wird dies erst in einer hinreißenden Scene am Ende klar: die Herrin erscheint mit dem Wappenmantel, den er für sie zusammenturniert hat, auf seiner Burg, entflammt seine Sinne von neuem aufs mächtigste und bietet ihm zugleich mit ihrer Hand alle Ehren und Reichtümer dieser Welt; schon liegt sie an seiner Brust, schon werden heiße Küsse gewechselt, da bringt ein Bote die Kunde, daß Friderun, die um seinetwillen zum Kaiser nach Welschland gezogen war, als Ketzerin auf einem Karren, gebunden, zum Scheiterhaufen geführt wird. Da fällt all das unwahre, höfische Minnewesen wie Spinngewebe von ihm ab, mächtig und heiß bricht es in seinem Herzen auf, die verlocken-

den und flehenden Worte der Gräfin verhallen wirkungslos an seinem Ohr, er läßt die glänzende Herrin, der er jahrelang gehuldigt, die ihm soeben Herz und Hand ergeben hat, allein zurück, ruft den Hof zu den Waffen und sprengt mit den Getreuen fort, um die „niedere Magd“ zu befreien.

Durch ihre Rettung zieht er die unerbittliche und furchtbare Rache Konrads von Marburg und seiner Ketzerrichter auf sein Haupt. So folgt auf den inneren Kampf der äußere. Eine dem Ingo ähnliche Schlußkatastrophe tritt ein, nur daß an Stelle des racheschnaubenden Weibes ein wütender Priester getreten ist. Im altersgrauen Turme, der letzten Zufluchtsstätte seines Geschlechtes, verteidigt Ivo mit wenigen Getreuen sich und die Geliebte gegen die fanatischen Henkersknechte der Inquisition. Durch das Erscheinen der Brüder vom deutschen Hause nimmt die Sache diesmal eine günstige Wendung. Der Held gelobt sich dem Orden, gewinnt dadurch dessen mächtigen Schutz und zieht als dessen Zugewandter nach Osten in das wilde Preußenland, um dort eine Burg zu bauen und als Krieger die junge deutsche Saat zu schirmen. Friderun begleitet ihn als sein Weib. Statt eines glänzenden Hof- und Ritterlebens hat er ein Dasein gewählt, voll von Arbeit, Kampf und Entbehrung, aber auch voll innerer Befriedigung und reich an Liebe und Herzensfreude.

Mit dem großen Kampfe zwischen wahrer Empfindung und unwahrer Scheinleidenschaft verbindet sich auf diese Weise der Kampf zwischen dem Frühlichte evangelischer Erkenntnis und der Finsternis des mittelalterlichen Glaubensfanatismus; jene wird zwar zur Zeit noch gewaltsam in Flammen und Blut erstickt, aber ihre Keime bleiben für die Zukunft bewahrt, und im fernen Preußenlande ist jeder Christ ehrwürdig; man sorgt um anderes als um die religiösen Meinungen der einzelnen. Als dritter großer Gedanke tritt hinzu die Kolonisation des slawischen Ostens durch das deutsche Schwert und den deutschen Pflug. Sie ist in bewußten Gegensatz gestellt gegen die phantastischen Kreuzfahreransiedlungen in Palästina, die keinen inneren Halt haben und keine Dauer versprechen. Diese drei Ideen, die ethische, religiöse und nationale, bilden am Schlusse des Romans einen mächtigen Dreiklang, dem eine gewaltige und ergreifende Wirkung auf jedes für Ideen empfängliche Gemüt sicher ist.

Die dann folgende Erzählung „Markus König“ spielt im Zeitalter der Reformation, aber nicht in Mitteldeutschland sondern in Thorn und Umgegend, wo das Geschlecht der „Zaunkönige“ unter dem bürgerlichen Namen „König“ seit drei Jahrhunderten ansässig ist. Die Verhältnisse, welche der Erzählung zu Grunde liegen, sind die zerfahrenen und unklaren eines Übergangszeitalters. Thorn ist samt den übrigen Städten des Weichsellandes seit lange vom deutschen Orden abgefallen und der Souveränität der Krone Polen unterstellt. Markus König, der Titelheld, hat sich nun als deutsch gesinnter Mann zum Lebensziel gesetzt, seine Vaterstadt wieder unter die deutsche Herrschaft zu bringen; für diesen Zweck arbeitet, spart und intrigiert er. Der Orden aber ist in Schwelgerei und Unzucht versunken, er verdient nicht, daß sich ein wackrer Mann um ihn müht. Auch für Markus König selbst kann man sich nicht erwärmen; denn obwohl er im Grunde keineswegs ohne Gemüt ist, tritt er in allen Lebensbeziehungen kalt, herbe und streng auf, steht auch der beginnenden reformatorischen Bewegung mit entschiedener Abneigung gegenüber bis ganz zuletzt, wo er als gebrochener Greis Luthers geistlichen Zuspruch sucht. Der Bürgermeister ist ein verständiger, braver Mann, hält es aber mit Polen; darum kann man auch mit ihm nicht sympathisieren.

Auch die Schwierigkeiten und Skrupel wegen der Gottgefälligkeit und Rechtsgültigkeit der Ehe zwischen Georg und Anna sind uns, die wir im Zeitalter des Civilstands leben, nicht mehr recht verständlich; sie kommen uns gekünstelt und gequält vor. Uns will diese Ehe, wenn sie auch nur im Ringe der Genossen unter der Fahne geschlossen ist, wegen der Tiefe und Treue der gegenseitigen Neigung so wahr und echt erscheinen wie nur eine. Um sie für rechtsgültig zu erklären und kirchlich zu weihen, müssen aber die Eheleute, nachdem sie sich nach jahrelanger Trennung eben wieder gefunden haben, sofort wieder auseinandergehen und nach zwei Monaten zur Entscheidung vor Luther erscheinen. Das berührt uns so, als setze man Maschinen in Bewegung, um einen Strohhalm beiseite zu schaffen. Die lange Verhandlung mit Luther hat ebenso wie die Gerichtsscene im „Nest der Zaunkönige“ etwas Ermüdendes. Auch das will uns nicht recht in den Kopf,

daß der Greis Markus erst zu Luther wallfahren muß, um seinen ingrimmigen Haß gegen den Hochmeister, von dem er sich verraten glaubt, vor seinem Ende loszuwerden. Aber es ist zuzugeben, daß hierdurch eine wirkungsvolle und ergreifende Abschlußscene gewonnen wird; auch erfahren wir in ihr mancherlei, was zum Verständnis des Zusammenhanges notwendig ist.

Der eigentliche Held des Romans ist nicht Markus König sondern sein Sohn Georg. Dieser ist aus demselben Holze geschnitzt wie die Bolz und Fink, wenn auch ohne deren Humor, eine heitere und lebenslustige Persönlichkeit, voll Mut und Kraft, die sich in alle Lagen zu schicken weiß, dabei ein Mann von warmem Herzen und treuer Gesinnung. Die Geschichte seiner Liebe zu Anna Fabricius gehört zu dem Zartesten und Wahrsten, was Freytag auf diesem Gebiete gedichtet hat. Wie herrlich ist bei aller Kürze die Schilderung des weiten Rittes Georgs von Frankfurt a. M. bis zu dem alten Turme, in welchem die geliebte Gattin seiner harrt, und das Wiedersehen der beiden. Anna selbst ist eine von den Gestalten, die man sofort als innerlich wahr empfindet, echt mädchenhaft, herbe und doch innig, ohne heroischen Beigeschmack und elementare Leidenschaftlichkeit, aber von tiefster Religiosität und reinster Empfindung. Ihren Abschied von dem Geliebten zur Schlittenreise nach Elbing wird niemand ohne innere Bewegung lesen können; wie natürlich und menschlich wahr und doch mit wie wenigen und einfachen Zügen weiß der Dichter das Weh der Trennung zu schildern. Ebenso steht es mit dem Seelenkampf, den sie im Beginn ihrer Ehe durchzumachen hat; die Liebe zieht sie mit aller Macht zu Georg, Sitte und Zucht halten sie zurück, bis endlich die erste siegt und aus zwei sich einsam Verzehrenden ein glückliches Paar wird.

Die äußeren Zustände stehen uns hier schon ungleich näher als in den früheren Bänden der „Ahnen“. Die humanistischen und die reformatorischen Ideen haben bereits Wurzel gefaßt. und beide kämpfen vereint gegen den mönchischen Obskurantismus; der Magister repräsentiert die Verbindung dieser Ideen und bekommt durch den leichten humoristischen Beisatz, der ihm gegeben ist, den warmen und lebensvollen Zug, der uns so an ihm gefällt. Das Treiben in der noch mittelalterlichen

Stadt, der Teufelsaberglaube, der beginnende Buchhandel, der untergehende Volksstamm der Preußen, das Leben der „frommen" Landsknechte, die sich in Burg und Stadt zu einem selbständigen kleinen Kriegerstaate aufgethan haben, — das alles sind meisterhafte Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Ob freilich ein so mörderischer Zweikampf zweier Landsknechtsfähnlein während eines Waffenstillstandes in der damaligen Zeit wahrscheinlich oder nur möglich war, muß dahingestellt bleiben. Auch die That des Peter Meffert am Ende des Gefechtes gegen seinen eigenen Fähnrich ist zu unsoldatisch, als daß sie innerlich glaubhaft wäre.

Was den Zusammenhang der Ereignisse betrifft, so sind einige Punkte nicht ganz klar geworden. So erfährt man z. B. nicht, ob Anna und der kleine Romulus wirklich mit dem Kahne umgeschlagen und dann gerettet worden sind, oder ob das nur eine falsche Nachricht gewesen ist. Ferner ist unwahrscheinlich, daß sie in den Jahren, die seitdem verflossen sind, gar keinen Versuch macht, ihrem Gatten Kunde von sich zu geben, sondern in dem alten Turm thatenlos wartet, bis der Gatte sie etwa aufsucht; und wovon haben sie, ihr Vater und ihr Kind dort eigentlich so lange gelebt? Derartige Fragen tauchen einem bei der Lektüre noch mehrere auf. Die Erzählung ist in manchen Teilen eben nur skizziert und nicht ausgeführt.

„Der Rittmeister von Alt-Rosen" führt uns in die letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges. Die Verwüstung des Landes, die Hexenprozesse, die vorwiegend theologisch-dogmatische Denkweise geben dem Roman das Zeitkolorit. Eine Anzahl thüringisch-sächsischer Regimenter des verstorbenen Bernhard von Weimar haben sich von Turenne, an den sie durch ihre Offiziere verkauft waren, losgesagt, finden im Grafen Königsmark einen neuen Kriegsherrn und zwingen unter seiner Führung den Kaiser, endlich den langersehnten Frieden abzuschließen. Zwei Liebesgeschichten gehen daneben her, eine theologisch-geistliche und eine kriegerisch-weltliche. Die zweite wird, wie im „Neste der Zaunkönige" durch eine Entführung zu gutem Ende gebracht, die erste durch das offene Bekenntnis Reginens — man denkt unwillkürlich an Goethes „Iphigenie" — und durch die Entscheidung Herzogs Ernst von Gotha. In diesem setzte der Dichter dem Ahnherrn

seines Landesherrn als einem frommen und wackern Friedensfürsten in schwerer Zeit ein ehrendes Denkmal. Überhaupt zeichnet er mehr fast als die Verheerung selbst — mit den unmenschlichen Martern jener Zeit verschont er uns glücklicherweise gänzlich — den Beginn des Wiederaufbaus und die Elemente, welche das deutsche Volk nach dem furchtbaren Sturze allmählich wieder emporhoben.

Von den Charakteren sind Rittmeister Bernhard König und Judith dieselben, die wir schon kennen, heroisch, stark und entschlossen, Regine und Licentiat Herrmann sind mit ihrer innigen evangelischen Frömmigkeit, die bereits einen geringen pietistischen Beigeschmack hat, neu. Der Reiterjunge Pieps ist ein kleiner Absenker von Kunz und Bolz. Sehr schön hat der Dichter die konventionelle, etwas geschraubte und überhöfliche Redeweise der Zeit mit den zahlreichen Fremdwörtern nachgeahmt, überhaupt einen ganz leichten, für den, der ihn spürt, sehr ergötzlichen Hauch von Ironie über diejenigen Teile seiner Geschichte gegossen, in denen die geistliche Anschauungsweise und die altfränkische, ehrbare Steifheit der Zeit zum Ausdruck kommt. Der Schluß ist eine Überraschung schlimmster Art.

Bernhard und Judith haben so unendlich viele Fährlichkeiten überstanden, Judith ist eben glücklich an der Schwelle ihrer alten schlesischen Heimat angelangt und will nun mit ihrem geliebten Mann ein neues Leben beginnen in Frieden und Freude, da läßt der Dichter beide gänzlich unerwartet einem feigen Mörder zum Opfer fallen, der seit dem ersten Kapitel überhaupt nicht wieder aufgetreten ist, und von dem man weder recht begreift, woher er die „Hexe aus Thüringen“ persönlich kennt, noch wie er unter die Kaiserlichen und nach Schlesien geraten ist. Dieser böse Zufall wird wenig Lesern und noch weniger Leserinnen gefallen, und daß Pieps sofort Rache übt, daß die hier gewechselten Schüsse die letzten des grauenvollen Krieges sind, daß der Dichter zweifelhaft ist, ob er die Getöteten glücklich preisen oder beklagen soll, alles das wird kaum jemand über den Gedanken hinweghelfen, daß dieses plötzliche Ende ein nicht notwendiges und unorganisches Anhängsel sei, ähnlich wie im „Ingraban“.

Auch die folgende Erzählung, „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“ hat wie „Der Rittmeister“ die Geschicke

eines Geschwisterpaares zum Gegenstand und ist daher mit diesem unter dem gemeinsamen Titel „Die Geschwister“ zu einem Bande vereinigt. Der „Freikorporal“ ist öfters abfällig beurteilt worden. In der That ist er vielfach skizzenhaft geblieben, und die Schilderung des öden und harten Garnisonlebens unter Friedrich Wilhelm I. mag manchen abstoßen. Allein die Charaktere sind gut gezeichnet; der ernste, tieffühlende Theologe, dem Freytags Großvater (S. 11 ff.) zum Modell gedient hat, der mutige, aufopfernde, männlich-stolze Soldat, das zierliche, warmherzige sächsische Fräulein, der feste und liebevolle Vater sind anziehende Gestalten aus enger und gebundener, aber gemütvoller und gefühlsinniger Zeit, und wie lebenswahr ist der zweimalige Kampf in der Seele des preußischen Königs zwischen launischem Gelüst und königlichem Gerechtigkeitsgefühl dargestellt worden!

Besonders gelungen ist aber wiederum das Zeitkolorit. Den Gegensatz zwischen dem rauhen, aber strammen und geradlinig-dienstlichen preußischen Wesen und der feineren und anmutigeren, aber bequemen und läßlichen sächsischen Art hat seit „Minna von Barnhelm“ kein Dichter zu so lebendiger Anschauung gebracht. Dort die Uniform und die Tabakspfeife, hier der seidene Schlafrock und die Chokolade, dort der Offizier, hier der gräfliche Hofmeister, dort der König im Zelt die Entscheidung herbeiführend, hier die königliche Maitresse beim Trisette. Wie trefflich schildert in kurzen Worten der zufriedene Landmann Schulze (S. 329) die kraftvolle Eigenart des preußischen Staates und das Wesen des preußischen Absolutismus: „Unser König führt einen schweren Stock, aber er sorgt auch wie ein Vater für die Blauen und für uns Andere in Hemdsärmeln.“ Ferner das gesetzlose, bigotte, grausame Regiment der Jesuiten und Polen, die Bedrückung und Hilflosigkeit der Deutschen und Evangelischen im Weichsellande und als einzige Hoffnung die, daß sich der König von Preußen der Gequälten annehmen werde — wieder die Kolonisation des Ostens, auf die Freytag als Sohn der slawischen Grenzgebiete so häufig hinweist.

Der letzte Roman der ganzen Reihe, „Aus einer kleinen Stadt,“ zeichnet sich durch ganz besondere Lebenswärme und Lebenswahrheit aus, denn in ihm hat Freytag die Eindrücke

und manche einzelne Erlebnisse seiner Jugendzeit verwertet. In der kleinen Stadt mag man Kreuzburg wieder erkennen, der einsame Pfarrhof mit der alten Holzkirche und dem Ringwall der Vandalen ist das Dorf Wüstebriese, wo Freytags Großvater Pastor war. Die Zeit der schweren Not, der furchtbare Druck durch den fremden Eroberer, das zähe Ankämpfen einer kleinen Zahl mutiger Männer gegen den Übermächtigen, dessen schleichende, tigermäßige Tücke und dann wiederum der wunderbare Umschwung, die überschwellende Erhebung, die Opferfreudigkeit des Volkes, der frische und fröhliche Parteigängerkrieg, alles das war dem Dichter in der ersten Jugend durch die Erzählungen seiner Eltern und andrer älterer Leute lebendig aufgegangen. In der gemütvollen Schilderung des deutschen Bürgertums ist „Aus einer kleinen Stadt" von allen Romanen Freytags am nächsten mit „Soll und Haben" verwandt.

Während in „Ingo" und den „Brüdern" der Held zwischen zwei Frauen stand, steht hier die Heldin zwischen zwei Männern, die sich bis zum Tode um ihren Besitz befehden, obwohl jeder dem andern, wo er wehrlos ist, edelmütig das Leben rettet. Henriette bindet die Pflicht der Dankbarkeit und des gegebenen Wortes an den französierten Deutschen Dessalle, die Neigung des eigenen Herzens und die Grundstimmung der Seele an den echten Deutschen, Doktor Ernst König. Ihn rettet sie, obwohl sie noch dem Dessalle verlobt ist, als er in der höchsten Gefahr schwebt, durch eine heroische That. Acht schwere Jahre muß das Paar schmerzliche Entsagung und lange Ungewißheit über sich ergehn lassen, bis endlich mit der Befreiung des Vaterlandes um so voller und reicher das Glück erscheint. Daneben her geht die prächtige Geschichte, wie der wohlhabende, ältliche Einnehmer Köhler das arme adlige Fräulein von Buskow liebgewinnt und heimführt.

Mit „Aus einer kleinen Stadt" hat der Dichter das alte thüringische Geschlecht bis in das bürgerliche Leben des modernen Staates begleitet, wo die beste Bürgschaft für ruhiges, dauerndes Glück gegeben ist. Er wollte aber die Erzählung bis über das Revolutionsjahr weg in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hineinführen, um einen Blick auf die neueste Zeit zu gewinnen; er wollte ferner die früher berichteten Ereignisse umgebildet, wie in leichtem Spiele noch einmal vorführen.

Darum hat er dem letzten Roman einen Schluß angehängt, der weder Roman noch Novelle, sondern bloß historischer Bericht ist von den Schicksalen des Sohnes des Doktors Ernst und der Henriette. Viktor verliebt sich schon als Knabe in ein kleines Schauspielermädchen, welches mit einer Wandertruppe in das Städtchen kommt, er geht als Student bald nach Berlin, verkehrt dort in Schauspielerkreisen und trifft jenes kleine Mädchen als herangereifte Bühnengröße von neuem. Er schreibt zuerst mit gutem Erfolg eine Technik des Dramas, wird dann aber politischer Tagesschriftsteller und Journalist und vermählt sich zuletzt mit einer adligen Dame. All dieses, auch daß der Vater Arzt war und die Mutter Henriette hieß, hat er mit dem jungen Gustav Freytag gemein, woraus man den sehr nahe liegenden Schluß gezogen hat, daß Viktor König Gustav Freytag selbst sein solle, daß dieser sich also gleichsam die Ahnen auf den eigenen Leib geschrieben habe. Der Dichter verwahrt sich energisch dagegen; er meint, das wäre geckenhaft gewesen, und erklärt einen Teil der Übereinstimmungen aus den allgemeinen Zeitverhältnissen. Er hat sich also zwar nicht unter Viktor König geradezu gemeint, aber vieles aus seiner Entwicklungsgeschichte auf ihn übertragen. Zu der „spielenden Vorführung" früher erzählter Ereignisse gehört z. B., wenn Victor bei dem studentischen Korps der „Vandalen" einspringt und mit dem ersten Chargierten der „Türinger", Richard von Henner „aus dem Hause Ingersleben", auf die Mensur tritt; da haben wir Georg König und Henner und weiter zurück Ingo und Theodulf. Wenn er sich nachher mit demselben Henner zu gemeinsamer litterarischer Arbeit verbindet, so entspricht dies dem späteren Treuverhältnis zwischen Georg und Henner und zwischen Ivo und seinem Marschalk.

Die Idee nämlich, welche den ganzen Romancyklus beherrscht, ist dieselbe, welche auch schon den „Bildern aus deutscher Vergangenheit" zu Grunde lag, die geheimnisvolle Einwirkung der Ahnen auf die Entschlüsse, auf den Charakter und das Schicksal der Enkel. Demgemäß sind die Helden der acht Romane in Eigenheit und Lebensführung einander sehr ähnlich. Sie alle kämpfen gegen eine überlegene Macht und erringen nur unter schweren Gefahren, oft durch Gewalt und

Entführung das geliebte Weib. Alle besitzen ein kräftiges Selbständigkeitgefühl, hassen Unfreiheit und Dienstbarkeit in jeder Form und verachten unwürdige Streberei und niedrigen Knechtssinn; es sind starke, stolze und kühne Männer, die ihre Persönlichkeit in der Welt — um einen Lieblingsausdruck Freytags zu gebrauchen — wohl zu behaupten wissen. Gelegentlich treibt sie heiße Leidenschaft zu verwegener oder unbesonnener That, aber redlich, gutgesinnt und vor allem treu sind sie bis auf den Grund ihrer Seele. Treu nicht nur gegen die Geliebte, sondern auch gegen den Genossen und das Geschlecht, endlich gegen Volk und Vaterland. Sie sind deutschgesinnt und halten zu den Personen oder Mächten, welche die Sache des deutschen Volkes vertreten, helfen dagegen dessen Feinde bekämpfen, seien es nun Römer, Sorben, Empörer, Papisten, Polen oder Franzosen. Sie gehören ferner weder den höchsten noch den niedersten Schichten der Nation an, sondern, der Freytagschen Gesinnung entsprechend, dem Mittelstande, zuerst dem mäßig begüterten Adel, der mit den freien Bauern freundschaftliche Beziehungen pflegt, dann, seit der Bürgerstand hervortritt, diesem.

Dieselbe Familienähnlichkeit besitzen die Frauen; es sind hohe Gestalten mit blonden germanischen Haaren, die treu zu dem Geliebten stehen und heldenhaft mit ihm Not und Tod teilen, wie Irmgard, Walburg, Hildegard, Anna, Judith, oder gar sich selbst in schwere Gefahr begeben, um ihm zu helfen, wie Friderun und Henriette. Neben dem Helden steht ein treuer Schwertgenosse: Wolf, Wolfram, Bruniko, Henner (zweimal), Gottlieb Stange, Hans, ihm gegenüber ein Neiding: Theodulf, Gundomar, Konz, Reinbold, Dessalle. In jedem der Romane werden die jeweilige Regierung, das Heerwesen, die religiösen Verhältnisse dargestellt; mit besonderer Vorliebe aber wird durch die Jahrhunderte hindurch der Träger der öffentlichen Meinung verfolgt als Sänger, Spielmann, fahrender Schüler, Buchhändler, Journalist.

Auch im einzelnen tritt ein gewisser Parallelismus in der Handlung zu Tage. Den Hausbrand in entscheidender Stunde finden wir in „Ingo“, „Ingraban“, den „Brüdern“ und dem „Rittmeister“, die Gerichtssitzung im „Nest der Zaunkönige“, „Markus König,“ „Freikorporal“. Der Zusammenhang zwischen

den einzelnen Erzählungen wird ferner durch die Überlieferung in dem Geschlechte selbst aufrecht erhalten. Anfangs erscheint diese nur als undeutliche Sage oder Sang der Spielleute, von der Reformation an als bestimmte Nachricht. Der letzte der Ahnen erhält durch eine alte, von Luther selbst gestiftete Familienbibel Kunde von seinen Vorfahren über drei Jahrhunderte aufwärts. Zugleich schlingt sich hier das Band zwischen den Nachkommen Ivos, Henners und Frideruns von Friemar von neuem zu einem verwandtschaftlichen Knoten. Auch die Örtlichkeit, wo der letzte Roman endigt, ist dieselbe, wie die, wo der erste schließt, die Idisburg oder Feste Koburg. So faßt der Schluß noch einmal die Idee des Ganzen zusammen. Zahlreiche Einzelzüge, über welche der flüchtige Leser leicht wegsieht, weisen in jeder der Erzählungen auf Früheres zurück. So heißt Herr König „Markus" mit Hindeutung auf das Markusevangelium in der vorhergehenden Geschichte; dem Rittmeister Georg König „schreit es in das Ohr, daß er seines Rosses letzten Sprung dem Genossen schulde, der um seinetwillen in Not kam", genau das, was der alte Mönch dem jungen Immo gelehrt hatte. Die Verlobung Dessalles mit Henriette, der sie dadurch vor den Soldaten schützen will, ist eine Wiederholung der Verlobung Georgs mit Anna unter den wilden Landsknechtshaufen.

Trotz dieser immer wiederkehrenden Ähnlichkeit der Motive, Situationen und Einzelzüge machen die Erzählungen auf niemanden den Eindruck, daß der Dichter sich in diesen Dingen wiederholt habe; so geschickt hat er zu variieren verstanden. In Beziehung auf die Charaktere ist ihm dies allerdings weniger gelungen.

Über den Stil der Ahnen, namentlich der ersten Teile, ist viele Klage und Beschwerde erhoben worden, besonders von der älteren Generation. Paul Lindau z. B. fand kaum Worte genug, ihn als unnatürlich, geschraubt und gekünstelt zu verdammen. Die Erwähnungen der Vögel und anderer Tiere z. B. erklärt er für eine gesuchte Naivität, die ihm auf die Dauer unleidlich sei. Diese Tadler kennen die Sprache unserer Volksepen nicht und möchten, scheint es, am liebsten, daß die Helden des vierten und achten Jahrhunderts in dem ihnen geläufigen modernen Salonstil redeten. Wenn man bedenkt, wie ungeheuer

schwierig es ist, so alten Ahnen eine Sprache in den Mund zu legen, die ihrer Zeit einigermaßen angemessen zu sein scheint und doch uns Modernen verständlich ist, so wird man im Gegenteil sagen müssen, daß diese Vereinigung Freytag außerordentlich gut gelungen ist. Zu dem Schein der Altertümlichkeit gesellt sich epische Kraft und gedrungene Knappheit. Bei der Kampfesschilderung im „Ingo" erhebt sich die Rede zu hinreißender Gewalt; den altgermanischen Epen ist gleichsam ihr Sprachgeist extrahiert und in moderne Worte gegossen worden. Und woher sollten die Menschen jener Zeit ihre bildlichen Wendungen anders hernehmen als aus der sie umgebenden Natur? Auf das feinste hat Freytag diesen Stil in den folgenden Erzählungen dann abgedämpft, besonders in der Rede lateinisch geschulter Leute. In den „Brüdern" kommt dann das damals moderne und in der ritterlichen Gesellschaft für fein geltende Prunken mit französischen Modewörtern zum Ausdruck. Marschalk Henner mahnt gleich im Anfang Ritter Lutz, sich „courtois" zu halten und seine Rede zuweilen mit einem neuen Wort zu „florieren", statt Pferdedecke „Couverture" und statt Bach „Riviere" zu sagen, und sterbend bittet er noch Friderun, sich um seinen Tod nicht „pleurant" zu gehaben. In ähnlicher Weise benutzt der Dichter die Fremdwörtersucht des Dreißigjährigen Krieges und der auf ihn folgenden Zeit dazu, den Reden der in den Geschwistern auftretenden Personen eine eigentümliche Zeitfärbung zu verleihen. Wenn also auch der Stil nicht jeden anmuten und manchem zuerst fremdartig vorkommen mag, so hat Freytag im allgemeinen dennoch hierin eine glückliche Hand bewiesen.

Dagegen machen sich in der Darstellung zwei Eigentümlichkeiten bemerkbar, die den Genuß bisweilen stören. Erstens sind das die langen Gespräche, in denen die Personen ihre Ansichten über die jedesmalige Lage der Dinge austauschen; sie fehlen in keinem der acht Romane und sind unleugbar öfter etwas ermüdend. Die andere Eigentümlichkeit ist das Sprunghafte, bisweilen sogar Abgerissene der Erzählung, welches vieles zu kombinieren und zu erraten nötig macht, das einfache Verständnis erschwert und leicht zerstreuend wirkt. Dies tritt besonders gegen Ende der einzelnen Romane hervor und giebt der Darstellung leicht etwas Skizzenhaftes. Es ist dann gerade,

als hätte dem Dichter Zeit, Kraft oder Raum nicht ausgereicht, den Schluß in wünschenswerter Ausführlichkeit auszuarbeiten. So kommt es, daß, während die Gespräche zu viel Raum beanspruchen, der Leser öfter eine eingehendere Schilderung wichtiger Geschehnisse, bisweilen auch eine durchsichtigere Motivierung gewünscht hätte.

In diesen Eigentümlichkeiten der Darstellung und in der Fremdartigkeit des Stoffes liegt auch der Grund, daß trotz des reißenden Absatzes, den die „Ahnen“ fanden, das lesende Publikum auf die Dauer mehr durch die beiden anderen Romane, besonders durch „Soll und Haben“, gefesselt worden ist. Dagegen hat sich die höhere Schule mit wahrer Begeisterung der „Ahnen“ bemächtigt. Und in der That bildet dieses Werk für die gebildete Jugend eine nicht leicht zu erschöpfende Quelle der Belehrung und nationalen Begeisterung. Die verschiedenen Zeitepochen sind bisweilen in wenigen großen Zügen, bisweilen mit farbenreichen Einzelheiten so klar und lebensvoll gezeichnet, wie das nur der Verfasser der „Bilder“ vermochte. In den meisten sogenannten historischen Romanen treten durchaus modern fühlende und handelnde Menschen auf, die Freytagschen Gestalten denken wenigstens annähernd so, wie man zu ihrer Zeit thatsächlich dachte; eine gewisse Modernisierung und Humanisierung der Empfindungsweise, eine Milderung der ursprünglichen Starrheit durch Beimischung eines größeren Quantums Freiheit und sittlichen Bewußtseins ist ja im historischen Roman, namentlich wenn er in so alten Zeiten spielt, überhaupt nicht zu vermeiden.

Aber nicht nur eine Fülle von Studien und Kenntnissen steckt, ohne sich aufzudrängen, in den „Ahnen“, sondern auch eine reiche dichterische Erfindungs- und Gestaltungskraft. Das Werk ist und bleibt echte Poesie, der sich die nationalen und antiquarischen Zwecke durchaus unterordnen. Die Menschen, von deren Schicksalen und Thaten wir lesen, wachsen uns ans Herz, wir verfolgen ihr Ergehen mit freundlichem Anteil, stellenweise sogar mit leidenschaftlicher Spannung, und trotz aller Ähnlichkeit ist die Fülle der Gestalten und Verhältnisse, welche an unserm Geiste vorüberziehen, ganz erstaunlich. Auch humoristische Erscheinungen fehlen nicht, wenn die Natur des Stoffes namentlich in der älteren Zeit auch eine breitere Entfaltung

des Humors verbot. Später geben der Aberglaube, die theologischen Schrullen, die jedem Zeitalter eigentümlichen Sitten und Redewendungen, die umständliche Höflichkeit des Verkehrs, die steifen Formen der Anrede Gelegenheit, der Darstellung durch einen leichten humoristischen Anstrich eine angenehme Würze zu verleihen.

Die Gabe, welche Freytag in den „Ahnen“ dem deutschen Volke als einen Besitz für alle Zeit hinterlassen hat, ist um so höher zu bewerten, weil der historische Roman dem Dichter ganz besondere Fesseln anlegt und schwer zu vermeidende Gefahren bereitet. Die Erzählung behält leicht etwas Fremdartiges, oder sie durchbricht die festen Schranken der Wahrscheinlichkeit, und die vergangenen Menschen legen dem Schildernden unablässig Entsagung auf. „Die alten Ahnen haben eine unbequeme Vornehmheit“ und „ein Leidwesen bei dieser Schreiberei, daß einen die historische Treue fortwährend vexiert“, so klagte Freytag während der Arbeit. Die größte Schwierigkeit verursachte ihm aber nicht, wie man denken sollte, die alte Zeit, sondern die Gegenwart. Die Charaktere hervorragender Männer sind genau bekannt und lassen keine dichterische Ergänzung mehr zu. Privatpersonen aber haben in der neueren Zeit je weiterhin, desto weniger Teil an den großen Begebenheiten; sie lebten bis zum letzten Menschenalter gerade in Deutschland „in kleinen und wunderlich verkrausten Verhältnissen“. Der Dichter scheute sich, den Helden des letzten Romans als Mitkämpfer des großen Krieges oder als Mitverfechter der großen modernen Zeitideen auftreten zu lassen; er meint, ein solcher Held würde nicht zu der Reihe der Ahnen gepaßt haben, und ein solcher moderner Roman würde „die Einheit des Ganzen in Farbe, Ton und Inhalt verstört haben“. Er fürchtete ferner die Kontrolle des großen Generalstabswerkes, wenn er die Thaten eines Lieutenants König in einem sorgfältig zu verschweigenden Regiment erzählte. Man darf wohl diese Entsagung bedauern; denn einen ungleich kraftvolleren, wirksameren Abschluß hätten die „Ahnen“ durch die Schilderung der großen nationalen Erhebung von 1870 sicher erhalten, als ihnen jetzt das Revolutionsjahr und sein „größter Segen, die Befreiung der Presse“, gegeben hat. Der Schlußteil mußte den Leser auf die Schlachtfelder Frankreichs, nicht in das Boudoir einer Schauspielerin und auf

die Barrikade führen. Aber der Dichter sah einen „modernen historischen Roman als ein bedenkliches Artefakt“ an und traute sich vielleicht auch nicht mehr die zu solcher Aufgabe unbedingt erforderliche Schwungkraft der Seele zu. Auch hatte sich ihm während der Arbeit die Erkenntnis aufgedrängt, daß zwar „die Gegenwart das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe sei“, daß aber andrerseits politische, religiöse und soziale Romane unvermeidlich Tendenzromane würden und damit aufhörten, eine würdige Aufgabe des Dichters zu sein.

Und doch — werden wir bescheiden einwenden — soll der Roman in breiter Fülle das gesamte Leben der Gegenwart wiederspiegeln; wie kann er das, ohne solche Ideen in ihrer Einwirkung auf die einzelnen zu schildern? Ein Parteiwerk braucht eine solche Dichtung darum noch längst nicht zu werden. Auch „Soll und Haben“, auch „Die verlorene Handschrift“ sind nicht frei von sozialer und politischer Tendenz und doch echte Dichterwerke geblieben. Sollte dem Dichter nicht eine poetische Wiedergabe der siebziger Jahre in gleicher Vollendung haben gelingen können, wenn er es ernstlich gewollt hätte? So wird es manchem erscheinen, als verliefen die „Ahnen“ nicht, wie der Verfasser es beabsichtigte, im großen Strome der Arbeit des gesamten Volkes, sondern geradezu im Sande. Aber trotz dieses nach unserm Empfinden allzu nüchternen Schlusses sind und bleiben die „Ahnen“ eine Art Nationalepos in Prosa und zugleich die beste und bedeutendste Bereicherung, welche der große Krieg unserer schönen Litteratur gebracht hat, der sonst nur „ganz verflucht vergeibelte Verse, süßliche Salonpoesie oder Freiligrathsche Krampfverse“ erzeugt hat — so schrieb wenigstens Moritz Haupt am Tage der Schlacht bei Gravelotte an Freytag.

## XV. Wiesbaden, die „Erinnerungen“, „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“.

Freytag rechnet am Schluß der „Erinnerungen“ zu dem, was er von den Vorfahren als den „besten Besitz seines Lebens“ überkam, den gesunden Leib. Trotz dieser vortrefflichen Mitgift machten sich mit den zunehmenden Jahren öfter Lungenkatarrhe unangenehm fühlbar. Das ließ ihm wünschenswert erscheinen,

den Winter in einem wärmeren Klima zuzubringen, und bewog ihn dazu, sich in Wiesbaden anzukaufen. Seit dem Jahre 1876 zog er, wenn die Tage kürzer und die Lüfte rauher wurden, regelmäßig dorthin. Er bewohnte anfangs ein kleines, im Felde gelegenes Häuschen an der Biebricher Straße, dann eine große, gartenumgebene Villa am Hainerweg. In der Regel weilte er in dem hellen, geräumigen Arbeitszimmer des ersten Stockes. Wie in Siebleben und Leipzig, so war auch hier alles einfach, gemütlich und ohne jede Spur derjenigen genialen Unordnung, die man bei großen Dichtern und Schriftstellern zu entschuldigen, ja fast zu verlangen pflegt. Bilder und Büsten des Kronprinzen waren die einzigen Schmuckgegenstände.

Wie bisher zwischen Siebleben und Leipzig, so wechselte nun sein Leben zwischen Siebleben und der warmen Bäderstadt im Rheingau. Verkehr hatte er an dem neuen Aufenthaltsorte anfangs nur wenig. Er suchte keine Bekanntschaften, schon um seiner ungünstigen häuslichen Verhältnisse willen, liebte auch nicht, wenn sich ihm jemand vorstellen ließ, weil ihm die hochgradige Kurzsichtigkeit das Wiedererkennen erschwerte. Um so herzlicher dagegen war er im Verkehr mit wirklichen Freunden und guten Bekannten. Ein lieber Tagesausflug war ihm z. B. ein Besuch bei dem früheren Marineminister von Stosch in Östrich. In Wiesbaden selbst verkehrte er lange Zeit nur mit dem Theaterdirektor Karl Schultes und dem Schriftsteller Karl Stelter näher. Solche Freunde fanden bei ihm stets eine feine Cigarre und eine Flasche rheinischen Schaumweins oder guten Burgunders, und glückselig war er, wenn er mit diesen Freunden und deren Angehörigen ein gemütliches Zusammensein, etwa auf der Stickelmühle, mit einfacher Bewirtung veranstalten konnte; dann war er der liebenswürdigste und heiterste Gesellschafter, den es geben konnte. Er sprach viel und gut; denn er wußte und kannte einfach alles, wußte, wie der Feldherr seinen Feldzugsplan und wie der Schuster seinen Stiefel macht, wußte, was den Gelehrten erregt und wo den Landmann der Schuh drückt.

Noch einsamer lebte er in Siebleben. Die Familie des alten Gärtners, die seitwärts von dem Herrenhause in einem kleinen laubumrankten „Häusle" wohnte, hatte strengen Befehl, alle bloß Neugierigen, deren nicht wenige kamen, abzuwehren.

Dennoch gelang es oft gerade anspruchslosen Leuten, die ihn bloß einmal sehen wollten und gerade auf ihn losgingen, bis zu ihm vorzudringen, und er war dann solchen ein freundlicher und väterlicher Berater. Wenn so ein Jenenser Student zu ihm kam, geleitete er ihn wohl in sein Arbeitszimmer und befragte ihn über seine Verhältnisse und Studien. Einen solchen, der ihm etwa von späterer „freier litterarischer Thätigkeit ohne den Zwang eines Amtes“ vorschwärmte, wies er wohl mit Ernst und Nachdruck auf die Notwendigkeit eines festen Berufes hin und mahnte ihn, daß auch bei poetischem Schaffen doch die wissenschaftliche Arbeit nicht entbehrt werden könne; nur diese beiden gäben festen Halt und sicheres Selbstbewußtsein; das wirkliche Talent gehe doch nicht unter. Gern zeigte er solchen Besuchern auch seine Blumen, seine Gartenhäuser, seine Konchyliensammlung und sprach von dem Dorfe und seinen Bewohnern. Wem er dann beim Abschied unter kräftigem Händedruck ein: „leben Sie wohl, Herr Studiosus, arbeiten Sie ordentlich“ zurief, der nahm nicht nur eine Erinnerung, sondern auch einen Ansporn fürs Leben mit.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie viel Vertrauen ihm geschenkt wurde. Fürsten und Minister holten seine Meinung ein, und arme, gedrückte Seelen in irgend einem Winkel Deutschlands klagten ihm ihre Nöte. Allen gab er gern und bereitwillig, was er für sie hatte, ja selbst Anmaßung und Begehrlichkeit ließ er mit gutem Humor gelten, wenn sie sich mit Energie und Rührigkeit „behauptete“, z. B. im preußischen Junkerstand; Beziehungen zu solchen Leuten mochte er indessen nicht pflegen. Besuchern gegenüber, deren Gesinnung und Absicht er nicht kannte, bewahrte er steife und förmliche, fast feierliche Zurückhaltung, bis etwa im Laufe des Gespräches irgend eine Übereinstimmung in wichtigen Punkten zu Tage trat und er in ihnen Gesinnungsgenossen erkannte. Dann änderte er plötzlich Ton und Haltung, taute gleichsam auf und wurde nun liebenswürdig und gewinnend, wenngleich die Vertraulichkeit auch dann nicht über bestimmte Grenzen hinausging. Wenn er gut aufgelegt war, ließ sich das leicht an gewissen stehenden Scherz- und Stichworten erkennen. Er sprach dann von „uns alten Räubern“, der Besucher hieß „liebes Kind“, Bellmaus und Schmock wurden in die Rede verflochten.

Daß sich an einen solchen Mann auch viel Strebertum, Charakterlosigkeit, ja gewöhnliche Gewinnsucht herandrängte, war ja natürlich. Da er von Hause aus freigebig und hilfsbereit war, so wurde er auch von Bettelnden mündlich und schriftlich arg heimgesucht. „Man möchte ja gern geben, aber es wird zu viel," ruft er in einem Briefe aus, und mit einem gewissen Galgenhumor erzählt er, wie ein „Kollege durch den Augenschein nachwies, daß er kein Hemd hatte". Noch lästiger waren die litterarischen Zumutungen und Zudringlichkeiten, die an ihn wie an jeden bedeutenden Schriftsteller herantraten. Massenhaft sandten ihm jüngere und ältere Kollegen ihre Werke ein in der Absicht, seine Beurteilung zur Reklame zu benutzen. Dagegen gab es nur ein Mittel, welches die Notwehr gebot; es hieß: nicht antworten. Das hinderte jedoch nicht, daß er, wenn er einmal ein wirkliches Talent fand, helfend und fördernd eingriff, und zwar dann stets auf das wirksamste. Auch dem Humor ließ er wohl einmal bei solcher Gelegenheit freien Lauf. So hatte einst eine Engländerin den „Herrn Karl Freytag, Novellenschreiber", ersucht, ihr zu gestatten, „eins seiner so beliebten Novellen ins Englische zu übersetzen". Darauf erwiderte er: „Gnädiges Fräulein! Mit großer Freude, ja mit Begeisterung entnehme ich Ihren Zeilen, daß Sie eine Novelle von mir übersetzen wollen. Wie haben Sie nur in Erfahrung gebracht, daß ich eine schreibe? Zwar bin ich noch nicht damit fertig, doch hoffe ich, daß es nächstens geschehen wird, dann werde ich mir die Ehre geben, dieselbe ihnen sogleich zuzusenden. — Von Herrn Gustav Freytag, der auch Novellen geschrieben hat, die ins Englische übersetzt sind, ist mir Ihr Brief zugegangen. Mit größter Verehrung bin ich Ihr ganz ergebener Karl Freytag."

Infolge des ganz ungewöhnlichen Absatzes seiner Werke war sein ererbtes Vermögen auf annähernd eine Million angewachsen. Darum war sein Haushalt zwar reichlich bemessen, aber von genialer Verschleuderung seiner Habe war er weit entfernt. Vielmehr legte er das Erworbene mit kluger Bedächtigkeit an und verwaltete es weise. Einen ganz bedeutenden Wert stellte auch seine Bibliothek dar, welche die großen Säle der Wiesbadener Villa bis zur Decke füllte; sie enthielt außer den dem Kulturhistoriker und Dichter notwendigen neueren Werken höchst wertvolle Schriften, Einzeldrucke und fliegende Blätter

aus alter Zeit. Hier fand er das Rüstzeug zu den „Bildern" und zu den „Ahnen".

Wie Goethe, so hatte sich auch Freytag seit langen Jahren daran gewöhnt, seine Arbeiten zu diktieren. Obwohl von Hause aus äußerst kurzsichtig, trug er doch, dem Rate seines Vaters folgend, keine Brille. Er mußte infolgedessen auf vieles verzichten, was das Leben Normalsichtigen bietet — sein Verhältnis zur bildenden Kunst war beispielsweise mit deshalb ein recht kühles —, aber seine Augen hielten sich und wurden nicht schlechter.

Viel Schreiberei und Ärger bereitete ihm auch sein Sitz in der Kommission für Erteilung des Schillerpreises an aufstrebende dramatische Dichter. Die Entscheidung war schwierig, das Preisrichterkollegium oft schwer unter einen Hut zu bringen; die würdigen Professoren der Berliner Universität waren nicht gewohnt, ihre wohlbegründeten Ansichten zu Gunsten anderer Meinung aufzugeben. War dann endlich die Entscheidung erfolgt, so wurde sie oft höheren Ortes nicht bestätigt, und die ganze Arbeit war umsonst gewesen. Auch andere ähnliche Stiftungen, z. B. eine Peter Wilhelm Müller-Stiftung, verursachten dem Dichter oft Kopfzerbrechen; er wollte niemandem Unrecht thun und niemanden vor den Kopf stoßen, und doch ging es oft nicht ohne das ab, „denn der Dichter ist sehr Mensch", wie er einst in einer solchen Angelegenheit schrieb.

Auch für Denkmalstiftungen wurde er häufig in Anspruch genommen, obwohl er gegen die Denkmal- und Festfeiermanie der Deutschen bei jeder Gelegenheit eiferte. Darum hätte er es auch bei weitem am liebsten gesehen, wenn man ihn mit solchen Festen verschont hätte. In der That ahnte er nichts Gutes, als ihm plötzlich die Kunde wurde, daß die „Kölnische Zeitung" im Jahre 1886 auf seinen bevorstehenden siebzigsten Geburtstag hingewiesen und zu einer festlichen Begehung dieses seines Ehrentages aufgefordert hatte. Schleunigst sandte er an dasselbe Blatt einen Artikel zur Abwehr ein, der womöglich dem ganzen Plane vorbeugen sollte. Er goß dadurch eher noch Öl ins Feuer. „Wozu überhaupt siebzigste Geburtstage feiern," klagte er unmutig, „nächstens wird der fünfzigste daraus; sorgen doch jetzt bereits Zwanzigjährige für ihre Biographie mit den werten Abbildungen." Vor dem drohenden Sturme

flüchtete er nach Siebleben und verbat sich jede laute und öffentliche Feier; nur „die Amseln seines Gartens sollten am frühen Morgen im schwarzen Frack den Festgesang anstimmen". Nur wenige Freunde aus Leipzig verlebten den Tag mit ihm und halfen ihm, die Hochflut der Briefe, Pakete, Gratulationen und Telegramme über sich ergehen zu lassen. Natürlich fehlte es auch hierbei nicht an Bettelbriefen und taktlosen Zumutungen; stürmisch verlangten die Herausgeber illustrierter Blätter seine Photographie nebst Unterschrift, andere wollten Artikel, wenn auch noch so kurze, gegen jede Honorarforderung. Das waren Ansinnen, die er ablehnte oder unbeantwortet ließ; nur seinem Verleger Hirzel gewährte er eine Photographie für die Gesamtausgabe seiner Werke. Die städtischen Behörden von Wiesbaden gaben der Straße, in welcher er wohnte, den Namen „Gustav Freytag-Straße", und sein Landesherr, Herzog Ernst, ernannte ihn zum Geheimrat und bot ihm die Erhebung in den Adelstand an, eine Ehre, die er seinen bürgerlichen und oft ausgesprochenen Grundsätzen gemäß ablehnen mußte.

Einige Monate später sandte der Kronprinz den Maler Stauffer-Bern, einen noch jugendlichen Mann, nach Siebleben, um ihn auf Staatsunkosten für die Nationalgalerie zu malen, und Freytag mußte ihm sehr zu seinem Kummer viele köstliche Stunden für die langweiligen Sitzungen widmen. Der Maler änderte beständig, vernichtete, legte neu an, und schließlich war Freytag doch nicht zufrieden mit dem, was herauskam. Er glaubte die 10000 Mark, die das Bild kostete, übel angelegt und äußerte gelegentlich: „Wie gerecht ist mein Widerwille gegen dies Abklatschen! Der Stauffer hat nicht gehalten, was man von ihm erwartete." Allerdings sieht das Bild — eine Photographie desselben ist dem Titel dieses Buches vorgesetzt — nicht ganz so aus, wie man sich einen bedeutenden Dichter und Denker vorzustellen pflegt, aber das ist dem Maler kaum übelzunehmen. Denn Freytag hatte in seinem Äußeren nur wenig von einem solchen, und lebensvolle Charakteristik wird man dem Gemälde kaum absprechen können.

Das Wertvollste, was die Welt dem siebzigsten Geburtstage verdankt, ist die Gesamtausgabe seiner Werke. Er sah dieses biblische Alter für den Termin an, wo es gälte, sich zum Feierabend zu rüsten, und wo man somit seine Lebensarbeit unter

Dach und Fach zu bringen habe. Ähnlich wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" eine fortlaufende Erklärung zu seinen Schriften aus seinem Leben heraus gegeben hat, so hielt es auch Freytag für angemessen, dieser neuen Ausgabe seiner Werke in einer Einleitung alles das vorauszuschicken, was ein lebender Schriftsteller über sich und seine Arbeiten den Leser wissen lassen möchte. Diese „Erinnerungen aus meinem Leben" sollten ursprünglich nur als Teil der Gesamtausgabe käuflich sein, das Publikum verlangte aber so ungestüm nach einer gesonderten Ausgabe, daß Verfasser und Verleger zu ihrer eigenen Verwunderung sich schon im Jahre darauf (1887) genötigt sahen, ihm zu willfahren und gegen die ursprüngliche Abrede eine Sonderausgabe der „Erinnerungen" erscheinen zu lassen.

Es ist auch ein Bild aus deutscher Vergangenheit, welches uns dieses liebenswürdige Buch vor Augen führt. Wir lernen das Leben einer einfachen kleinstädtischen Beamtenfamilie aus dem äußersten, halbslawischen Osten unseres Vaterlandes kennen, das in harter, pflichtgetreuer Arbeit, in spärlichen äußeren Vergnügungen, aber reich an inneren Freuden dahinfließt. Wir sehen, wie der begabte Sohn dieses Hauses sich aus solchem Mutterschoße loslöst, um erst in der wissenschaftlichen, dann in der litterarischen großen Welt festen Fuß zu fassen, wie er sodann zur Berühmtheit erwächst und mächtigen Einfluß auf das Denken und Fühlen seiner Zeitgenossen gewinnt. In der ersten Hälfte wiegen die Bilder aus dem Leben vor, unübertrefflich anschauliche und doch knappe Schilderungen von Land und Leuten, Haus und Stadt, Schul- und Universitätsleben, in der zweiten ziehen der Reihe nach die Werke des Dichters an unserem geistigen Auge vorüber; wir lesen, wie sie in der Seele des Dichters keimten und aufwuchsen, welche Ideen ihn bei ihrer Abfassung leiteten, welchen Erfolg sie hatten, aber er verschweigt auch nirgend, worin die eigentümliche Schwierigkeit bei den einzelnen lag, und in welchen Punkten sie ihrem Urheber mangelhaft oder mißlungen zu sein scheinen, wie denn überhaupt die Bescheidenheit, die dem Manne eigen war, auch in dem Buche überall hervortritt. Außerdem lernen wir eine Reihe bedeutender und tüchtiger Männer kennen, werfen Blicke in interessante und wichtige Verhältnisse und sehen, wie sich die großen Ereignisse unserer Zeit im Leben eines hochbegabten

und energischen Mannes wiederspiegeln; an allgemeinen und aus solcher Feder immer erfreulichen Betrachtungen und Reflexionen über Gegenstände des dichterischen Schaffens und Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens fehlt es nirgends. So führt uns der Bericht bis zum Abschluß der „Ahnen", und wir bedauern nur, daß wir über die letzten fünfzehn Jahre des Dichters nichts erfahren.

Weitere Ehrungen folgten in den nächsten Jahren. Der Verfasser der „Technik des Dramas" schien der geeignete Mann zu sein, ein großes Theater zu leiten. Er erhielt unter der Hand die Anfrage, ob er nicht das Königl. Schauspielhaus in Berlin übernehmen wolle. Aber „lieber eine Mission in Kamerun" erklärte er kategorisch. Was sollte er sein behagliches, an stiller, erfolgreicher Arbeit reiches Leben mit einer Stellung vertauschen, die ihm viel Ärger und Aufregung und doch keine wahrhaft ersprießliche Wirksamkeit gebracht hätte? Die zahlreichen hohen Orden, die er besaß, betrachtete er mit derjenigen kühlen Gelassenheit, die dem in sich selbst gefestigten, seines eigenen Wertes bewußten Manne natürlich ist; er „sperrte den sächsischen Falken in einen Koffer", damit er sich nicht mit dem „Zähringer Löwen" zanke. Zum 30. Juni 1888, dem Tage seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums, erneuerte, altem Brauche folgend, die Universität Berlin sein Doktordiplom und sprach ihm in dem Begleitschreiben ihren besondern Dank dafür aus, daß er in der „Verlorenen Handschrift" „durch den anheimelnden Zauber seiner goldnen Laune" den Beruf des deutschen Professors verklärt habe; wisse er doch, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webe. Freytag erwiderte darauf u. a.: „Sie, hochverehrte Herren, danken dem Dichter, daß er unternommen hat, die krause Art und den edlen Idealismus deutscher Professoren seiner Zeit in leichten Bildern abzuschildern. Manches davon mag schon der nächsten Folgezeit fremdartig erscheinen. Aber so lange es ein deutsches Volkstum giebt, wird es auch deutsche Professoren geben, Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste der Wissenschaft; oft wird den Helden und Opfern unendlicher Arbeit ein kleiner Zopf im Nacken hängen, und immer, so vertraue ich, wird das Volk der Deutschen mit Neigung, Ehrfurcht und zuweilen mit guter Laune auf sie schauen."

Sein siebenundsiebenzigster Geburtstag 1893 wurde von seinem Landesherrn dadurch ausgezeichnet, daß er aus dem Geheimrat einen Wirklichen Geheimrat machte, womit das Prä-



Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha um d. J. 1890.

dikat Excellenz verbunden war. Im übrigen brachte er auch diesen Geburtstag in seiner Sieblebener Dorfidylle zu. Eine Deputation des dortigen Kriegervereins erschien, Schulkinder deklamierten und sangen, „und die Bleche der Dorfmusik verkündeten

schmetternd den jungen Sperlingen in der Dachrinne, daß am Abend ein Fässel Freibier in Aussicht stehe." Wenige Wochen darauf erhielt er die Nachricht von dem am 22. August erfolgten Tode seines fürstlichen Freundes. „Abgesehen von allem anderen," sagte er, „ist es mir in meinem Alter eine ernste Mahnung."

Überhaupt zog er sich von der großen Welt mit ihrem lauten Treiben und unruhigen Hasten, sowie von allem litterarischen und politischen Partei- und Cliquenwesen zurück. Daß durch die Sezession vom Jahre 1880 die nationalliberale Partei, der er mit Leib und Seele anhing, in die Brüche ging, war ihm ein herber Kummer; er nennt dies Ereignis „ein Unglück von unabsehbarer Weite und das bitterste politische Leid seines Lebens".

Nur einmal trat er seit Vollendung der „Erinnerungen" noch in die Öffentlichkeit hervor mit der 1889 erschienenen Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Der Titel dieser Schrift ist hergenommen von der schon S. 164 erwähnten bedeutsamen Unterredung, welche der Kronprinz mit Freytag am 11. August 1870 zu Petersbach im Elsaß hatte. Diese bildet das Kernstück des Büchleins. Sie zeigt den Gegensatz auf, in welchem sich damals in Bezug auf die Annahme des Kaisertitels der Kronprinz zum König Wilhelm befand. Der alte König, der wohl die Macht liebte, aber auf den Schein derselben nichts gab, hat zwar die Kaisergewalt erstrebt, aber nicht den Kaisertitel. Denn zwischen dem alten Kaiser und Reich und dem preußischen Staat gähnte eine unüberbrückbare Kluft vom Dreißigjährigen durch den Siebenjährigen Krieg hindurch bis zur Revolution von 1848, wo die Farben des alten Reichs zugleich die der Empörer waren. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm dagegen wußte nichts vom alten römischen Reich deutscher Nation. Dagegen hatten ihn die Romantiker schon in früher Jugend mit Begeisterung erfüllt für Rittertum, gotische Dome, Kaiserherrlichkeit. Auch Ernst Curtius, der Erzieher des jungen Friedrich Wilhelm, war wie sein Freund Geibel trotz aller Neigung zu klassischer Kunst und Litteratur im innersten Herzen romantisch gestimmt und hatte diese Richtung in seinem Zögling weiter gepflegt. So erfüllte denn den Kronprinzen die Sehnsucht nach dem Kaisertum, eine Sehnsucht, welche die schwärmerische Hingabe an seine Gemahlin noch verstärkte; für sie schien ihm nur

der höchste Titel zu genügen. Er machte sich dabei von der Neugestaltung Deutschlands ein anderes Bild als das, welches wir heute vor uns sehen. Ihm schwebte ein Einheitsstaat vor, an der Spitze ein Kaiser von Deutschland, der der einzige Landesherr auf deutschem Boden sein sollte; die andern sollten zu hohen Pairs des Reiches herabsinken und eine Art Oberhaus bilden.

Freytag vernahm den „Ausbruch warmen Begehrens" aus dem erlauchten Munde ohne Begeisterung. Ihm war es genug, wenn der König von Preußen Kriegsherr des gesamtdeutschen Bundes wurde; wolle man ja einen neuen Namen, so brauche man bloß die uralte volkstümliche Bezeichnung eines „Herzogs von Deutschland" den übrigen Titeln hinzuzufügen. Er sprach in beredten und eingehenden Worten über die Gefahren der fürstlichen Stellung, als da sind das Beharren in einem verhältnismäßig engen Kreise von Anschauungen, die Besetzung der Tage mit anmutigen Nichtigkeiten u. s. w. Alles dies sei in den letzten zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit dem Hause der Hohenzollern wenig gefährlich gewesen. Das könne sich mit Annahme der Kaiserkrone jedoch schnell ändern. Dann werde mit der Pflicht unablässiger Repräsentation den Fürsten gegenüber der äußere Prunk, die Hofämter und Schneiderarbeit zunehmen, ebenso das Selbstgefühl aller Fürsten und damit auch des Adels; vornehme Herren würden noch mehr, als es schon geschehe, hohe Kommandos beanspruchen; in den Offizierkasinos werde sich die alte Zucht und Einfachheit schwerlich erhalten lassen; dagegen werde im Heer, Civildienst und auch im Volke ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen. Infolgedessen werde im Volke Unzufriedenheit entstehen und daraus wieder auch den regierenden Familien Gefahren erwachsen.

Der Kronprinz blieb solchen Vorstellungen unzugänglich. Sein Generalmantel umfloß die hohe Gestalt wie ein Königsmantel, und um den Hals hatte er die goldene Kette des Hohenzollern geschlungen, die er sonst im Lager nicht zu tragen pflegte; so hatte er sein Äußeres der Unterredung über die Kaiserkrone angepaßt. Was ihn besonders kränkte, war, daß König Wilhelm bei der Pariser Weltausstellung freiwillig dem russischen Kaiser in allen Etikettenfragen den Vorrang eingeräumt hatte; das dürfe nicht wieder vorkommen. Ja, er war

geneigt, gegen die süddeutschen Herrscher, wenn sie nicht willig wären, Gewalt zu gebrauchen; sei doch die Macht dazu vorhanden.

Man hat Freytag wegen der hier von ihm entwickelten Anschauungen Schwarzseherei, Nüchternheit und Mangel an Begeisterung vorgeworfen, aber daß seine Einwendungen und Befürchtungen ganz ohne Grund gewesen seien, kann kein einsichtiger und vaterlandsliebender Mann behaupten. In scharfem Gegensatz zum Kronprinzen und also mehr auf Freytags Seite stand auch Fürst Bismarck in dieser Frage. Er dachte über Kaiser und Reich so wie der König. Vor allem wollte er den Eintritt in den Gesamtbund der eigenen freien Entschließung der süddeutschen Fürsten anheimstellen; ein gezwungenes Bayern — so meinte er — könne nicht nur nichts helfen, sondern sei geradezu gefährlich. In diesem Sinne ist denn auch die Entscheidung erfolgt. Das neue Deutschland ist kein Einheitsstaat geworden, sondern ein Mittelding zwischen Bundesstaat und Staatenbund. Der Titel „Kaiser“ ist allerdings angenommen worden, aber nicht aus romantischer Schwärmerei, sondern weil — wie sich herausstellte — das Einheitswerk dadurch erleichtert und beschleunigt wurde; denn in Süddeutschland, wo die Erinnerungen an die alte Kaiserzeit lebendiger und wirksamer sind als im Norden, begeisterte man sich gerade hierfür. Die Süddeutschen wollten lieber einem Kaiser als einem Herzoge oder sonstwie titulierten Bundeshaupte Heeresfolge leisten; so groß war der moralische Zauber, der an der Kaiserkrone haftete. Es ist also zwischen dem Begehren des Kronprinzen und der Anschauungsweise Freytags schließlich ein Kompromiß getroffen worden, und auf Kompromissen beruht ja — wie Freytag selbst nachdrücklich ausgesprochen hat — jedes politische Vorwärtsschreiten.

Die kleine Schrift Freytags betrachtet aber nicht nur das Verhältnis des Kronprinzen zur deutschen Kaiserkrone, sondern die geistige und sittliche Persönlichkeit des Kronprinzen überhaupt. Es ist ergreifend zu lesen, wie sich die Zeit nach dem Kriege durch das gezwungene thatlose Harren für diesen immer trüber und tragischer gestaltete. Die Schrift atmet überall Liebe zu dem erlauchten Herrn und Verständnis für seine Lage, zollt auch dem, was er in dem beschränkten Wirkungs-

kreise, der ihm zugefallen war, leistete, volle Anerkennung, aber sie hält sich — wie bei einem Manne von Freytags Art und Gewicht selbstverständlich ist — fern von jeder höfischen Liebedienerei und servilen Schönfärberei. Sie zieht von manchen Dingen und Zuständen den verklärenden und verhüllenden Schleier weg in einer Weise, wie es nur dem Eingeweihten möglich war, und gerade dies hat man ihrem Verfasser zum Vorwurf machen zu müssen geglaubt und von Taktlosigkeit und Mangel an Diskretion gesprochen. Freytag konnte die zum Teil sehr gehässigen Angriffe, die von gewissen Seiten gegen ihn gerichtet wurden, mit Gelassenheit ertragen. War er sich doch bewußt, noch weit mehr Material zu besitzen, welches er zurückgehalten hatte, weil er die Zeit zur Veröffentlichung noch nicht gekommen glaubte, und — was wichtiger — Kaiser Wilhelm II. hatte die Aushängebogen der Schrift vor der Veröffentlichung gesehen und nichts darin beanstandet. Wie sehr übrigens das Interesse des Publikums der Schrift entgegenkam, ergiebt sich daraus, daß in Kürze zu des Verfassers eigener Überraschung 50 000 Exemplare verkauft wurden.

## XVI. Die letzten Jahre.

„Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ war in gewissem Sinne eine Fortsetzung der „Erinnerungen aus meinem Leben“. Auch diese Schrift trägt die Bezeichnung „Erinnerungsblätter“ auf dem Titel. Mit ihr schließt die schriftstellerische Laufbahn Freytags ab. Seitdem genoß er vollkommen die nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben so wohlverdiente Ruhe des Alters. Am wohlsten fühlte er sich in seinem geliebten Dorfidyll zu Siebleben. Da saß er nach der Arbeit im oberen Zimmer der „guten Schmiede“ oder im Garten an der linken Giebelseite des Hauses, seinem Lieblingsplatze, rauchte seine Cigarre und trank unter klugem Männerwort mit den von nah und fern herbeikommenden Freunden sein Glas Burgunder. Viele Bekannte suchten ihn auf, um seine weisen Worte über Litteratur und Politik zu hören, besonders über Politik, und allen spendete er aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrungen Belehrung. Dabei war er unerschöpflich an allerhand lustigen Geschichten und launigen Erfindungen. Mit den Bewohnern des stattlichen Dorfes —

es hat jetzt wohl 2—3000 Einwohner — stand er im besten Vernehmen. Weit davon entfernt, sich etwa im Bewußtsein seiner geistigen Größe hochmütig von den einfachen Bauern abzusondern, verkehrte er vielmehr mit seinen „Dorfleuten“ wie ein guter Nachbar und Freund, kannte die Hervorragenderen unter ihnen persönlich und ging in den Gesprächen mit ihnen gern und mit Verständnis auf ihre ländlichen Interessen ein. Seit 1871 gehörte er auch dem Kriegerverein des Dorfes an und hielt im August jenes Jahres zur Fahnenweihe des Vereins eine Rede, in welcher er unter anderm sagte: „Wir Deutschen sind ein friedliches Volk, und wir Sieblebener wären ganz zufrieden, wenn wir in unserem ferneren Leben kein anderes Kriegssignal hörten als das eine, welches an jedem Mittag wohltönend aus dem Horn des Hirten durch unsere Gassen schallt und die vierfüßigen Hofbewohner in lustigem Trabe aus den aufgesperrten Thoren lockt, und wie wir denken ungefähr die andern Deutschen auch. Wir begehren vor allem Ruhe zur friedlichen Arbeit.“

Je älter er wurde, um so mehr wuchs er mit den Dorfleuten und ihren Interessen zusammen und lebte zuletzt unter ihnen wie ein Patriarch unter seinen Kindern. Wie sehr er mit ihnen zusammenhielt, zeigt eine Äußerung, die er einst einem kecken Studentlein gegenüber that, das ihn gefragt hatte, ob er wohl als ein zwischen Wirtshaus und Kirche mitten inne Wohnender mehr in jenes oder in diese ginge oder in keines von beiden. Da erwiderte er ernst: „Doch, zur Kirche; man muß den Leuten zeigen, daß man zu ihnen gehört.“

Er war kein Großstadtmensch, nicht einmal ein Stadtmensch; darin war er nichts weniger als ein moderner Schriftsteller, die aus dem Pflaster, dem Salon und dem Nachtcafé der Großstadt ihre beste Kraft saugen und sich nur in stilvoll eingerichteten und mit allem modernen Komfort versehenen Arbeitszimmern wohl fühlen. Die ländliche Natur, die Vögel und Blumen seines Gartens, sowie seine Bücher ersetzten ihm vollständig Welt und Leben. Für „Die Ahnen“ brauchte er keine Anschauungen und Anregungen aus der Gegenwart, keine Modelle und Verhältnisse der Großstadt; seine Bibliothek, seine früheren Studien, seine Phantasie gaben ihm reichlich, was er bedurfte. An einen Roman oder auch nur an eine Novelle mit

zeitgenössischem Hintergrund hat er sich seit der „Verlorenen Handschrift“ nicht wieder gemacht, obwohl er des glänzendsten Erfolges in jeder Beziehung sicher gewesen wäre; bezog er doch nicht einmal für die „Erinnerungen“ Honorar. Er gehörte nicht zu den so zahlreichen Schriftstellern, die um des Gewinnes willen auch dann etwas schreiben, wenn sie eigentlich nichts zu schreiben haben, und womöglich alljährlich einen neuen glänzenden Prachtband auf den Weihnachtstisch des geduldigen Publikums legen. Er hatte in den beiden großen Romanen dem deutschen Volke gesagt, was er ihm zu sagen hatte; nun mochten andere, jüngere Kräfte die jüngste reichsdeutsche Zeit mit ihren ganz neuen Zuständen, Charakteren und Problemen zu poetischen Bildern gestalten.

Sein Äußeres — um auch hiervon ein Wort zu sagen — entsprach in gewissem Sinne nicht den Vorstellungen, die man sich von einem Dichter und Denker zu machen pflegt. Da fehlte ganz die interessante bleiche Farbe, die schwermütigen dunkeln Augen, die von inneren Kämpfen zeugende Hagerkeit. Wer ihn sah, durfte vielmehr in der breiten, kräftigen und stämmigen Gestalt mit der rötlichen frischen Gesichtsfarbe einen intelligenten Gutsbesitzer vom Lande vermuten. Doch zeigte die breite, weiße Stirn den geistig bedeutenden Mann an, wenn sie auch keine sogenannte „Denkerstirn“ war. Denn reiches, ursprünglich blondes, im Alter weißes Haar bedeckte seinen Scheitel; es war ebenso wie der starke Schnurr- und Knebelbart stets wohlgepflegt. Die lange, vorn abgestumpfte Nase und das kraftvoll vorspringende Kinn ließen auf Energie des Denkens und Wollens schließen. Die hellblauen Augen waren infolge der Kurzsichtigkeit merkwürdig zusammengekniffen, tiefliegend und klein, die Augenwinkel zeigten zahlreiche Falten, wie häufig bei Kurzsichtigen. In seinem Blick verband sich ruhiger Ernst mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Seine Bewegungen waren langsam, seine Haltung stramm und gerade, wie die eines pensionierten Majors, aber außerhalb des Hauses, weil er nicht scharf sah, nicht ganz sicher, weswegen er auch lieber fuhr als ging. Seine Sprache verriet nur sehr geübten Ohren noch den geborenen Schlesier, sie war durch die lange Abwesenheit von seiner Heimat fast dialektfrei geworden. Seine Kleidung und sein ganzes Auftreten war einfach und bescheiden, aber behäbig.

Das am wenigsten erfreuliche Kapitel in Freytags Leben sind seine Familienverhältnisse. Durch seine ganze echtdeutsche Naturanlage, welche durch die Eindrücke seiner Jugend und seines Vaterhauses noch verstärkt war, hatte er einen lebendigen Sinn für ein warmes und inniges Familienleben. Wie verherrlicht er in den „Erinnerungen" das Verhältnis des deutschen Mannes zu seiner Gattin, welche ihm im wohlgefügten Haushalt Vertraute und Genossin ist auch über den Kreis der Familie hinaus, überall da, wo sein Gemüt stark beteiligt wird! Wie freut er sich dieser Innigkeit der Ehen in den Mittelklassen Deutschlands, um die uns manche Nation beneiden könne, und die die beste Bürgschaft sei für unsere Dauer! Wie liebevoll entwirft er mit feiner und scharfer Zeichnung das Bild des warmen Herzensverhältnisses seines Freundes Karl Mathy seiner Gattin Anna, und wie oft wird in seinen Werken überhaupt das Idealbild des liebevollen, tapfern deutschen Weibes geschildert! Ihm selbst ist dieses höchste Erdenglück des Mannes erst in höherem Alter zu teil geworden. Was er in dieser Beziehung im Mannesalter erlebte, war so trübe, daß er davon auch den vertrautesten Freunden gegenüber nicht sprach. Er trug dies langdauernde, wiederholte und schwere Leid schweigend, wie es dem Manne geziemt. Wenige kurze Andeutungen darüber mögen genügen. Genaueres mitzuteilen, kann erst Sache der Zukunft sein.

Von seiner ersten Gemahlin Emilie, geborenen Scholz, haben wir S. 59 geredet. Dieselbe starb nach langem, schwerem Leiden im Oktober 1875. Einige Wochen vorher lernte er Marie Kunigunde Dietrich kennen, welche ihm zwei Söhne gebar, Gustav im August 1876 und Waldemar im Dezember 1877. Diese Frau verfiel in Trübsinn, der sich allmählich zum Irrsinn steigerte. Über die langen, traurigen Jahre, die er mit beiden Frauen verlebte, half ihm außer der eisernen Energie seines Willens nur eins hinweg, nämlich die rastlose Arbeit, das stete Studieren, Schaffen und Gestalten. Am 19. Januar 1884 starb der jüngere seiner beiden Söhne, Waldemar, an der Diphtheritis, ein Schlag, der auf das Befinden seiner Gattin einen so unheilvollen Einfluß ausübte, daß er sie bald darauf einer Nervenheilanstalt übergeben mußte. Später wurde die Ehe geschieden, und die Unglückliche starb erst im März 1896 in der Privatirrenanstalt des Doktor Brosius zu Bendorf am Rhein.

Aber schon im Jahre zuvor hatte Freytag Frau Anna Strakosch kennen gelernt. Es war der Anfang zu einem Verhältnisse, welches dem Dichter einen wenn auch späten, so doch vollen Ersatz für das Entbehrte gewähren sollte.

Er erhielt im Herbste 1883 in seinem Hause zu Wiesbaden unvermutet den Besuch Alexander Strakoschs und seiner Gattin Anna, geb. Götzel aus Wien. Strakosch war Professor am Wiener Konservatorium und Vortragsmeister bei Heinrich Laube, der ihn — wie er das in seinem Buche „Das Wiener Stadttheater" ausdrücklich bezeugt — ungemein hochschätzte. Freytag kannte ihn von Leipzig her, wo er im Hause Laubes oft mit ihm zusammengetroffen war (vgl. S. 57). Nun brachte das Ehepaar Grüße des alten Freundes. Freytag war durch den andauernden häuslichen Druck, der auf ihm lastete, still und ernst geworden.

Als dann, nach dem Tode des Sohnes und der Überführung der Gattin in eine Nervenanstalt, Frau Strakosch bei einem späteren Besuche Freytag wiedersah, entstand in ihr das Mitgefühl für den schwergeprüften Dichter, und sie suchte ihn nach Kräften aufzuheitern. Es gelang ihr, einen Briefwechsel mit dem sonst so schwer Zugänglichen anzuknüpfen, in welchem nicht nur die Tagesfragen, sondern auch tiefer liegende Dinge behandelt wurden. Für ihre Sammlung von Handschriften berühmter Leute verschaffte ihr Freytag manch wertvolles Stück. Es folgten weitere persönliche Begegnungen, zuerst in Wiesbaden, und das Verhältnis zwischen den beiden Menschen wurde trotz des großen Abstands der Jahre immer inniger. Frau Anna Strakosch war es, die den Dichter bewog, seine „Gesammelten Werke" herauszugeben und denselben die „Erinnerungen" voranzuschicken. Sie half ihm bei der Arbeit und schrieb die „Erinnerungen" größtenteils nach seinem Diktat nieder.

Das Andenken an diese Zeit ist durch das den „Erinnerungen" vorgesetzte Gedicht festgehalten, worin er sie „Vertraute meiner Werkstatt, Mahnerin" nennt. In den früheren Auflagen steht darüber noch die Widmung: „An Frau Anna Strakosch," seit 1895 ist diese auf des Dichters Wunsch weggelassen.

So hat sich Frau Anna Strakosch um den Dichter und zugleich um unsere Litteratur ein bedeutendes Verdienst erworben. Aber auch in anderer Beziehung erwies sie sich durch Rat und

That dem Dichter nützlich. Sein älterer Sohn, Gustav, war ein nervöses Kind, Frau Anna nahm sich seiner an und hatte die Freude, ihn durch ihre Ratschläge, Pflege und Behandlung sich allmählich kräftigen zu sehen. Unter anderm gab sie auch den Rat, daß der Knabe in Gainfahren bei Vöslau-



Gustav Freytag und seine dritte Gattin.
Gelegenheitsbild.

Wien eine Wasserkur durchmachen möge. Freytag ging darauf ein und weilte vom Juni bis Oktober 1887 mit seinem Sohne in dem Elternhaus der Frau Anna zu Vöslau. Unter deren Pflege und der ärztlichen Behandlung des Vorstehers der Kaltwasserheilanstalt in dem nahen Gainfahren besserte sich das Befinden des Knaben zusehends.

Während dieser ganzen Zeit setzte Freytag die Arbeit an



Mein Mann und ich. 1889. Anna Freytag

seinen „Gesammelten Werken“ fort, wobei ihm Frau Anna half. Auch auf die Ordnung und Sammlung seines Briefwechsels war sie schon damals bedacht. Sie kam dann mit ihren Kindern nach Wiesbaden zu Freytag, erst als Besuch, bald aber dauernd, um die fehlende Hausfrau zu ersetzen. Der Seelenbund zwischen beiden war mit der Zeit so fest und innig geworden, daß die Ehe den einzig natürlichen Abschluß desselben bildete. Aber es bedurfte noch jahrelanger Bemühungen und Kämpfe, bis es beiden gelang, frei zu werden. Nach rechtskräftiger Scheidung von ihrem ersten Manne wurde sie die dritte Gattin Freytags. Am 10. März 1891 wurde die Trauung in Siebleben vollzogen; Herzog Ernst ließ es sich nicht nehmen, als Trauzeuge zu fungieren und seinen herzoglichen Küchenwagen mit allerlei Eß- und Trinkbarem zur Erhöhung der Festfreude nach Siebleben hinauszusenden; er selbst verweilte behaglich und froh in der kleinen Hochzeitsgesellschaft. Da Frau Strakosch jüdischer Abstammung und Religion war und ebenso ihre drei Kinder aus erster Ehe, so ließ Freytag, der auch für deren Erziehung zu sorgen übernommen hatte, sie in ihrer angestammten Religion erziehen.

Ein Jahrzehnt war der Dichter vereinsamt gewesen. Jetzt nach der „Regelung seines Haushalts“, wie er es nannte, lebte er noch einmal auf, erweiterte den Kreis seiner Bekannten, besuchte wieder Gesellschaften, machte auch Reisen mit der Frau und befand sich in glücklicher und gehobener Stimmung. Es war eine große Herzensneigung, die ihn mit seiner dritten Frau verband, und die Jahre inneren Glückes, die er mit ihr verlebte, sind dem so lange in Einsamkeit und häuslicher Trübnis Lebenden wohl zu gönnen. Ja, der lyrische Quell sprang von neuem in ihm auf. Eine große Anzahl Gedichte hat er an sie gerichtet, und aus den Briefen, die er ihr in den zwölf Jahren seit der ersten Begegnung geschrieben, atmet wärmste Zuneigung und steigendes Glücksgefühl gegenseitigen Verständnisses. Er nannte sie „Ilse“, weil ihn ihr Wesen an das der Frau Professorin in der „Verlorenen Handschrift“ erinnerte. Auf seinem Schreibtisch stehen noch jetzt, von seiner Hand geschrieben und in Rahmen gefaßt, die an sie gerichteten Worte: „Sei tapfer, Ilse, das Leben ist schwer!“

Von den Gedichten möge ein zwei Monate vor seinem Tode entstandenes hier seinen Platz finden:

Meiner geliebten Ilse,
als sie aus Straßburg und Zürich heim kam:

Weilst du mir fern, leb' ich in Schmerzen;
Und halt' ich dich an meinem Herzen,
So sing' ich froh: „Du mein, ich dein."
Und dennoch frag' ich: Wann fühl' ich am tiefsten
Die Seligkeit, dir lieb zu sein?
Ist's Lieb' in Freude, Lieb' im Leide? —
Zum höchsten Glück gehören beide.

(1. Februar 1895.)

Und wieder einige Wochen später, am 10. März, mahnt er in prophetischer Ahnung seines nahen Todes die Welt, nach seinem Heimgange nicht sein Weib zu versehren.

Am 3. März 1895 war der Dichter noch frisch und fröhlich nach Gotha gereist, um an einer Konferenz wegen eines zu stiftenden Herzog Ernst-Denkmals teilzunehmen. Ein Herzfehler hatte sich schon früher entwickelt, ohne ihn jedoch erheblich zu belästigen. Jedenfalls sah man dem immer noch kräftigen Manne keinerlei Leiden an. Außerdem hatte er, wie immer, im Winter viel an Katarrhen gelitten. In Wiesbaden erkrankte er am 16. April von neuem an einem heftigen Lungenkatarrh, blieb jedoch außer Bett und ging sogar noch in den Garten. Doch entwickelte sich in einigen Tagen eine Lungenentzündung, welche durch die Komplikation mit dem Herzleiden sehr bald ein bedenkliches Ansehen gewann. Trotz Anwendung aller nur möglichen kräftigenden Mittel ließ sich doch die überhandnehmende Schwäche des Herzens nicht mehr bannen. Doch blieb der Kranke heiteren Geistes und hatte noch für seine Familie und für seinen Freund Stosch, der ihn bis zu seinem Tode besuchte, freundliche Worte. Erst am 29. April trat längere Bewußtlosigkeit ein. Den 30. über lag er fast in ununterbrochenem Schlummer. Seine Gattin war in den letzten Tagen und Nächten nicht von seinem Lager gewichen und ruhte auf dem an sein Bett angerückten Sopha. Sein Kopf lag auf ihrem Arm, und ihre Hand hielt er fest in der seinen, an seine Lippen gedrückt. So lag er den ganzen Tag still. Als seine Frau abends um 9 Uhr seinen Kuß nicht mehr auf ihrer Hand spürte, merkte sie, daß er ausgeatmet hatte. Der Tod entstellte die Züge nicht.

Am 3. Mai fand im Sterbehause eine großartige Leichenfeier statt. Der Tote lag im Grünen zwischen brennenden Kandelabern aufgebahrt, und zahllose Kränze, zum Teil so groß

wie Wagenräder, Schleifen und Palmen bedeckten den Katafalk. Auch der Kaiser hatte einen prachtvollen Kranz aus Lorbeer, Maiglöckchen und Rosen übersandt. Der Kranz Ernsts von Wildenbruch trug auf seiner Schleife folgende Zeilen:

Stumm ist der Mund, es frieret die Hand, und es schlummert der Meister;
Zu der lebendigen Welt spricht sein lebendiges Wort.



Gustav Freytag auf dem Totenbette.
Gezeichnet von E. Wichgraf.

Eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten war erschienen, selbst aus dem entfernten Breslau war Frau Molinari, die alte Freundin des Dichters, herbeigeeilt, dem geliebten Toten die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem die Reden gehalten und die Gesänge des Theaterchors verklungen waren, bewegte

sich ein unabsehbarer Trauerzug, eine Militärkapelle an der Spitze, zum Taunusbahnhof, von wo die Leiche in Begleitung von Frau und Kindern nach Siebleben überführt wurde. Die Kränze und sonstigen Spenden nahmen einen ganzen Eisenbahnwagen ein.

Die Feier in Siebleben hatte einen einfachen, ländlichen Charakter und entsprach also so recht dem anspruchslosen Wesen des Dichters. Der Sieblebener Kriegerverein samt dem Pastor des Ortes führten spät am Abend den Toten in feierlichem Zuge von dem Bahnhofe zu Gotha nach Siebleben über, wo er von dem Ortsvorstand empfangen und dann in dem neben dem Wohngebäude liegenden, reich mit Blumen geschmückten Gartenhause aufgebahrt wurde. Die alten Krieger hielten die Nacht hindurch die Ehrenwache am Sarge. Am andern Morgen um elf Uhr fand in der kleinen, aber mit frischem Maiengrün aufs freundlichste geschmückten Kirche nochmals eine Totenfeier statt, an welcher außer zahlreichen Gästen aus der Stadt Gotha fast die ganze Gemeinde Siebleben teilnahm; der Pastor feierte ihn, seiner amtlichen Stellung entsprechend, weniger als Mann der Litteratur und der Dichtkunst, denn als warmen Freund und Förderer der Gemeinde, mit welcher, wie er sagte, die ganze große Gustav-Freytag-Gemeinde an der Bahre stehe, um zu danken und zu trauern. Dann wurde der Sarg auf dem die Kirche umgebenden Friedhofe in der gemauerten Gruft beigesetzt, in welcher auch die erste Gattin des Dichters ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte; auch seine dritte Gattin wird laut testamentarischer Bestimmung dereinst an seiner Seite ruhen.

So wurde Gustav Freytag von deutschen Bauern zu Grabe getragen, ein Anblick, welcher die volkstümliche Bedeutung des Dichters besser veranschaulichte, als lange Reden am Sarge dies vermocht hätten. Auch die Vögel gaben ihrem alten Freunde das Geleit. Während die Trauergemeinde gemeinschaftlich den ersten Vers von „Jesus meine Zuversicht“ sang, während die Freunde und Nachbarn die drei Hände voll Erde auf den Sarg warfen, flatterten die Dorfschwalben im Frühlingssonnenschein fröhlich zwitschernd über dem offenen Grab, als wollten sie den Leidtragenden verkünden, daß der Geist des Dahingeschiedenen nicht der Erde, sondern der Luft und dem Lichte angehöre, daß er in deutschen Landen seine erquickende und erhellende Wirkung nach wie vor ausüben und dem deutschen Volke nicht verloren gehen werde.



Freytags Grab in Siebleben.

## XVII. Zusammenfassende Würdigung.

Freytags Bedeutung für die deutsche Litteratur und das deutsche Volk ist eine vierfache. Er hat gewirkt als Politiker, als Kulturhistoriker, als Kritiker und als Dichter, vier sehr entgegengesetzte Richtungen, die sich bei ihm indessen auf das innigste durchdringen und in seinen Schriften so eng miteinander verbunden sind, daß ihre Grenzen vielfach verwischt erscheinen. Die Wurzel seines Wesens ist die Liebe zu seinem Volke und Staate. Er selbst bezeichnet an vielen Stellen seiner Schriften als das höchste Glück des Mannes nicht etwa das traute Zusammenleben mit Weib und Kind — wir können aus dem Gange seines Lebens verstehen, warum nicht —, sondern den Stolz auf seinen Staat, den er auch das männlichste der Gefühle nennt, die Freude am Gedeihen des Vaterlandes, den „Gewinn, als Einzelner teil zu haben an dem politischen Fortschritt seines Volkes."

Als politischer Tagesschriftsteller hat er ganz wesentlich dazu beigetragen, die Grundanschauungen vom nationalen Staat und von den Aufgaben der deutschen Politik zu formen, welche jetzt allgemeiner Besitz des gebildeten und patriotisch gesinnten Teiles unseres Volkes sind. Doch erstreckt sich diese Einwirkung nicht auf das Gebiet der wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die ihm ferner lagen. Er sprach nur gemäß den Erfahrungen, die er beim schlesischen Weberaufstand gemacht hatte, gelegentlich seine Ansicht dahin aus, daß der Staat allein ohne die Arbeitgeber den Arbeitern nicht zu helfen vermöge.

Als Kulturhistoriker hat er bei der Mehrzahl unserer Gebildeten erst das Interesse für das Leben, Denken und Fühlen früherer Geschlechter geweckt und den Blick für das eigenartige Leben der Vergangenheit geöffnet, so daß in dieser Beziehung ganz deutlich ein Unterschied wahrzunehmen ist zwischen der älteren, jetzt fast abgestorbenen Generation, die noch ohne Freytag aufgewachsen ist, und der jüngeren, der die in den Jahrhunderten angesammelten Schätze des deutschen Volksgeistes durch Freytag in gemünztes und gangbares Gold gewandelt worden sind. Indessen hat Freytag seine kulturgeschichtlichen Arbeiten nicht lediglich, ja nicht einmal in erster Linie geschrieben, um die Kenntnis der Vergangenheit zu fördern. Er wollte vielmehr

„einige der großen Gedanken darstellen, welche das Leben unserer Nation gerichtet haben, und einige der klugen Lehren, welche aus dem Strom der Geschichte für die Zukunft geschöpft werden können.“ Freytag war also weit davon entfernt, wie die Romantiker mit schwermutsvoller, sehnsüchtiger Träumerei sich in eine nie gewesene herrliche Vergangenheit zu versenken. „Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit.“ Mit diesem frischen Windstoß aus der Gegenwart und ihrer Größe heraus, mit dem er seine „Bilder“ beginnt, verscheucht er die phantastischen Nebel, welche romantische Schwärmerei über Mittelalter, Rittertum, Kreuzzüge u. s. w. gebreitet hatte. Freytag ist auch als Kulturhistoriker bei aller Achtung vor der Vergangenheit und bei aller Liebe zu den Ahnen moderner Gegenwartsmensch, der für die Zukunft seines Volkes arbeitet. Die Väter haben uns trotz ihrer ungleich größeren Gebundenheit und Unfreiheit ein gewaltiges Erbe hinterlassen, wir, die wir so viel freier dastehen, sollen uns also von ihnen nicht beschämen lassen, aber nicht in Gebilden der Vergangenheit das Heil suchen, sondern aus unserm Geiste heraus die Formen schaffen, die für unser Leben und Wesen passen, und vor allen Dingen die Fehler, welche in der Vergangenheit gemacht worden sind, vermeiden.

Als Kritiker und Ästhetiker ist er besonders auf dem Gebiete des Dramas von weitreichendem Einfluß gewesen; seine „Technik“ hat für jüngere dichtende Dramatiker und ältere erklärende Didaktiker eine Art kanonischer Geltung erlangt. Aber auch über die epische Dichtung der neueren Zeit, nämlich über den Roman und die Novelle, entwickelt er in einigen zusammenhängenden, aber knappgefaßten Aufsätzen und in vielen gelegentlichen, zerstreuten Bemerkungen seine Ansichten. Diese sind zwar weniger bekannt geworden als die über das Drama, weil sie nicht, wie diese, in Buchform gefaßt und dadurch allgemein zugänglich gemacht worden sind; sie sind aber darum nicht weniger beachtenswert. Besonders angehende Roman- und Novellendichter, aber auch Leser, die mit Verstand zu genießen wünschen, sollten diese Gedanken nicht ungenützt lassen. Beachtet man doch auch sonst, wenn ein Meister vom Fach kund thut, was er in langjähriger Übung seines Handwerks für Erfahrungen und Grundsätze gewonnen hat. Je länger

man nachdenkend über den kurzgefaßten Auseinandersetzungen Freytags verweilt, um so mehr wird man die Treffsicherheit erkennen, die er auch hier bewährt.

Freytag verlangt vom Roman vor allem, daß er eine einheitliche, abgeschlossene, vollständig verständliche Geschichte erzähle, die den Leser erfreut und erhebt, weil ihr innerer Zusammenhang der Vernunft und den Bedürfnissen des Gemütes völlig Genüge thut. Darum soll der Dichter eine Begebenheit erzählen, die verdient, daß sich der Leser dafür interessiere. Das geschieht entweder, wenn die geschilderten Ereignisse an sich bedeutend sind, oder wenn sie Menschen betreffen, die uns durch den Dichter lieb gemacht worden sind, oder wenn der Dichter durch Farbe und schöne Laune das an sich Geringe wirkungsvoll mit seiner Seele zu erfüllen weiß. Darum bedarf der Dichter ein starkes, freudiges Gemüt voll guten Zutrauens zu der Menschheit. Ebensosehr aber bedarf er Kenntnis des Lebens und der menschlichen Charaktere, und eine solche läßt sich nur durch eine Fülle von Beobachtungen gewinnen.

Daß Freytag diesen letzten Grundsatz so hervorhebt und in seinen eigenen Romanen so sichtbar hochhält, stellt ihn zu der Richtung, welche Ästhetik und Litteraturgeschichte unter dem Schlagwort „Realisten“ zusammenzufassen pflegen. Mit dem modernsten Auswuchs des Realismus, dem sogenannten Naturalismus, hat er dagegen keine Gemeinschaft als höchstens die, daß auch dieser Kenntnis des Lebens und reiche Beobachtung für unumgänglich notwendig zum Dichten ansieht. Aber der „experimentierende Roman“ Zolas bleibt — wenigstens theoretisch, wenn auch nicht durchweg in der Praxis — bei der Beobachtung stehen, Freytag geht darüber hinaus. Zola will sich damit begnügen, zunächst eingehende Studien mit Gründlichkeit und Sorgfalt zu machen, und dann seine Beobachtungen bis ins einzelnste hinein und genau der Wirklichkeit entsprechend wiederzugeben; so wird ihm die Dichtung zur Wissenschaft, und wenn er dem Leser mehr bietet, so thut er das nicht kraft seiner Theorie, sondern trotz derselben kraft seines dichterischen Instinktes. Freytag dagegen will nicht, daß seine Poesie nur eine „schlechte Nachschrift der Wirklichkeit“ werde oder „etwa eine unschöne Mischung von plumper Wirklichkeit und gekünstelter Empfindung“; der echte Dichter wird vielmehr das, was ihm das Leben für

sein Werk bietet, in seiner künstlerisch schaffenden Seele so umbilden, daß daraus „etwas ganz anderes, in der That ein Neues“ entsteht. Nicht photographische Wiedergabe, sondern freie Verwertung der Wirklichkeit mit Unterordnung unter höhere Zwecke ist ihm das Wesen des künstlerischen Schaffens und allein im stande, dichterische Wahrheit hervorzubringen, welche himmelweit verschieden ist von der natürlichen Wirklichkeit.

Welch scharfer Gegensatz ferner in der Grundstimmung der Seele zwischen dem maßvollen Realisten Freytag und den modernen Naturalisten! Dort ein freudiges, heiteres Gemüt, das auch in dem Schlechten und Verkehrten gern noch Gutes findet, eine schöne Laune, welche durch das Gewebe der Erzählung hindurchleuchtet; hier trübseliger Pessimismus, Glaube an eine unbezwingliche Macht des Bösen, an einen unaufhaltsam hereinbrechenden Verfall. Daher dort der Eindruck auferbauend, erfrischend, erquicklich, hier niederdrückend und verstimmend.

Auch die durchgebildete technische Form, welche Freytag von dem Roman verlangt, liegt dem Naturalismus fern. Freytag bezeichnet nämlich als die drei notwendigsten Erfordernisse des kunstmäßig ausgearbeiteten Romans: eine klare Exposition, eine fesselnde Verwicklung, welche in einem ausgeführten Höhepunkt gipfelt, und eine kräftige Katastrophe. Demgemäß soll der Roman gerade wie das Drama in fünf Teile zerfallen· Exposition, steigende Handlung, Höhe, Umkehr und Katastrophe. In „Soll und Haben“ bildet z. B. der Ruin des Freiherrn und die Trennung Antons vom Geschäft den Höhepunkt, das dritte Buch, Antons Rückkehr und Einlaufen in den Hafen des Glücks die Katastrophe; der Umkehr, welche die polnischen Wirren schildert, hat der Dichter eine breitere Ausführung gegeben und sie deswegen in zwei Bücher gesondert. Darum beträgt in „Soll und Haben“ die Gesamtzahl der Bücher ausnahmsweise sechs, während die Theorie in der „Verlorenen Handschrift“ rein durchgeführt ist.

Sicherlich wird der Romandichter, welcher diesen technischen Weisungen folgt, seinem Werke eine strenge Geschlossenheit der Form und einen wahrhaft kunstmäßigen Aufbau geben. Die Einteilung in fünf Bücher ist allerdings dazu nicht unbedingt notwendig; Freytag selbst hat sie in den kleineren Romanen, den „Ahnen“, fallen lassen. Aber die allgemeinen Forderungen:

klare Exposition, starker Knotenpunkt der Verwicklung, kräftige Katastrophe liegen in der Natur der menschlichen Seele zu tief begründet, als daß sie ungestraft vernachlässigt werden könnten. Die moderne Naturalistik freilich setzt sich auch über sie hinweg und glaubt, diese Gesetze unbeachtet lassen zu müssen, weil sie in der Wirklichkeit der Geschehnisse nicht so nackt zu Tage treten; darum spinnt sich in ihren Werken die Handlung so langsam und häufig so langweilig dahin, und die Erzählung kommt oft nicht zu einem rechten Abschlusse. Von den französischen Dichtern zeigt Daudet noch eine geschlossene, fast dramatische Komposition, bei Zola ist alles gelockert, breit und zerflossen, soweit ihn nicht etwa seine natürliche Begabung unbewußt auf richtigere Wege leitete; die Komposition seiner Romane hat nicht einmal epische, geschweige denn dramatische Festigkeit.

Bei solchen tiefgehenden Gegensätzen ist klar, daß sich Freytag gegen die Erzeugnisse des Naturalismus und Pessimismus ablehnend verhalten mußte. Selbst der große Russe Turgenjew, dessen bedeutendes Talent er willig anerkannte, machte auf ihn keinen Eindruck, weil — wie er sagte — durch seine Schöpfungen ein unheimlich pessimistischer Zug gehe; den könne die Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen nicht aufwiegen. Strenger ging er mit den deutschen Nachfolgern Ibsens ins Gericht. Er sah in ihnen hauptsächlich Spekulanten, die um jeden Preis Aufsehen erregen und dadurch nach Kräften Tantiemen erlangen wollten, die alles unfertig hinstellten und es dem Publikum überließen, sich dabei zu denken, was es wolle. Lascivitäten und Aufreizungen seien die Hauptmittel ihrer Erfolge. An Hauptmanns, des Begabtesten, bedeutendes Talent knüpfte Freytag große Hoffnungen, doch erkannte er auch die starken Anlehnungen an berühmte Vorbilder, z. B. des „Biberpelzes“ an Kleists „Zerbrochenen Krug“; „Die Weber“ verwarf er als eine nutzlose Aufreizung der arbeitenden Klassen, die nur verderblich wirken könne. Auch in Sudermann wußte er den Dramatiker wohl zu würdigen; er studierte ihn als Mitglied der Preisrichterkommission für den Schillerpreis gründlich und hätte ihn gern zur Berücksichtigung empfohlen, wenn seine Stücke nur nicht eine so herausfordernde Tendenz gehabt hätten.

Als ein Krebsschaden der modernen Romanschriftstellerei

erschien ihm ferner mit vollem Recht die Zerstückelung der Dichterwerke zu kurzen Abschnitten im Unterhaltungsteile der Zeitungen. Er selbst lehnte, als ihm einst von einer großen Zeitung ein dahingehender Vorschlag unter Anerbietung eines ungewöhnlich hohen Honorars gemacht wurde, dieses Ansinnen rundweg ab, weil er es mit seinem künstlerischen Gewissen nicht vereinigen konnte.

Der Hauptfehler speziell der deutschen Romandichter ist nach seiner Anschauung der, daß sie die Handlung gern auf künstlich und willkürlich zusammengedachte Charaktere gründen. Nicht auf Charakterseltsamkeiten, sondern auf nur leichte Abtönungen des Durchschnittscharakters der Menschen einer Zeit sollen sich nach ihm die erzählten Ereignisse aufbauen, wie z. B. in der Novelle von Romeo und Julie die Leidenschaft der Liebenden dieselbe ist, welcher jeder feurige Italiener damals fühlte und noch fühlt. Die Charaktere sollen also so angelegt sein, daß sich der Durchschnittsleser mit Leichtigkeit in ihrem Thun und Lassen, in ihren Leiden und Freuden heimisch fühlen kann. Uns Deutschen wird die Erfindung einer interessanten und spannenden Geschichte schwerer als den Romanen — man denke nur an die ältere italienische Novellistik; dagegen haben wir eine größere Freude an der Originalität und Besonderheit einer geschlossenen Persönlichkeit. Vollends bei der modernen deutschen Romanschriftstellerei liegt wegen des tieferen psychologischen Blickes, der feineren Dialektik der Sprache und endlich wegen der mächtigen Einwirkung des Dramas die Gefahr nahe, daß die Gedanken und Empfindungen der Helden zu große Macht über die Ereignisse erlangen. Hierdurch und durch die beständigen Gespräche der Personen wird die epische Erzählung häufig einem Drama allzu ähnlich. Bei erzählenden Dichtern germanischen Stammes wird in der Regel der Charakter des Helden und vielleicht einzelne ungewöhnliche Situationen, in welchen sich derselbe zeigen soll, eher reif als der Gang der ganzen Begebenheit. Der Held sucht erst gleichsam seine Geschichte, und die Erzählung wird zusammengedacht, damit einzelne vorempfundene Gedanken und Besonderheiten des Helden zur Darstellung kommen. Der Dichter sollte statt dessen immer erst den Zusammenhang der Ereignisse erfinden und dann den Charakter der Hauptgelden wie der Nebenpersonen ausarbeiten.

Dann wird der Inhalt seiner Geschichte dem gesunden Menschenverstande und dem Gemüte der Leser eher Genüge thun, als wenn er den umgekehrten Weg einschlägt, der dem Deutschen freilich von Natur näher liegt.

Man sollte meinen, daß bei solchen Grundsätzen in Freytags eigenen Romanen die eigentliche Handlung, der Verlauf der Hauptbegebenheiten das Interessanteste und Wichtigste geworden wäre. Dennoch haftet, wie wir sahen, die Teilnahme des Lesers weniger an der Führung des großen Ganzen als an dem Einzelnen, an der Schilderung der Personen in ihrem Berufs-, Verkehrs- und Gemütsleben, an den menschlichen Lebenskreisen, Beschäftigungen und Bestrebungen, welche der Dichter so künstlerisch abgeklärt und lebenswahr zu schildern versteht. Mag er z. B. auch den Adel, den Fürstenstand ins Schwarze malen, immer läßt er seinen Edelmann, seinen Fürsten so denken und handeln, wie Leute dieser Stände es thun; solche werden in Freytags Gestalten stets Fleisch von ihrem Fleisch erkennen. Wie kommt es also, daß die Haupthandlung in Freytags Romanen trotz seiner theoretischen Grundsätze in den Augen des Lesers vor der Charakteristik und Einzelschilderung in den Hintergrund tritt?

Die Ursache ist eine zwiefache. Erstens ein andrer Grundsatz Freytags: der erzählende Dichter soll sich, wenn er auch eine des Interesses werte Begebenheit erzählen soll, dennoch möglichst vor außergewöhnlichen Erscheinungen und Situationen hüten, er soll „nicht das Abenteuerliche, Seltsame, in feindlichem Gegensatz zu der gewöhnlichen Lebensordnung Ringende, sondern Heiteres oder Rührendes geben, das aus unserem Alltagsleben herauswächst“. Zweitens geht Freytag nicht nur bei den Begebenheiten, die er erzählt, sondern auch bei den Leidenschaften, die er schildert, nie über ein gewisses ruhiges, mittleres Maß hinaus. Besonders bei der Liebesleidenschaft. Ihm selbst ist in der Jugend kein reiches und leidenschaftliches Liebesleben zu teil geworden, wozu Schicksal und Temperament wohl in gleichem Maße beigetragen haben. Darum vermag er die höchsten Stufen der Leidenschaft nicht zu schildern. Die Liebe ist in seinen Romanen nicht das einzige und höchste, alles andere mitumfassende Glück des Menschen, sondern durchleuchtet gleichsam nur mit mildem Glanze sein Leben und Streben,

befruchtet sein Gemüt und stählt sein Herz zu mutiger und treuer That. So ist es im Leben auch. Verzehrend flammende Liebesleidenschaft ist bekanntlich selten, ein mehr oder weniger warmes Mittelmaß herrscht vor. Auch das Gebahren der Liebenden hat in Freytags Romanen leicht einen gewissen bürgerlichen, bisweilen fast spießbürgerlichen Anstrich; feurige Liebesgespräche u. dgl. wollen dem Dichter nicht recht aus der Feder. Das Wiedersehen zwischen Anton und Sabine z. B. wollte nach seinem eigenen Geständnis „nicht recht herauskommen", sondern ist „dürftig geblieben". Er rechnet diese Scene zu den „kleinen Übergängen", es ist aber eine Hauptscene, auf welche das Interesse des Lesers seit lange gespannt ist; hier sähen vielleicht die meisten gern etwas mehr Wärme und Leidenschaft.

Im ganzen aber giebt Freytag auch in dieser Beziehung gerade das, was der großen Menge seiner Leser angemessen und verständlich ist. Wie wenig Deutsche könnten auch einem Romeo, einer Julie oder einer Franceska von Rimini nachempfinden! Bei den Freytagschen Liebes- und Ehepaaren fühlen wir uns dagegen in unserem Elemente. Darum ist ganz richtig, was A. Stern sagt: eine spätere Zeit wird in Freytags Romanen vielleicht das spannende und leidenschaftlich aufregende Moment ebenso vermissen wie die jetzige in Walther Scotts Dichtungen, den sich Freytag übrigens in vielen Beziehungen zum Muster genommen hatte und wegen seiner Erzählerkunst höchlichst pries; dagegen werden seine beiden Hauptwerke dem künftigen Geschichtschreiber die Empfindungen, Gesinnungen und Hoffnungen der mittleren Volksschichten mehr als andere Bücher offenbaren. Auch die Menschen, die Freytag zeichnet, sind keine überragenden Geister, sondern solche, wie wir sie täglich sehen.

Freytag ist somit weder in der Größe und Neuheit seiner Ideen, noch in der Erfindung seiner Begebenheiten, noch in der Gestaltung seiner Charaktere ein Dichter ersten Ranges, er hat der Litteratur keine durchaus neuen Bahnen gewiesen, der Poesie keine neuen Formen eröffnet. Von den Schranken, welche ihm seine Begabung und die litterarischen Zustände seiner Zeit setzten, hatte er selbst ein ganz klares Bewußtsein. „Nicht jeder Zeit ist es vergönnt" — so sagt er in der Widmung von

'Soll und Haben' — „dem Schönen in edelster Form den höchsten Ausdruck zu geben, aber wahr soll der erfindende Künstler sein gegen seine Kunst und gegen sein Volk."

Wahr zu sein gegen sein Volk vermochte Freytag deswegen so vollkommen, weil er ganz und gar Deutscher war. Er besaß zwar umfassende Kenntnisse in Geschichte, Litteratur und Geistesleben anderer Völker, aber nur in der ersten Hälfte seines Lebens gestattete er fremden Bildungselementen eine thatsächliche Einwirkung auf sein Inneres. In seiner Jugend hatte ihn eine Zeitlang die französierende Richtung des jungen Deutschlands gefesselt, und besonders der George Sand und dem französischen Schauspiel verdankte er, wie wir gesehen, manches. Aber bald machte er sich davon los und fühlte sich schon 1846 durch das „keltische Wesen", welches in der französischen Litteratur nach Molière aufgekommen sei, angewidert und in starkem Gegensatz gegen die jungdeutsche französierende Richtung Heinrich Laubes; er seinerseits folgte der Strömung, „welche die deutsche Art in der Poesie zu Ehren bringen wollte". In Koburg am Hofe Herzog Ernsts hatte er viel Gelegenheit, mit englischen Staatsmännern und andern hervorragenden Ausländern zusammenzukommen; sie behandelten den berühmten deutschen Dichter in der Regel mit freundlicher Zuvorkommenheit und suchten den Verkehr mit ihm wohl aus der Ferne durch Briefe festzuhalten. Er hat nie Wert auf diese Beziehungen gelegt, sondern sie unentwickelt gelassen. Er sprach auch keine fremde Sprache und ist nie längere Zeit und zu Studienzwecken im Auslande gewesen. Im Spätherbst 1877 war er mit einigen Freunden in Italien, besonders in Neapel und Kapri, und im Frühjahr 1891 besuchte er mit seiner dritten Gattin die Riviera und die oberitalienischen Seen. Das waren aber nur vorübergehende Vergnügungsreisen. Fremde Völker waren ihm wie Bücher, die er gelesen hatte und nun nicht wieder aufzuschlagen nötig hatte. Er wollte es nicht machen, wie so mancher deutsche Maler, der anfangs eine ganz hübsche Eigenart entfaltet, dann zur weiteren Ausbildung nach Italien geht und dort von den mächtigen Gebilden der Renaissance erdrückt und um sein Eigenstes und Bestes gebracht wird. Ihm lag daran, sein eigenes Volk immer tiefer zu ergründen und immer besser verstehen zu lernen. Einen Zug nach dem

andern fügte er in das Bild ein, welches er sich von dem inneren und äußeren Werden desselben machte und dann anderen so trefflich zu vermitteln wußte. — Auch ein gewisses Stammesbewußtsein hielt er nach deutscher Art hoch und pflegte mit Vorliebe „wir Norddeutsche“ zu sagen.

Bei allem Stolz auf sein Volk war er aber völlig frei von dem häßlichen Auswuchs des Nationalgefühls, den wir mit einem französischen Ausdrucke Chauvinismus nennen, und von Deutschtümelei in Rede und Benehmen wollte er nichts wissen. Auch gegen eine übertriebene Angst vor Fremdwörtern sprach er sich gelegentlich aus, aber er selbst hielt als sprachgewandter und sprachgewaltiger Schriftsteller seine Rede, auch ohne dem Sprachverein anzugehören, von entbehrlichen Fremdwörtern rein. Die Schwächen seines Volkes durchschaute er sehr wohl und arbeitete an seinem Teile daran, sie zu beseitigen. Eine der bedenklichsten und verhängnisvollsten erschien ihm die gutmütige oder träge Fügsamkeit gegenüber Anmaßung und Unverstand der Regierenden. Dagegen hebt er andrerseits mit Vorliebe das unausrottbar tiefe Bedürfnis des deutschen Volkes hervor, Männer zu haben, die es von Herzen lieben und verehren kann, eine herrliche Eigenschaft, die es freilich oft dazu geführt habe, sich von seinen Helden ein idealisiertes Bild zu machen. Bei solcher deutschen Gesinnung und Gefühlsweise ist es nicht verwunderlich, daß er — wie das z. B. W. Scherer von sich gesteht — vielen tausend Deutschen die Liebe zu ihrem Volke erweckt hat.

Aufs engste verbunden mit dem deutschen Geist ist die bürgerliche Gesinnung Freytags. In den Nachrufen und Gedächtnisreden ist diese Seite ganz besonders betont worden, und auch wir haben bei Betrachtung seiner Romane immer wieder darauf hingewiesen, wie in ihnen aus dem Bürgertum aller geistige und sittliche Fortschritt hergeleitet wird. Da, wo er in den „Erinnerungen“ erzählt, wie sein Vater, unwillig über die Behandlung seines Sohnes durch die Militärbehörde, sagte: „Wäre es der Sohn eines vornehmen Mannes, er wäre anders behandelt“, ruft er aus: „Wir aber wollen bürgerliches Wesen zu Ehren bringen!“ Dennoch lag es ihm fern, sich den höheren Ständen etwa angriffs- und zerstörungslustig gegenüberzustellen. Seine Schilderungen haben vielmehr einen

erziehlichen Zweck. Er will Fürstentum und Adel zu den reichen Quellen des Segens führen, die in der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit, Gesittung und Arbeitstüchtigkeit fließen, und an diesen Segnungen Anteil gewinnen lassen. Daß arbeitsloses Genießen und anspruchsvolles Pochen auf erblich bevorzugte Stellung zum Verderben führt, das zeigt er in mehreren seiner Werke höchst eindringlich, und er giebt damit nur die allgemeine Volksempfindung wieder. Aus der Seele des Volkes heraus läßt er im „Grafen Waldemar" den Gärtner Hiller sagen: „Der Graf ist reich und vornehm; deshalb müssen wir einige Nachsicht mit ihm haben. Genau genommen sind alle die vornehmen und reichen Leute nur unsertwegen da. Wer würde uns die Kamelien abkaufen oder unsern feinen Savoyerkohl oder die Frühschoten, wenn es keine Reichen gäbe? Wir haben den Vorteil davon, ein gesundes, kräftiges Leben; sie leiden darunter, denn sie essen sich Leib und Seele krank daran. Deshalb thun sie mir leid, und deshalb halte ich ihnen vieles zu gute." So denkt der gesund und kräftig empfindende, nicht durch Hetzereien bethörte Handwerker- und Arbeiterstand.

Mit besonderer Schärfe aber hat Freytag sich wiederholt dagegen ausgesprochen, daß bürgerliche Familien geadelt werden und sich adeln lassen. Die fortwährende Vermehrung unserer Adelsfamilien durch modernen Briefadel — so führt er aus — ist schädlich für die Geadelten selbst, für die Regenten und für die Nation. Für die Geadelten; denn wenn der Adelsbrief auch weichen und schwachen Empfindungen derselben wohlthut, so ist er doch nichts weniger als ein Beweis gesunden Kraftgefühls und wird die Stärke und politische Sittlichkeit der Nachkommen des Geadelten entschieden nicht steigern. Wer sich adeln läßt, der thut es nicht, um gebildeter, besser, kräftiger zu werden, sondern aus begehrlicher Eitelkeit, und um sich und den Seinigen kleine Vorteile zu verschaffen. Ein Künstler z. B. sollte nicht vergessen, daß der von keinem irdischen Fürsten einen Adelsbrief nehmen darf, den eine höhere Macht selbst gefürstet hat der Nation zu Freude und Segen. Gar nicht zu entschuldigen aber ist ein Industrieller oder Gutsbesitzer, der den Adelsbrief wie eine Auszeichnung für sich begehrt.

Den Regenten aber schadet die Verleihung von Adelstiteln, weil sie damit den Anspruch des Adels, allein hoffähig

zu sein, anerkennen, sich selbst also die Freiheit mindern, Ehrenmänner jeder Art um sich zu sammeln und damit die größte Gefahr ihrer hohen Stellung steigern, die Abhängigkeit von den Anschauungen und Vorurteilen eines bestimmten Standes. Eine solche Abhängigkeit muß ihr Verständnis für die höchsten Interessen ihres Staates verengen. Solange deutsche Fürsten nur von Adligen umgeben sind, sind sie in Gefahr, in dem Gesichtskreise deutscher Junker zu beharren und ihrerseits wieder der Gesinnungstüchtigkeit ihres Adels einen Zusatz höfischer Unselbständigkeit zu geben.

Der Nation endlich schadet gehäufte Adelsverleihung, weil sie nur gedeihen kann, wenn neue Familienkraft unablässig aus den kleinen Kreisen menschlicher Thätigkeit emporringt und ohne jedes Hindernis für jeden Staatszweck nutzbar gemacht wird, weil es ferner gefährlich ist, die Staatsbürger in zwei Stände, welche doch von gleicher Thätigkeit und Tüchtigkeit sind, zu scheiden und durch solche Bevorzugung auf der einen Seite Dünkel, auf der andern das Gefühl unberechtigter Zurücksetzung hervorzurufen.

Diese seine aus guten Gründen erwachsene Überzeugung bewährte Freytag auch im Leben, indem er nicht nur für seine Person den ihm vom Herzog Ernst angebotenen Adel ablehnte, sondern auch für seinen Sohn Gustav, den der Herzog dann an seiner Statt adeln wollte. Er sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn er als Gustav Freytag nichts werden kann, so wird ihm ein 'von' auch nicht weiter helfen."

Freimütig und bei aller schuldigen Ehrfurcht, doch ohne zaghafte Scheu vor Rang und Würde, sprach er auch über hochstehende Personen sein Urteil aus. Im Jahre 1859 trat er, wie wir gesehen haben (S. 156), mit warmen und vorahnenden Worten für den damals bestgehaßten und allgemein verkannten Prinzen von Preußen, nachmaligen König Wilhelm, ein. Aber wo es darauf ankam, versteckte er auch die Schwächen der Regierenden nicht unter trügerischer Umhüllung, um so weniger, weil solche Herren, je mehr ihnen anvertraut ist, um so mehr Ursache haben, sich vor Willkür, Laune und Begehrlichkeit zu hüten. In diesem Sinne schrieb er in der Vorrede zu der Schrift über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone: „Der Verfasser hat durch ein langes Leben treu an dem Ge-

schlechte der Hohenzollern gehangen und ist Toten und Lebenden für manchen Huldbeweis verpflichtet, aber er ist nicht im stande, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urteil gefangen zu geben, und er ist der Meinung, daß den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß, über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen."

Die treue Anhänglichkeit an sein Herrscherhaus, die Liebe zu seinem Staate und Volke trug ganz wesentlich dazu bei, ihm die optimistische Grundstimmung seines Wesens durch das ganze Leben zu erhalten. Das, was er so oft das höchste Glück des Mannes nennt, war ihm in reichem Maße zu teil geworden. Er durfte die großartige Entwicklung der deutschen Nation aus fast unheilbar scheinender Schwäche heraus im Vollbewußtsein des reifen Mannesalters erleben, er schaute mit eigenen Augen das Größte mit an, was unsere Geschichte seit Jahrhunderten gezeitigt hat, ja er arbeitete selbst mit voller Kraft an dem Gelingen und hat wohl mehr dazu beigetragen, als ein oberflächlicher Beobachter vielleicht meint. Dazu kam dann noch die Befriedigung über den äußeren und inneren Erfolg seiner Arbeiten, „der freundliche Anteil und die Achtung seiner Zeitgenossen" und die volle Unabhängigkeit eines Mannes, „dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zuteilen konnte." „Es ist merkwürdig" — äußerte Herzog Ernst gelegentlich einmal — „Freytag kennt die Menschen und hat sie doch gern." Dieser optimistische Grundzug verleiht auch seinen Romanen die wohlthuende Wärme, den freundlichen Humor und die versöhnenden Abschlüsse, die ihnen die Neigung der Leser in so reichem Maße erworben haben. „Der Dichter muß am Leben, an den Menschen und an dem eigenen Schaffen Freude haben; er muß an die Menschheit und sein Volk glauben" — so pflegte er wohl zu sagen. Und doch war auch diesem heiteren und abgeklärten Gemüt schweres und — was schlimmer ist — langdauerndes und hoffnungsloses Leid nicht erspart geblieben. Was ihm darüber hinweghalf, war — wie wir gesehen haben — die stete und gleichmäßige Arbeit, die unter solchen Umständen freilich nur einer kräftig organisierten Seele gelingt. Wie er sich in Leben und Welt, in Glück und Unglück zu schicken verstanden, das zeigt am besten der „Lehr-

und Trostspruch", den er in ein von den Damen des „Künstlerhauses" in Zürich gestiftetes Künstleralbum mit eigener Hand eingetragen hat, und der wohl seine letzte dichterische Äußerung ist, denn einen Monat darauf nahm ihn der Tod hinweg.

Er lautet:

Im Glücke zweifelnd hören
Der Freunde stolzes Lob,
Die Arbeit sich nicht stören,
Schallt auch der Tadel grob;
Den Mantel um sich schlagen,
Wenn wild das Wetter brüllt,
Das größte Leid ertragen
Still und das Haupt verhüllt;
Sich würdig gern verneigen
Dem lieben Publikum,
Doch wenigen nur zeigen
Der Seele Heiligtum,
Die Liebe treu bewahren
In wohlverschlossenem Schrein
Und unter lauten Scharen
Gern summen: „doch allein" —
Das, vielverehrte Freunde, war
Mein Lehr- und Trostspruch alle Jahr.

* * *

Lassen wir zum Schlusse nochmals die Werke unseres Dichters an unserem Auge vorüberziehen, so fällt uns der Wechsel der schriftstellerischen Gattungen auf. Der Geist, der in seinen Werken herrscht, ist allenthalben der gleiche, aber schier unvermittelt springt er von einer Art dichterischer Produktion zur andern über. Mit einem ritterlich-romantischen Drama beginnt er seine Laufbahn, dann folgen ernste Schauspiele aus dem modernen Leben, dann ein Lustspiel mit politischem Hintergrunde. Kaum hat er den rechten dramatischen Stil und das ihm passende Stoffgebiet gefunden, so springt er vom Drama ab und geht zum Roman über. Er erringt gleich mit dem ersten Wurfe einen staunenswerten Erfolg. Da ist er schon wieder beim Drama; diesmal wird es aber eine akademisch-klassische Tragödie. Darauf schlägt die wissenschaftliche Ader vor, er schreibt kulturhistorische Bilder, fast gleichzeitig aber ein kanonisches Lehrbuch der Dramaturgik. Nun wendet er sich abermals dem Roman zu und greift wieder hinein in das volle